

EVA · SCOTT · FÉNYES ·
DE · CSOKALY.
EX · LIBRIS.

Inhalt der erschienenen Bände:

Inhalt der erschienenen Bände:

Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

Das Wissen der Gegenwart.

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXXI. u. LXXII. Band.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,
Professor an der deutschen Universität Prag.

In drei Bänden.



Leipzig: G. Freytag. 1889. Wien u. Prag: F. Tempsky.
Buchhändler der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,
Professor an der deutschen Universität Prag.

Dritter Band:

Die Erhebung der Nationen und Napoleons Ende.



Leipzig: Wien u. Prag:
G. Freytag. 1889. F. Tempsky.
Buchhändler der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Im Zenith.

Es bildet ein entscheidendes Moment im Herrscherleben Napoleon I., daß ihm in dem Augenblicke, als er die Regierungen Europas niedergeworfen und seinen Plänen unschädlich gemacht zu haben glaubte, in den Regierten ein noch unbezwungener Feind entgegentrat. Diese nachträgliche Opposition der Völker hatte er offenbar nicht vorausgesehen, als er den Staaten den Krieg erklärte, und damit denselben Fehler begangen, dessen sich seine Vorgänger im revolutionären Regimente von Frankreich schuldig machten. Denn so wenig wie diese — Konvent und Direktorium — sich darum gesorgt hatten, ob die Nationen Europas auch wirklich durch sie von ihren Fürsten befreit und unter die Führung der Frankenrepublik versammelt sein wollten, so wenig fragte der Imperator danach, ob sie auch wirklich seiner Oberleitung untergeordnet und mit seinen Gesetzen beschenkt zu sein wünschten. Er meinte für seine ehrsüchtigen Zwecke genug gethan zu haben, wenn er die einzelnen Länder in Verfassungen und unter Gouvernements brachte, die ihm taugten, weil sie von ihm abhingen; für nationale Instinkte hatte er nur sehr wenig Verständnis, so wenig, daß er sie auch bei den Franzosen übersah, die er für ewig mit Holländern, Deutschen und Italienern in ein Reich zusammenzukleben hoffte. Natürlich. Was er in seiner Jugend besessen und frühzeitig eingebüßt hatte, war ein bloßes Völkerschaftsbewußtsein gewesen, welches Italiener gegen

Italiener, Korsen gegen Genuesen, den Dialekt gegen den Dialekt bewaffnete. Den gewaltigen Patriotismus, der um alle Angehörige eines mächtigen Stammes von gleicher Sitte und Sprache sein festes Band schlingt, den kannte er nicht. Dafür war er auch ein zu eifriger Jünger der kosmopolitischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts gewesen, die den Unterschied der Stämme ebenso wenig wie den der Stände gelten ließ und in einem freien Weltbürgertum ohne Sonderart ihr Ideal erblickte. Ihr hatte er gehuldigt bis er nur noch den einen Traum träumte, die nivellierte Menschheit dereinst insgesamt unter sich zu sehen. Darum gab es für ihn auch nur Bevölkerungen, keine Nationen, und jene glaubte er bezwungen zu haben, wenn er ihre Armeen geschlagen und ihre Regierungen gedemütigt hatte. Da geschah es aber, daß, als er sich an ein Volk wagte, in welchem die nationalen Instinkte in hohem Maße entwickelt waren — es war das spanische — dieses Volk, von Zorn entflammt, die seinen Führern entfallene Wehr aufgriff und, zum Äußersten entschlossen, den Kampf fortsetzte. Und derselbe volkstümliche Geist des Widerstandes wider den Grenzenlosen regte sich bald überall, und es kennzeichnet die genialsten unter den Gegnern des Franzosenkaisers, daß sie, diese Bewegung würdigend, in der Volksbewaffnung das wirksamste Mittel der Abwehr erkannten. So hatte Pitt in England schon vor Jahren sein Freiwilligenheer auf die Beine gestellt, so Stadion in Österreich auf die Errichtung einer Landwehr gedrungen, so forderte Scharnhorst in Preußen unablässig die allgemeine Wehrpflicht. Es barg einen tiefen Sinn, wenn der österreichische Minister dem russischen Bevollmächtigten vor dem letzten Kriege sagte: „Wir haben uns als Nation konstituiert."

Und welche Energie war mit diesem volkstümlichen Element in den Kampf gekommen! In Spanien, das Napoleon mit einem Spaziergange seines Schwagers Murat nach Madrid gewonnen zu haben glaubte, gelangte der entfachte Brand nicht mehr zum Verlöschen, und Österreich, obgleich am Rande des Ruins,

wußte 1809 Kräfte in den Streit zu führen, die dem großen General mehr zu schaffen machten als die Kabinettsarmeen des Wiener Hofes je zuvor. Dazu war der Aufstand in Tirol und Norddeutschland in vereinzelten Flammen aufgelodert, und in Rußland hatte eine populare Strömung das Schwert des Zaren gegen Österreichs Truppen in Ruhe gehalten. Schien es nicht verhängnisvoll für Napoleon, daß just zur selben Zeit, als in Europa der nationale Haß die Völker bewaffnete, sich auch unter den Franzosen eine patriotische Tendenz gegen den heimatlosen Ehrgeiz ihres Herrschers regte und der nationale Staat wider das internationale Empire in eine heimliche aber zielbewußte Opposition trat? Eben als im Frühling 1808 der spanische Aufstand ausbrach, kam in Paris die Polizei einer republikanischen Verschwörung auf die Spur, der auch einige Senatoren — Sieyès neben Anderen — nicht ganz fremd gewesen sein sollen.

Diesem volkstümlichen Widerstande der Nationen gegen Napoleons Politik hatte sich im Jahre 1809 auch der heilige Vater hinzugesellt. Nicht mit den Waffen seines Weltfürstentums trat er in den Kampf ein; die waren ihm von Napoleon zerbrochen worden; sein Land war okkupiert, die Verwaltung fremden Bevollmächtigten übertragen, und nur der formelle Akt fehlte noch, um das Erbe St. Peters als das zu bezeichnen, was es seit dem April 1808 thatsächlich war, eine Provinz des Empire. Nein, mit der Gewalt seiner geistlichen Autorität, die ja ebenfalls auf einer breiten popularen Grundlage beruhte, rüstete er sich gegen den Imperator. Kaum hatten die Spanier losgeschlagen, so protestierte er, mitten aus den französischen Besatzungstruppen heraus, wider seine Vergewaltigung und verbot den Bischöfen in den dem Kirchenstaate entrissenen Legationen dem neuen Herrn den Eid zu leisten. Als dann Napoleon, nach den Siegen in Baiern im April 1809, aus Wien mit zwei Dekreten antwortete, die den Papst seiner weltlichen Herrschaft völlig entkleideten und den Kirchenstaat als Gebietsteil des französischen Reiches erklärten, veröffentlichte Pius VII. seinerseits

unter dem Eindrucke des Tages von Aspern eine seit Monaten vorbereitete Exkommunikationsbulle gegen seine Bedränger. Damit war die ganze große vielhundertjährige Frage des Konfliktes zwischen Kaisertum und Papsttum aufs neue aufgerollt, und Napoleon mußte eine Lösung suchen. Er wählte diejenige, die seinem offensiven Wesen und dem universalen Systeme der Revolution, das er vertrat, am meisten entsprach.

Kaum hatte er in Schönbrunn vernommen, daß der hl. Vater die Bannbulle an den Kirchenthüren von Rom habe anschlagen lassen, so sandte er dem König von Neapel, der in seine Absichten eingeweiht war und das römische Unternehmen unter seine Oberleitung genommen hatte, die heimliche Weisung, man müsse den Papst, wenn er Empörung predige, verhaften; derlei sei nicht unerhört, Philipp der Schöne und Karl V. hätten ähnlich gehandelt. Murat nahm den Wink für das, was er war, ein Befehl, und am 6. Juli, just als bei Wagram die Würfel zu des Kaisers Gunsten fielen, ward Pius im Quirinal festgenommen und aus Rom fortgebracht; zunächst nach Grenoble und von dort, auf eine besondere Ordre des Kaisers, nach Savona an der Riviera, immer im strengsten Gewahrsam.*) Etwas später, noch vor dem Abschluß des Wiener Friedens, befahl Napoleon die Übersiedelung der Kardinäle und Ordensgenerale, der päpstlichen Kanzlei und der Archive nach Paris, wohin er auch den hl. Vater zu berufen gedachte, um ihn, als Werkzeug seines uneingeschränkten Willens, unmittelbar zur Hand zu haben. Und wenn Pius sich dieser Dienste weigerte? Auch für diesen Fall suchte er vorzukehren. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge, und nachdem er sein Eheprojekt mit der österreichischen Prinzessin ins Reine gebracht und damit dem Papste den letzten Rückhalt an einer aufrechten katholischen Macht genommen hatte, ließ er durch ein Senatskonsult vom 17. Feb-

*) Hinterher hat der Kaiser die Verhaftung, die er doch selbst insgeheim angeordnet, öffentlich für Narretei erklärt und auf St. Helena seine Mitschuld eifrig abgeleugnet.

ruar 1810 offen die Einverleibung des Kirchenstaates in Frankreich, die Zerlegung desselben in zwei Departements und die Erhebung Roms zur zweiten Stadt des Kaiserreichs als Staatsgesetz erklären, dem hl. Vater eine jährliche Rente von zwei Millionen Franken zusprechen und die künftigen Päpste bei ihrer jeweiligen Stuhlbesteigung auf die Artikel der gallikanischen Kirche von 1682 verpflichten, in denen die Unabhängigkeit der Krone Frankreichs von einer auswärtigen geistlichen Macht, die Fehlbarkeit der Kirche in Glaubenssachen, und die Superiorität der Konzilien über das Papsttum, wie sie das Konzil von Konstanz ausgesprochen hatte, festgestellt worden war. Die Absicht, welche der Kaiser hierbei verfolgte, lag auf der Hand: die widerstrebende Kurie durch ein gefügiges Konzil zu meistern. Hatte er doch schon im Juli 1807 an Eugen geschrieben, er werde sich nicht scheuen, die Kirchen von Gallien, Deutschland, Italien und Polen in einem Konzil zu versammeln und sich ohne Papst zu behelfen.*)

Und der Papst widerstrebte wirklich. Er verweigerte nicht nur seine Bestätigung, als das erzbischöfliche Offizialat in Paris die Ehescheidung Napoleons von Josefinen aussprach, was zur Folge hatte, daß dreizehn Kardinäle ihre Teilnahme an der darauf folgenden Vermählungsfeier versagten, er verweigerte auch den vom Kaiser ernannten Bischöfen die kirchliche Investitur, die ihm das Konkordat vorbehalten hatte. Es half nichts, daß man ihm seine Ratgeber entzog, um den milde angelegten Mann, der in kanonischen Fragen nicht eben die genauesten Kenntnisse besaß, leichter zu gewinnen, nichts, daß sich Österreich um die Beilegung des Streites bemühte, und nichts auch, daß Napoleon gegen Ende des Jahres strengere Maßregeln gegen seinen Gefangenen vorschrieb, ihn seiner Papiere und jeder Möglichkeit eines brieflichen Verkehrs, ja sogar seines Schreibzeuges berauben ließ: Pius blieb fest, und wenn er auch hier und da

*) Siehe Band II. S. 178.

zu Konzessionen geneigt schien, so nahm er doch sofort im nächsten Augenblick, aus Furcht, die Würde seiner Stellung zu beeinträchtigen, alles wieder zurück. Eher wollte er das Schisma als die Unterordnung der Statthalterschaft Christi unter einen weltlichen Herrn.

Unter solchen Umständen — die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs gerieten in Unordnung — mußte Napoleon, wenn er erreichen wollte, was er zu erreichen wünschte, einen entscheidenden Schritt vorwärts thun. Er berief nun wirklich das Nationalkonzil. Aber schon in einer vorbereitenden Kommission von geistlichen Würdenträgern bekam er den Einwand zu hören, daß selbst der französische Katechismus den Papst als „das sichtbare Oberhaupt der Kirche" erkläre, dessen sich diese nicht entäußern dürfe, ohne sich zu gefährden, und daß auch Bossuet, den Napoleon als Gegner des Ultramontanismus gern im Munde führte, es ausgesprochen habe, der hl. Vater bedürfe zur Ausübung seiner kirchlichen Funktionen der völligen Unabhängigkeit von irgendwelcher weltlichen Macht. Worauf dann der Kaiser allerdings glattweg erwiderte, das möge zu Bossuets Zeiten, im 17. Jahrhundert, zutreffend gewesen sein, als es in Europa eine ganze Anzahl anerkannter weltlicher Herren gab und keiner dem andern die staatliche Superiorität über den Papst gönnte; jetzt aber, wo Europa nur ihn als einzigen Gebieter anerkenne, falle diese Rücksicht weg. Nebenher ließ er sich gegen die Nachfolger Petri vernehmen, „die fortwährend die Christenheit für die Interessen des kleinen römischen Staates, nicht größer als ein Herzogtum, in Zwiespalt brachten." Als dann im Juni 1811 die Prälaten Frankreichs, d. h. des napoleonischen Reiches, Italiener und Belgier darunter, sich versammelten, betraf ihr erster Beschluß den Treueid gegen Pius VII. Nur unter Drohungen und nach Verhaftung mehrerer Opponenten ward das Konzil dahingebracht, ein von Napoleon diktiertes Dekret zu dem seinigen zu machen: daß, wenn der Papst über sechs Monate mit der Institution eines vom Kaiser ernannten Bischofs säume, dieser vom Metro-

politen instituiert werden könne (5. August 1811). Es wurde schließlich auch erreicht, daß Pius in Savona hierzu seine Zustimmung gab, aber nur soweit die Bischöfe Frankreichs in Betracht kamen, die italienischen nahm er aus und forderte seine Räte zurück. Damit war der Streit nicht beendet.

Noch war es unbestimmt, ob Pius in diesem Kampfe unterliegen würde. Aber wer die allgemeine Lage überblickte, konnte derartiges wohl vermuten. Die üble Behandlung, welche das Oberhaupt des Katholicismus erfuhr, und der Appell desselben an die Gläubigen, machte auf diese nicht den tiefen, zur That aufreizenden Eindruck, wie dies etwa in früheren Jahrhunderten der Fall gewesen wäre. Die Welt war erstaunlich weltlich geworden. Und dazu kam, daß ein großer Teil der Gegner des Kaisers: Engländer, Russen, Preußen als Andersgläubige gar nicht in den Bereich der päpstlichen Autorität gehörten, während andere Völker hinwieder, wie die katholischen Polen, gerade in der festesten Verbindung mit Napoleon ihre Rechnung zu finden hofften. Ja sogar die eigenen Unterthanen des heiligen Vaters äußerten dem neuen Herrn gegenüber wenig Widerstand und ließen sich schließlich die militärisch-zweckmäßige Administration, die Reform des Justizwesens, die Hebung des Unterrichts, die Regulierung von Flüssen und Straßen, die Trockenlegung der Sümpfe und andere wertvolle Neuerungen des gottlosen Regimes ganz gerne gefallen.

Nur auf eine Nation — wenn man etwa von den Bauern Tirols absieht – übte das Schicksal Pius VII. eine ihre politische Haltung mitbestimmende Wirkung; das waren die Spanier. Ihre Priester ermüdeten nicht, ihren Mut gegen denjenigen zu stählen, der, wie sie sagten, die Altäre ebenso bedrohe, wie die Throne.*) Noch in den letzten Tages des Jahres

*) In einem der von spanischen Geistlichen zu Kriegszwecken verfaßten Katechismen wird Napoleon neben der menschlichen eine teuflische Natur beigelegt, die Ermordung eines Franzosen als ein verdienstliches Werk, die Unterlassung des Kampfes als todeswürdige Infamie bezeichnet.

1808 hatte die revolutionäre Zentraljunta, die für den exilierten König Ferdinand die Regierung führte, die Nation zum Guerillakrieg aufgerufen, d. i. zur Bildung von Banden unter Führung eines Mönches oder eines gedienten Offiziers mit der Aufgabe, kleinere französische Detachements zu überfallen, Kouriere aufzufangen, Waffen- und Munitionstransporte wegzunehmen u. dgl. Und die Mahnung hatte augenblicks Folge gefunden. Die Guerillas waren überall und nirgends, sie ließen sich zwar vertreiben und verfolgen, aber nicht vernichten, und bildeten eine Kriegsplage ohnegleichen. Bald nach jenem Aufrufe verkündete ein Manifest den Völkern Europas, daß es sich in Spanien um die Freiheit aller Nationen handle, und forderte zur Unterstützung auf. Und nicht vergeblich. Die Engländer, die bisher lediglich als Feinde Napoleons auf der Halbinsel erschienen waren, traten jetzt in ein offenes Freundschaftsbündnis mit den spanischen Insurgenten und verpflichteten sich zum äußersten Kraftaufwande. Und wenn sie auch diese Zusage nicht voll einlösten — es standen kaum je mehr als 30 000 Briten an der Seite der Spanier — so war es doch ein genialer Mann, der die englischen Hilfstruppen befehligte: Wellesley, Lord Wellington, wie er seit der Schlacht von Talavera hieß. „Wenn der Krieg auf der spanischen Halbinsel andauert, ist Europa gerettet“, pflegte er zu sagen, und danach handelte er. Klug berechnend, mehr defensiv als in gewagten Unternehmungen seine schmalen Kräfte riskierend, hielt er den überlegenen Gegner hin und erreichte seinen Zweck: die Wunde am Leibe des Empire blieb offen. Trotz der 250 000 Mann, die ihnen Napoleon zurückgelassen hatte, waren seine Marschälle nicht im Stande gewesen, das Land zu pazifizieren. Untereinander uneins, des aufreibenden Kampfes, der keinerlei Gewinn versprach, unlustig, brachten sie es nur zu unbedeutenden Erfolgen, und als der Kaiser von Schönbrunn nach Paris zurückkehrte, lauteten die Berichte aus dem Süden keineswegs günstig.

Nun erwartete Jedermann, er selbst werde wieder nach Spanien gehen, die ungefügen Generale zur Ordnung bringen und

mit der überlegenen Kraft seines Genies den entscheidenden letzten Sieg erzwingen. Aber er ging nicht nach Spanien. Von denjenigen, die ihn genau kannten, sagten die Einen, er habe in dem von Fanatismus durchtobten Lande sein Leben nicht aufs Spiel setzen wollen, die Andern, er sei durch seine Ehescheidung und Wiedervermählung abgehalten worden. Nicht unmöglich auch, daß ihn jetzt dasselbe Motiv, welches zu Anfang des Jahres seine Rückkehr nach Frankreich beschleunigt, hier zurückhielt: das Mißtrauen gegen Talleyrand und Fouché, die er, während seines Feldzuges in Österreich, in geheimen Verabredungen mit Murat bemerkt hatte. Jedenfalls äußerte er sich sehr geringschätzig über die spanische Affaire — wohl um sich selbst nicht zu widersprechen, da er doch schon vor Monaten behauptet hatte, dieselbe sei durch ihn endgültig beseitigt worden — und begnügte sich, die Aktionen seiner Generale von Paris aus zu leiten.

Und anfangs schien es auch wirklich, als sollte dies hinreichen. Am 19. November 1809 hatten die Franzosen bei Ocaño über die letzten regulären Truppen Spaniens gesiegt, deren geschlagene Reste nach Kadix geworfen, und damit die Provinz Andalusien in König Josefs Hände gebracht. Nun blieben nur die Guerillas und das englische Hilfskorps übrig. Die Ersten achtete der Kaiser wenig. Von ihrer grauenvollen Bedeutung hatte er keine Vorstellung und glaubte es wohl auch nicht, wenn er hörte, der Krieg mit ihnen sei noch weit entsetzlicher als seinerzeit der in der Vendée. Besser dachte er von den Engländern. „Nur die Engländer sind das einzig Gefährliche in Spanien“, schrieb er Ende Januar 1810 an Berthier. Aber sollte man der paar tausend Briten nicht Herr werden können auch ohne ihn, namentlich wenn er, wie er nun that, die Streitkräfte auf der Halbinsel bedeutend erhöhte und Massena, den tüchtigsten seiner Marschälle, mit Schmeicheleien und Versprechungen für das Unternehmen gewann, Portugal Wellington abzujagen? Ney und Junot sollten unter Massena kommandieren, Soult, der an der Spitze der Armee in Andalusien stand, ihm von dort nach Portugal zu

Hilfe kommen. So sicher war Napoleon des Erfolges, daß er am 8. Februar 1810 ein Dekret erließ, welches die nördlich des Ebro gelegenen Provinzen Vizcaya, Navarra, Arragon und Katalonien der spanischen Staats-Verwaltung entzog, sie in vier französische Militärgouvernements verwandelte und vier Generale: Suchet, Augereau, Reille und Thouvenot mit der höchsten bürgerlichen und militärischen Gewalt über dieselben ausstattete. Sie sollten für die ihnen unterstehenden Truppen aus den Einkünften dieser Provinzen sorgen, da die Regierung Josefs nicht im Stande sei, die Hilfsquellen des Landes so energisch auszubeuten, daß sie die Armeekosten bestreiten könne; nur von Paris hatten sie fortan Befehle zu empfangen. An die Stelle der spanischen Farben trat in diesen Gebieten die Trikolore. Ein begleitender Brief an Berthier vom selben Tage sprach noch allgemeiner die Absicht des Kaisers aus, die Verwaltung alles von seinen Generalen eroberten spanischen Landes in deren Hände zu legen. Und wenn nun die Eroberung weiter fortschritt? Wenn Suchet von Katalonien immer tiefer nach Süden vordrang, und Massena wirklich Portugal den Engländern abgewann? Dann fiel wohl schließlich ganz Spanien unter französische Verwaltung? Gewiß. Nichts Andres war die Absicht Napoleons. Als Josef, den die Abtrennung der vier Provinzen um das bischen Kredit brachte, das er sich durch seine Mäßigung bei den Liberalen des Landes erworben, seinen Minister Azanza nach Paris sandte, um dort die Zurücknahme des Februar-Ediktes zu erwirken, erhielt dieser nach langem Warten schließlich die Aufklärung, der Kaiser habe die Einverleibung ganz Spaniens in Frankreich, „dessen natürliche Fortsetzung es bilde", unwiderruflich beschlossen; sein König solle abdanken und damit nur solange noch warten, bis die Engländer von der Halbinsel vertrieben seien.*)

*) Der bestürzte Diplomat erhielt sogar die betreffenden Dokumente — die Verzichturkunde Josefs und ein Manifest Napoleons an die Spanier — fix und fertig in die Hand gedrückt. In dem letzteren hieß es:

Alles kam nun auf Massena an, und ob sein Zug gelang. Er sollte nicht gelingen. Die Festungen, die den Weg nach Portugal verlegten, kapitulierten erst nach langer und hartnäckiger Gegenwehr, was Wellington eine Frist gab, die er dazu nutzte, bei seinem methodischen Rückzug alle Hilfsquellen zu vernichten und im Norden von Lissabon einen dreifachen Forts-Gürtel vom Meere bis zum Tajo zu ziehen. An dieser starken Stellung bei Torres vedras brach sich schließlich, trotz eines wichtigen Erfolges bei Busaco im September 1810, die Kraft des Franzosenheeres, dem die Entbehrungen des Vormarsches sehr hart zugesetzt hatten und welches weder aus Frankreich noch von Soult her die nötige Unterstützung erhielt, sodaß Massena im Frühling 1811 nach Spanien zurückkehren mußte. Nach einer neuen Schlappe, die er Anfangs Mai bei Fuentes de Onōro erlitt, verlor er das Oberkommando, welches der erzürnte Kaiser Marmont übergab.

So war Portugal nicht erobert, England vom Festlande nicht vertrieben, vielmehr hatte der Brite durch seinen Sieg über den trefflichsten Marschall des Kaiserreichs seine Geltung wesentlich erhöht. Dagegen litten die einzelnen französischen Heeresteile und ihre gezwungenen Alliierten unsäglich. Ungezählte Menschenleben verschlangen Krankheit, Hunger und die heimliche Tücke des Gegners. „Dies ist ein grausamer

---

„Mein Bruder hat mir freiwillig die Krone zurückgegeben, die ich ihm abtrat, und mich angefleht, den Untergang seiner Unterthanen nicht zuzulassen. Er kennt Eure Angelegenheiten, er rief meinen Schutz an und bestand darauf, daß ich Euch in mein Reich aufnehme." Ein starkes Stück an Verdrehung der Thatsachen! Das Gegenteil war die Wahrheit. Azanza hatte in Paris die Zwiste und Diebereien der französischen Generale und Soldaten als die Hauptursache des allgemeinen Aufruhrs, die Mäßigung Josefs als das einzige Mittel, das Land zu beschwichtigen, bezeichnet und gebeten, den Letzteren nur noch ein Jahr lang wirksam zu unterstützen, ohne die Integrität Spaniens zu verletzen. Jene Aktenstücke gelangten übrigens nicht nach Madrid. Sie fielen einer Guerilla in die Hände und standen bald darauf in spanischen Insurgentenblättern und im „Courier de Londres" abgedruckt.

Krieg", schreibt ein Offizier der rheinbündischen Truppen über den unaufhörlichen Kampf mit den Guerillas, „hier gilt nichts als Sieg oder Tod und am Ende — doch der Tod." Das Regiment der sächsischen Fürstentümer z. B., welches im Frühjahr 1810 2300 Mann stark in Spanien angekommen war, hatte bereits im September 1000 Mann verloren und über 1200 in den Spitälern liegen. Im Oktober waren davon nur noch 27 Mann dienstfähig. Von den Truppenkörpern, die der Kaiser über die Grenze sandte, langte immer nur ein Bruchteil, und kein großer, am Bestimmungsorte an. Die Entmutigung der Krieger wuchs fortwährend, und nur die eine Hoffnung hielt sie bis ins Jahr 1812 aufrecht: der große Schlachtenkaiser werde sicher noch kommen, um die Kampfesnot ruhmreich zu endigen.

Aber er kam auch jetzt nicht, wenn sich gleich die Lage immer schwieriger gestaltete. Und das hatte wieder seinen ganz bestimmten Grund. Er kam nicht, weil er in dem Krieg auf der Halbinsel nur eine nebensächliche Episode der gewaltigen Fehde erblickte, die er an allen Ecken des Kontinents gegen Großbritannien führte, ein sekundäres Moment, welches sofort jede Bedeutung verlieren mußte, sobald anderwärts der große Streit siegreich zu Ende geführt war. Und da dieser seine volle Thätigkeit in Anspruch nahm, so durfte er — dies war offenbar sein Erwägen — sich nicht persönlich in die untergeordnete Einzelheit des peninsularen Gefechtes einlassen, das ihn vom Centrum seiner Politik und deren nächsten Zielen allzuweit entfernte. Kurz gesagt, der Handelskrieg war ihm die Hauptsache; er bildete den wesentlichsten Teil seiner Politik. Als er denselben im Jahre 1810, zur Zeit, da er Massena gegen Lissabon aussandte, mit erhöhtem Eifer wieder aufnahm, war es seine Überzeugung, England sei durch die Blockade bereits so sehr finanziell geschwächt, daß nur noch ein paar Jahre Ausdauer hinreichen würden, um seine Macht völlig zu erschöpfen. Und es fehlte in der That nicht an Symptomen, welche diese Ansicht unterstützten. Der englische Staatsschatz hatte durch die ewigen Subsidien an die Kontinen-

talmächte und die kostspieligen Expeditionen nach Spanien und Holland stark gelitten; die Noten der englischen Bank hatten bereits über 20% an Agio eingebüßt; auf dem Festlande nahm man das Pfund Sterling, welches gemeiniglich mit 25 Franken gewechselt worden war, nur noch zu 17 Franken an. Eine Handelskrise war die selbstverständliche Folge, und die Bankbrüche häuften sich. Schon eiferte im Parlament eine respektable Opposition gegen die Fortführung des Krieges. Und die Kontinentalsperre war bisher noch nicht einmal in ihrer vollen Strenge durchgeführt worden. Geschah dies erst, so meinte Napoleon sicher zu sein, daß England sich beugte, um Frieden bat und auf seine Alleinherrschaft zur See verzichtete. Dann war natürlich auch der Kampf in Spanien zu Ende. War es unter solchen Umständen — rechnete er — nicht widersinnig, selbst über die Pyrenäen zu gehen, anstatt von Paris aus alles zur schärfsten Anwendung des Blockadesystems vorzukehren? Aus Spanien wäre dies, schon des schlechten Verkehrs wegen, unmöglich gewesen. Nein, nein, Wellington war nicht bloß auf der iberischen Halbinsel zu besiegen, denn nicht die physische Kraft des einen oder andren britischen Expeditionskorps war der wesentliche Gegner, sondern die materielle Kraft des britischen Reichtums, der diese Expeditionen ausrüstete, Koalitionen warb und Aufstände zettelte. Dieser mußte vernichtet werden, und dieser vor allem andern.

So drängte alles nach der einen Frage hin: ob sich die Kontinentalsperre wirklich in der vollen, dem britischen Nationalvermögen so verderblichen Strenge durchführen ließ, wie Napoleon es für möglich hielt? In ihrer Beantwortung lag die Entscheidung über das Schicksal der Welt.

Es ist in dieser Lebensgeschichte wiederholt angedeutet worden, daß der Gedanke, den seit hundert Jahren währenden Krieg mit England fortzuführen, indem man den britischen Industrieartikeln und Kolonialwaren den kontinentalen Markt entzog,

nicht in Napoleons Kopf entsprungen, sondern früheren Datums sei. Thatsächlich ist derselbe im Schoße der revolutionären Regierung von Frankreich schon zu einer Zeit entstanden, als der junge General Bonaparte eben erst in Italien seine Lorbeeren zu pflücken begann.*) Die Machthaber der Republik waren von der Richtigkeit der Idee durchdrungen, und der Kaiser ist ihr treu geblieben. Unablässig hat er im Verkehr mit den einzelnen Staaten darauf hingearbeitet, bis er, Sieger über Österreich und Preußen, im November 1806 von Berlin aus jenes Blockadedekret erließ, welches alle Schiffe, die aus England und dessen Kolonieen kamen, von den Küsten des Kontinents fernhielt.**) Darauf hatten die Engländer 1807 mit der Verfügung geantwortet, daß alle Fahrzeuge nichtfranzösischen Ursprungs — die französischen wurden schlechtweg konfisziert — welche mit den blockierten Häfen Handel treiben wollten, vorerst London oder Malta anzulaufen und sich dort für eine hohe Abgabe dazu die Erlaubnis zu erwirken hätten, eine tyrannische Maßregel, die Napoleon noch im selben Jahre mit dem ebenso harten Dekret erwiderte, es seien alle Schiffe, die sich diesen englischen Bedingungen unterwerfen oder überhaupt auf ihrer Fahrt britisches Territorium berühren würden, als entnationalisiert anzusehen und in den Häfen Frankreichs als gute Prise zu behandeln. Durch diese Maßnahmen

*) In einem Briefe vom 22. Juli 1796 schreibt Mallet du Pan an Thugut: „Der Haß gegen England hat neue Kraft gewonnen; die Vorbereitungen zu einer Landung daselbst werden fortgesetzt, und es ist ein Plan gefaßt und zum Teile auch schon durchgeführt, England die Häfen des Kontinents zu verschließen.“ Eine Woche später: „Man wird England, soweit man es vermag, den Markt des Kontinents versperren, damit seine Einkünfte, seine Fabriken, kurz, seine wichtigsten Hilfsquellen angreifen, hierdurch den Widerspruch der britischen Nation hervorrufen, und auf solche Weise die Regierung zwingen, um Frieden zu bitten.“ Ein Artikel des offiziellen „Redakteur“ vom 29. Oktober desselben Jahres enthält den Satz: „Unsere Politik muß sich darauf beschränken, den Handel Englands und damit seine Macht zu ruinieren, indem man es vom Kontinent ausschließt.“

**) Siehe Bd. II. S. 123.

war der Seehandel der Angehörigen neutraler Mächte unendlich schwierig geworden, so sehr, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ihren Bürgern geradezu den Verkehr mit Europa untersagte. Nur fand sie nicht viel Gehorsam für ihr Verbot. Im Gegenteile. Amerikanische Rheder nahmen englische Kolonialwaren und Manufakturen an Bord und handelten damit unter falschen Angaben über deren Herkunft nach Holland, den Hansestädten, den preußischen und russischen Häfen. Im Mittelmeere deckte die neutrale türkische Flagge auf Schiffen griechischer Kaufleute die britische Fracht, welche nach Triest, Venedig, Genua ꝛc. eingeschmuggelt wurde. Dieser ausgedehnte Zwischenhandel störte nun freilich den großen Plan Napoleons aufs empfindlichste, und er war darauf bedacht, denselben ebenso lahm zu legen wie den direkten Kommerz mit England. Er erließ im März 1810 ein Edikt, welches sich geradezu gegen die Neutralen kehrte, indem es die griechischen Schiffe im Süden genauester Durchforschung nach der Provenienz ihrer Ladung unterwarf, die Amerikaner dagegen — und hier kam ihm jenes Verbot der Regierung von Washington trefflich zu statten — in allen französischen und Frankreichs Waffen erreichbaren d. i. okkupierten Häfen mit Beschlagnahme bedrohte.*)

Der Handel der Neutralen war es jedoch nicht allein, der Napoleons Politik wider England beirrte. Ihm zur Seite hatte sich längs der Nord- und Ostseeküste ein immenser Schleichhandel entwickelt, der, trotz aller Dekrete und Verordnungen, den Kontinent fortwährend mit den verfehmten englischen Kolonialwaren und Webeartikeln versah; allerdings zu recht hohen Preisen, wäh-

*) Auch diese Maßregel gegen die Neutralen ist schon vom Direktorium vorgedacht gewesen. Anfangs Januar 1798 empfahl es den gesetzgebenden Körperschaften, alle neutralen Schiffe, welche englische Ware führen, wer immer die Eigentümer seien, in Beschlag zu nehmen und jedem neutralen Fahrzeug, das in England angelegt habe, die französischen Häfen zu verschließen. Der Zweck war, wie man angab, die Freiheit der Meere zu schirmen.

rend in den Londoner Lagerhäusern die Entwertung der heimischen Produkte immer größere Fortschritte machte. Die Differenz, d. i. die Prämie für den Schmuggel belief sich 1810 durchschnittlich auf ungefähr 50%. Um nun diesem Pascherwesen ein Ende zu machen, erließ der Kaiser am 5. August des genannten Jahres zu Trianon ein Edikt, welches allen Kaufleuten von ihren Kolonialwaren — „die ja sämtlich englischen Ursprungs seien“ — einen Zoll von 50% des Wertes und darüber abforderte und Depots solcher Waren, die innerhalb vier Meilen jenseits der französischen Grenze lagen, mit Konfiskation bedrohte. Damit jagte er den Schmugglern gleichsam das Geschäft ab und sicherte seiner Schatzkasse, der „außerordentlichen Domäne“, die ihm ein Senatskonsult vom Januar 1810 unabhängig vom Haushalt des Staates und seiner Kontrole eingeräumt hatte und in die der Zoll floß, einen erheblichen Zuschuß. Ein späteres Dekret, vom 18. Oktober aus Fontainebleau datiert, bestimmte, daß englische Manufakturartikel in Frankreich sowohl wie in den verbündeten Ländern, wo immer man ihrer habhaft wurde, dem Feuer überliefert werden sollten. In der That sah man während der nächsten Wochen allenthalben französische Soldaten über die Grenze gehen, im Vereine mit den Zöllnern Magazine erbrechen, den Fleiß britischer Arbeit zu Haufen tragen und in Asche verwandeln, Zucker und Kaffee aber auf Munitionswagen laden und nach Antwerpen, Mainz, Frankfurt, Mailand führen, wo sie öffentlich versteigert wurden. Dabei waren Prämien auf den Eifer gesetzt, während Pascher und Hehler den drakonischen Strafen eines im November 1810 eigens zu diesem Zweck eingesetzten Gerichtshofes verfielen. Zu solcher Härte hatte sich das Kontinentalsystem ausgebildet, die nur in Frankreich dadurch gemildert wurde, daß hier einzelne Rheder für gutes Geld — welches gleichfalls in den kaiserlichen Tresor floß — die Erlaubnis erhielten, gewisse Gattungen englischer Produkte, namentlich unentbehrliche Material- und Farbwaren zu importieren. Damit erhielt man die Franzosen bei guter Laune, wenn auch ander-

wärts das Unwesen der „Lizenzen" die größte Erbitterung erzeugte.*)

All diese Verfügungen konnten aber nur dann ihren Zweck erreichen, wenn sie überall auf dem Kontinent die gleiche Geltung erhielten, d. h. wenn sämtliche Regierungen des festländischen Europas die Gesetze gegen die Neutralen und den Tarif von Trianon bei sich einführten. Napoleon säumte denn auch nicht, sie allesamt dazu aufzufordern, die Einen mit Fug und Art, die Andern in drohender Weise. Und davon schien jetzt alles abzuhängen, ob sie wirklich alle sich fügten oder widersetzten.

Einer der Staaten war sogar bereits dem Kontinentalsystem zum Opfer geworden: Holland. Nur durch ihre Schiffahrt, ihre Kolonieen, ihren Handel waren die Generalstaaten zu Geltung und Reichtum gelangt, hierauf allein waren sie angewiesen, und wenn daher Napoleons Gesetze, die allen Kommerz zur See unmöglich machten, zur Durchführung kamen, dann war ihr Verderben unausbleiblich. Das wußte der Kaiser sehr genau. „Holland wird seinem Ruin nicht entgehen können", schrieb er schon im März 1808 an seinen Bruder Ludwig, als er diesem die spanische Krone antrug, in der Absicht, das Niederland mit Frankreich zu vereinigen.**) Denn es war ihm nicht

*) Man darf sich überhaupt nicht vorstellen, als habe Napoleon den europäischen Staaten, die er gegen Englands Zufuhr verschloß, dafür freien Verkehr untereinander gewährt. Schon 1806 hatte er die Einfuhr von Webewaren nach Frankreich unmöglich gemacht, desgleichen die von Seifen, Soda u. dgl. Noch 1810 wird den Schweizer Zeugen der italienische Markt verboten und italienische Rohseide, durch hohe Tarife vom Rheinbund und der Schweiz ferngehalten, ausschließlich nach Lyon gezogen, um die dortigen Fabrikanten zu bereichern, während die lombardischen Züchter verarmen. So entschieden erklärte sich Napoleon gegen den Freihandel, daß er z. B. von J. B. Say's Lehrbuch der politischen Ökonomie, welches 1803 erschienen war, keine neuen Auflagen zuließ. Übrigens sind auch die „Lizenzen" nicht die Einrichtung seiner Regierung, sondern bereits vom Direktorium verliehen worden.

**) Siehe Bd. II. S. 187.

unbekannt geblieben, daß die Holländer die Schiffe der Amerikaner und ihre britische Fracht mit offenen Armen bei sich aufnahmen und die Waren weiter ins Innere des Erdteils verschickten, um so wenigstens einen Bruchteil ihres ehedem so großartigen Speditionshandels zu retten. Damals lehnte Ludwig ab, und auch Napoleon legte den Annexionsplan fürs erste beiseite. Nach dem österreichischen Kriege aber kam er sofort darauf zurück. Er nahm jetzt zum Vorwande, daß die Holländer nicht imstande gewesen seien, der englischen Invasion im Jahre 1809 mit genügenden Kräften zu begegnen. Und thatsächlich waren ja die Briten auch mehr durch das Sumpffieber als durch die Truppen König Ludwigs von Antwerpen abgehalten und zur schleunigen Rückkehr nach der Insel Walcheren genötigt worden, wo sich eine Abteilung allerdings noch ein paar Monate lang behauptete. Als dann Ludwig nach Paris eilte, um sich und sein Land gegen den Vorwurf des „Verrates an Frankreich" zu verteidigen, teilte ihm Napoleon offen seine Absicht mit, Holland dem Empire einzuverleiben, ihn selber aber mit einem deutschen Fürstentum auszustatten. Nur das eine Zugeständnis erhielt der König, daß ein holländischer Vertrauensmann vorerst nach England gehen durfte, um dort insgeheim die Zurücknahme der Dekrete von 1807 zu verlangen und dafür die Räumung Hollands und der Hansestädte, im Falle der Ablehnung aber die Reunion mit Frankreich in Aussicht zu stellen. Diese Mission, bei welcher es Napoleon offenbar nur darum zu thun war, England die Schuld für die Annexion Hollands aufzuladen, scheiterte, da die Londoner Regierung offene Unterhandlung auf einer Friedensbasis wünschte, die Jener ablehnte, und es wäre gewiß schon jetzt um die Selbständigkeit des Nachbarstaates geschehen gewesen, wenn dem Kaiser der Augenblick, wo alle Welt von seiner Vermählung mit der „Tochter der Cäsaren" Frieden und Ruhe erhoffte, für einen solchen Gewaltstreich nicht allzu ungeeignet erschienen wäre. Er begnügte sich, Ludwig vorläufig einen Vertrag aufzunötigen, der alles niederländische Gebiet auf dem linken

Rheinufer, also Seeland, Brabant und das linkswaalische Geldern an Frankreich überließ, die Bewachung der ganzen holländischen Küste einem französischen Okkupationskorps von 6000 Mann und französischen Zollwächtern anheimgab und überdies den König zur Ausrüstung von fünfzehn großen Kriegsschiffen verpflichtete, wogegen der Kaiser den seit Jahren gehemmten Handel Hollands mit Frankreich freizugeben versprach (16. März 1810).

Aber es war damit kein Ernst. Es galt nur den ersten Schlag zu führen, da man den Baum nicht auf einen Streich fällen wollte. Napoleon war weit davon entfernt, die Vertragsbedingungen zu erfüllen. Die Zollschranken zwischen Holland und Frankreich blieben aufrecht, das französische Okkupationskorps ward auf das vierfache der festgesetzten Truppenzahl vermehrt und übte im Vereine mit den fremden Zöllnern unerträgliche Akte der Willkür, auf Beschwerden tönten aus Paris nur Beleidigungen zurück. Da hielt es Ludwig mit seiner königlichen Ehre nicht mehr vereinbar, die Krone auf dem Haupte zu behalten; er legte sie am 1. Juli 1810 zu Gunsten seines jüngeren Sohnes — der ältere war im März 1809 Großherzog von Berg geworden — nieder und begab sich heimlich nach Österreich. Napoleon war von diesem Schritte seines Bruders überrascht und sprach in herben Worten über dessen Undank.*) Und im Grunde war es ja auch eine Verlegenheit für ihn, so vor aller Welt im Zwiespalt mit seinen nächsten Anverwandten zu erscheinen. In der Sache freilich ward dadurch nichts geändert. Denn noch ehe die Kunde von Ludwigs Rücktritt in Paris anlangte, lag dort schon ein Dekret fertig dessen erste Bestimmung lautete: „Holland ist mit dem Reiche vereinigt". Nun ward das-

*) Siehe Band I. S. 28 das Gespräch mit Berthier. Es ist interessant damit ein andres zu vergleichen, in welchem der Kaiser kurz nachher dem schwedischen Gesandten mitteilte, er habe seinen Bruder, den er liebe und dessen Erziehung sein Werk sei, vom Throne gejagt (!), weil er machtlos gegen den holländischen Schmuggel gewesen sei. (Lefebvre V. 73.)

selbe kundgemacht. Lebrun, der ehemalige Kollege Napoleons im Konsulate, ging als dessen Statthalter in die neue Provinz.

Man beobachte die Methode, die in diesen Usurpationen liegt. In Holland wie in Spanien täuschen die Brüder die Hoffnungen des Kaisers, da weder Josef noch Ludwig sich den starken nationalen Impulsen wider das Empire entziehen können. Anstatt nun diese Impulse zu würdigen und zu achten, hält Napoleon blos seine Brüder für zu schwach, zu ehrgeizig, zu eigenwillig, um ihm zu dienen. Sein tiefes Mißtrauen erstreckt sich fortan auch auf sie, und er bricht mit dem Familiensysteme, um, sozusagen, Europa in eigene Regie zu nehmen.*) In Holland wie in Spanien geht er in gleicher Weise vor. Dort annektiert er im Februar 1810 das Land bis zum Ebro, hier im März das Land bis zur Waal, und dabei waren die Urkunden bereits präpariert, welche die gänzliche Einverleibung beider Königreiche in das Kaiserreich auszusprechen hatten. Nur daß in Spanien die nötige Voraussetzung d. i. die Vertreibung der Engländer fehlte, während die Letzteren schon im Dezember 1809 ihre Position auf Walcheren hatten räumen müssen. Aber es sollte bei diesen Annexionen nicht bleiben.

„Die Beschlüsse des britischen Konseils von 1806 und 1807 haben das öffentliche Recht Europas zerrissen. Eine neue Ordnung der Dinge lenkt das Universum.“ Mit diesen Worten empfahl Napoleon dem Senate, die Vereinigung Hollands mit Frankreich zum verfassungsmäßigen Gesetze zu erklären. Aber nicht davon allein war in dem Reskript die Rede, nicht bloß die Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheines forderte er als „neue Bürgschaften“ gegen England, auch die der Weser und Elbe verlangte er, und die gehorsamen Senatoren erklärten wirklich in einem Konsult vom Dezember 1810 außer

*) Im September 1810 sagte er u. a. zu Metternich: „Da giebt es Verwandte, Vettern, Basen; all das taugt nichts. Ich hätte auch meinen Brüdern die Throne nicht überlassen dürfen. Aber man wird eben nur mit der Zeit klug. Ich hätte bloß Statthalter und Vizekönige ernennen sollen.“

Holland auch noch die gesamte deutsche Nordseeküste, d. h. die Gebiete von Oldenburg, Lauenburg, der drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, die Fürstentümer Arenberg und Salm, Teile von Hannover, das erst im Januar 1810 an Jérôme gefallen war, von Westfalen und Berg, kurz über 600 Geviertmeilen, als Bestandteile des Empire. Die neuen Territorien hatten drei Departements mit den Hauptorten Osnabrück, Bremen und Hamburg zu bilden. Und dafür nicht der geringste Rechtstitel, keinerlei Rechtsgrund, auch nicht einmal zum Schein, sondern bloße Willkür! Und mit derselben Willkür inkorporierte Napoleon zur selben Zeit die schweizerische Republik Wallis. „Die Reunionen sind durch die Umstände geboten“, sagte der Minister des Kaisers in seinem Bericht an den Senat. Aber was war dann nicht alles durch die Umstände geboten? Durch die Umstände konnte der Imperator ebensogut die Vereinigung von ganz Europa unter seinem Zepter rechtfertigen, wenn er die Macht dazu besaß. Und dahin gingen in der That seine Gedanken.

Übrigens war auch hierin Napoleon nicht originell, denn mit dem Blockadesystem wider England war auch die Reunion der deutschen Nordseeküste bereits von den Direktoren ins Auge gefaßt worden, und schon vor zwölf Jahren hatte Siehès diese Gebiete als den „für Frankreich wichtigsten Teil des Erdballs“ bezeichnet; besitze man sie, dann könne man die Engländer von Gibraltar bis nach Holstein, ja bis zum Nordkap von allen Festlandshäfen ausschließen.*) Dieses Programm schien sich jetzt erfüllen zu sollen. Denn auch Dänemark, welches derzeit sein Staatsgebiet noch über Norwegen ausdehnte, hatte sich der Aufforderung Napoleons, die Waren der neutralen Schiffe zu proskribieren, allsogleich gefügt. Der seit dem Bombardement Kopenhagens im Jahre 1807 ins Maßlose gesteigerte Haß gegen die Engländer ließ Friedrich VI. den empfindlichen Nachteil über-

*) Siehe Bd. I. S. 188.

sehen, welcher daraus notwendig für sein Land entstand, und außerdem bewegte den Dänenkönig noch die Hoffnung, mit Hilfe Frankreichs vielleicht dereinst auf den schwedischen Thron zu gelangen, der bald zur Erledigung kommen mußte. Diese Erwartung freilich sollte sich nicht erfüllen. Denn in Schwedens politischer Haltung war gleichfalls eine Wendung eingetreten. Noch während des Krieges gegen die russisch-französische Allianz, der den Russen Finnland, den Franzosen Schwedisch-Pommern mit Stralsund und Rügen in die Hände lieferte, war dort Gustav IV., dessen unkluge Feindseligkeit gegen Napoleon und starres Festhalten an dem unzuverlässigen England den Staat in so üble Lage gebracht hatte, im März 1809 vom Throne entfernt und durch seinen Oheim Karl XIII. ersetzt worden. Dann hatten die Schweden mit Rußland und (im Januar 1810) mit Frankreich Frieden geschlossen, der ihnen Pommern wieder zurückgab, sie jedoch zur strengsten Beobachtung der Kontinentalsperre verpflichtete. Ja, sogar zur Kriegserklärung an England ließ sich Karl XIII. im November 1810 herbei, nachdem er kurz zuvor — er war kinderlos — Bernadotte, der sich in Schwedisch-Pommern durch seine Leutseligkeit Sympathieen erworben, zu seinem Nachfolger erwählt hatte, freilich kaum ahnend, daß er damit just keinen Freund des Franzosenkaisers an seine Seite berief.*)

Und wie Napoleon den höchsten Norden des Weltteils seinem Hauptfeinde streitig machte, so trachtete er auch im äußersten Süden Herr zu werden. Dort saßen die Briten fest auf Sizilien, wo sie die bourbonische Königsfamilie unter dem Druck steter Einmischung und Bevormundung hielten. Von

*) Im Dezember 1810 berichtete ein russischer Abgesandter aus Stockholm nach Hause, der Kronprinz Karl Johann — so hieß jetzt Bernadotte — habe sich mit herben Worten über Napoleon geäußert; er sei von ihm im Felde stets so postiert worden, daß er leicht hätte fallen können. (Revue historique, XXXVII. 74.) Man vergesse nicht, Bernadotte war ein Gaskogner.

hier aus hatten sie im Jahre 1809 eine Expedition gegen Neapel unternommen, allerdings mit demselben kläglichen Erfolge, wie die gegen Antwerpen im Norden. Darauf hatte nun Napoleon geantwortet, indem er seinem Schwager, dem König Joachim von Neapel, befahl, Sizilien den Engländern abzujagen oder doch ihre Truppen dort eingeschlossen zu halten, damit sie nicht Verstärkungen nach Spanien und Portugal senden könnten. Dieser Versuch einer Landung auf Sizilien scheiterte im Jahre 1810. Im folgenden Sommer sollte er, unterstützt von der Touloner Flotte, wiederholt werden. Da jedoch die Schiffe nicht auszulaufen vermochten, wurde das Unternehmen verschoben. Im Grunde bildete es, wie die Eroberung Spaniens und Portugals, gleichfalls nur ein sekundäres Moment, und Messina konnte, wie Lissabon, auf anderen Wegen gewonnen werden.*)

Eins aber ergiebt sich mit Deutlichkeit, wenn man die unendliche Geschäftigkeit Napoleons in dieser Zeit überblickt: daß sich alle diejenigen gar sehr getäuscht sehen mußten, die von seiner Verbindung mit einem alten Herrscherhause seine Versöhnung mit dem Systeme der alten Staaten erhofft hatten. Und ebenso gingen Jene in die Irre, die ein Jahr später in der Geburt seines Sohnes

*) Interessant ist, was man damals wissen wollte und worüber der englische Bevollmächtigte, Lord Bentinck, nach Hause berichtete, daß nämlich Königin Karoline, seitdem ihre Enkelin Marie Luise Napoleon geheiratet hatte, eine Verständigung mit den Napoleoniden wider England gesucht habe, dessen Druck sie nur mit dem größten Widerwillen ertrug. Der Plan soll gewesen sein, daß ihre Truppen 1811 die Engländer auf der Insel angriffen, während Murat Messina forcierte. Dann sollte Sizilien gegen eine entsprechende Entschädigung an diesen oder Napoleon gegeben werden, der Bourbonenprinz Leopold eine Nichte des Korsen zur Frau nehmen. Ein vollgiltiger Beweis für diese Dinge ist noch nicht erbracht. Die Depeschen Bentincks, die davon sprechen, sind kürzlich bekannt geworden. Daneben war aber auch viel von einer Einverleibung Neapels in das Empire und von der Ungnade Murats die Rede. Auch in den jüngst veröffentlichten Tagebüchern der Königin Katharine von Westfalen liest man darüber. Es kam jedoch nicht zu alledem. Größere Ereignisse schoben derartige Projekte in den Hintergrund.

ein Unterpfand des Friedens erblickten. Denn gerade jetzt, im Frühling 1811, nahmen seine Pläne den höchsten Flug: Spanien und Portugal werden früher oder später, sei es durch Eroberung — noch stand Massena vor Lissabon — sei es durch den Gang der größeren Ereignisse, an Frankreich fallen; von der Südspitze des italienischen Festlandes bis dort oben hinauf, wo der Kontinent ins Eismeer taucht, standen bereits die Regierungen, wie es schien willenlos, unter seinem Einfluß, und nur mit dem slavischen Koloß des Ostens mußte die Rechnung erst noch bereinigt werden. Wozu hätte man denn den halben Erdteil zur Heeresfolge verpflichtet, wenn nicht, um endlich Herr über den ganzen zu werden?

Und was an neuen Nachrichten aus England kam, war nur angethan, den Kaiser auf dem eingeschlagenen Wege festzuhalten. Dort gestalteten sich die ökonomischen Verhältnisse infolge der Reunionen der Küstenstaaten mit Frankreich immer bedenklicher. Zwar hatte man die meisten Kolonieen Europas jenseits des Ozeans (darunter die französischen Bourbon, Isle de France und Cayenne) in die Gewalt bekommen, aber die Hoffnung auf einen gewinnreichen Export von Manufakturartikeln dahin war unerfüllt geblieben, da man Kolonialwaren dafür in Tausch nehmen mußte, denen Napoleon den europäischen Markt immer mehr entzog. Überdies war es durch die Anwendung von Maschinen zu einer Überproduktion gekommen, die nun nicht rentierte. Das britische Parlament mußte den bedrängten Fabrikanten einen Staatskredit eröffnen. Allerdings litt auch die französische Industrie, aber da war die Hilfe, wie der Kaiser meinte, nur eine Frage kurzer Zeit. Als er, wenig Tage nach der Geburt seines Kindes, die Glückwünsche einer Deputation der Handels- und Industriekammern entgegennahm, sprach er mit der größten Zuversicht von seinem schließlichen Siege. Den Gedanken an Frieden wies er jetzt offen weit von sich. „Sie sehen“, sagte er, „wie weit herunter England heute ist. Ludwig XIV. und Ludwig XV. waren seinerzeit genötigt, Frieden zu schließen, und auch ich hätte

ihn längst suchen müssen, wenn ich, wie jene, das alte Frankreich regierte; aber ich bin nicht der Nachfolger der französischen Könige, sondern derjenige Karls des Großen, und mein Reich ist eine Fortsetzung des Kaiserreichs der Franken. In vier Jahren werd' ich eine Marine haben. Sind meine Geschwader erst drei oder vier Jahre zur See, dann können wir uns mit den Engländern messen. Ich weiß, daß ich drei oder vier Seeschlachten verlieren kann*); gut, ich werde sie verlieren: aber wir sind mutig, stets gestiefelt und gespornt, und wir werden reüssieren. Ehe zehn Jahre vergehen, werd' ich England unterworfen haben. Kein Staat Europas wird mehr mit ihm verkehren. Meine Zollschranken sind es, die den Engländern das größte Übel zufügen. Hat es doch mit seiner Blockade sich selbst am meisten geschadet, indem es uns lehrte, wie wir seine Produkte, seinen Zucker, seinen Indigo entbehren können. Nur noch einige Jahre und wir werden daran gewöhnt sein. Bald werd' ich Rübenzucker genug haben, um ganz Europa damit zu versorgen. Für Ihre Fabrikate steht Ihnen in Frankreich, Italien, Neapel, Deutschland ein weites Feld offen." Dann kam der Kaiser auf den französischen Staatshaushalt zu sprechen und sagte u. a.: „Ich nehme jährlich 900 Millionen lediglich von meinem eigenen Lande ein und habe 300 Millionen in den Tuilerien liegen; die Bank von Frankreich ist mit Silber gefüllt, während die englische keinen blanken Sou besitzt. Seit 1806 hab' ich mehr als eine Milliarde an Kontributionen hereingebracht. Ich allein habe Geld. Österreich hat bereits Bankrott gemacht, Rußland wird ihn machen und England nicht minder."**)

*) „Drei oder vier Flotten", nach einer anderen Lesart.

**) Die Rede ist hier — als Bruchstück — in ihrer ursprünglichen Fassung mitgeteilt, wie sie aus zwei von einander unabhängigen Quellen in der Revue critique des Jahres 1880 veröffentlicht wurde. Die Version, die man bei Thiers (XIII. 22–27) findet, repräsentiert offenbar eine nachträglich redigierte Form, in welcher die Worte des Kaisers den Diplomaten, den deutschen Zeitungen u. dgl. zugingen. In Miots Memoiren (III. 189) erscheint eine dritte Lesart.

Die letzteren, Frankreichs Finanzen betreffenden Bemerkungen des Kaisers bedürfen ein Wort näherer Beleuchtung. Allerdings gewann auch Metternich, der sich 1810 längere Zeit in Paris aufhielt, die Ansicht: „Frankreich ist unstreitig der reichste Staat des Kontinents und kann in finanzieller Hinsicht jedem anderen Trotz bieten.“ Aber er setzt doch einschränkend hinzu: „Die Kassen des Staates sind leer, die des Monarchen sind gefüllt.“ Und das kam der Wahrheit nahe, denn den 900 Millionen Einnahmen, von denen Napoleon spricht, standen im Budget von 1811 954 Millionen Ausgaben gegenüber, und wenn auch die Annexionen von Rom, Illyrien, Holland, der hanseatischen Departements und der neue Tarif zur Erhöhung der Einkünfte beitrugen, so waren doch auch die Ziffern des Heeresetats rapid gewachsen. Nach demselben Staatsvoranschlage forderte das Kriegsministerium 480 Millionen (1810: 400), das Marineministerium 170 Millionen (1810: 110). Um dieser Lage gerecht zu werden, stellte Napoleon in einem Elaborat vom Dezember 1810 anstatt jedes Anlehens, das er als „unmoralisch, weil künftige Geschlechter belastend“ bezeichnete, nur Erhöhung der indirekten Steuern (droits réunis) in Aussicht, denen er als neue Auflage das Tabaksmonopol hinzufügte. (Er rechnete für dieses auf ein Erträgnis von 80 Millionen Franken.) Das Präliminare erwies sich als irrig. 1811 war zwar ein Weinjahr, aber kein günstiges für das Getreide. Die Dürre, welche die Reben zu denkwürdiger Süße ausreifen ließ, verbrannte die Ähren, die Mehlpreise stiegen auf nahezu das Doppelte, der Konsum schränkte sich dementsprechend ein, und mit ihm verminderte sich der Steuerertrag. Das Jahr schloß mit einem Defizit von 46 Millionen. Und wenn andrerseits Napoleon seinen Schatz mit 300 Millionen bezifferte, so war das zwar im ganzen richtig, aber davon lagen gewiß nicht mehr als etwa die Hälfte bar vor; der Rest bestand in Schuldforderungen an Staaten und Private. Man sieht, so glänzend, wie der Kaiser das Bild der Finanzen Frankreichs darstellte, war es nicht. Man ermißt

daran, wie tief es ihn traf, als — wie wir noch hören werden — Rußland sein Gebiet dem französischen Export verschloß, und wie sehr er danach strebte, die Einnahmsquellen und damit die Steuerkraft der Franzosen zu vermehren, indem er ihren Produkten auch im Osten neue Märkte eroberte. So hat ihm wohl, wie 1809, auch drei Jahre später mit die Rücksicht auf die Finanzen den Krieg als geboten erscheinen lassen.*)

Wer mit jener Anrede des Kaisers an die Industriellen seine Befehle an den Marineminister aus demselben Monat März 1811 zusammenhält, der findet da seinen ganzen großen Weltherrschaftsplan in den gewagtesten Entwürfen angedeutet. Nicht mehr das Reich Karls des Großen, nicht den Kontinent von Europa, nein, das ganze Erdenrund fordert er jetzt unter sein eisernes Zepter. Zwei gewaltige Flotten, eine ozeanische und eine für das Mittelmeer bestimmte, will er in den nächsten drei Jahren hergestellt wissen; für die eine faßt er Sizilien und Ägypten, für die andre zunächst Irland ins Auge. Und ließen sich die Dinge in Spanien und Portugal gut an, so sollten noch im Jahre 1812 Expeditionen ans Kap der guten Hoffnung, nach Surinam, Martinique u. a. entsendet und 60 bis 80 000 Mann, „die feindlichen Kreuzer vermeidend“, über beide Hemisphären verteilt werden. Zur gleichen Zeit ist aber auch schon der letzte entscheidende Festlandskrieg wider Rußland in Vorbereitung, mit der Absicht, den Zaren, wenn er sich nicht in das Föderativsystem unter napoleonischer Hoheit einfügen will, zu bezwingen und auf den Weg nach dem britischen Indien zu verweisen. Mit einem einzigen gierigen Blick umfaßte der Kaiser die ganze Welt, und so völlig beherrschte ihn der Gedanke seiner künftigen Allherrlichkeit, daß er ihn gar nicht mehr zu verheimlichen suchte. „Man will wissen, wohin wir gehen“, sagte er. „Wir werden mit Europa ein

*) Es wird bezeugt, daß der Minister Mollien dem Kaiser vom Kriege mit Rußland abriet, weil die Finanzen des Staates der Ruhe bedürfen, worauf derselbe zur Antwort gab: „Im Gegenteile, sie geraten in Verwirrung und bedürfen deshalb des Krieges.“ Vergl. Band II. S. 213.

Ende machen und uns sodann wie Räuber auf weniger kühne Räuber als wir sind werfen und uns Indiens, zu dessen Herren sie sich gemacht haben, bemächtigen.“ Als der bairische General Wrede, der sich im Frühsommer 1811 in Paris aufhielt, dort gelegentlich ein Wort zum Frieden sprach, erwiderte ihm der Kaiser mit Härte in Ton und Mienen: „Noch drei Jahre und ich bin Herr des Universums.“

Je fester Napoleon auf den schließlichen Erfolg seiner Kontinentalpolitik wider England baute, umsomehr mußte ihm darum zu thun sein, den britischen Waren auch die letzte Zuflucht zu rauben: die russischen Häfen. Er hatte sich also auch mit Rußland auseinanderzusetzen, um es für den Anschluß an seine Maßregeln gegen die neutrale Flagge, d. i. an seinen Zolltarif zur Abwehr der Kolonialwaren und an sein Vernichtungsdekret wider die Depots englischer Manufakturen zu gewinnen. Das war nun entweder auf gütlichem Wege, wenn der Zar sich fügte, oder mit Gewalt denkbar, wenn er widerstrebte. Wie die Dinge lagen, war das Letztere das wahrscheinliche.

Wir kennen schon die ersten Anfänge einer ernsten Verstimmung unter den beiden Alliierten. Sie datiert vom Kriege des Jahres 1809 her, wo es Rußland an Eifer der Unterstützung gegen Österreich fehlen ließ, worauf dann Napoleon das Herzogtum Warschau durch galizisches Land vergrößerte. Die Vermählung des Kaisers mit einer österreichischen Erzherzogin konnte bereits als ein Schachzug gegen die Macht des Zaren dargestellt werden, und es ist sehr bezeichnend, daß genau am selben Tage, an welchem Napoleon den Fürsten Schwarzenberg in Paris zur Unterzeichnung des Heiratskontraktes auffordern ließ — d. i. am 6. Februar 1810 — dem Gesandten in Petersburg geschrieben wurde, ein von ihm am 5. Januar unterzeichneter Vertrag könne die Ratifikation nicht erhalten. Dieser Vertrag betraf Polen. Alexander I., voll Sorge, das Herzogtum Warschau könnte sich

einmal unter dem Protektorate des Franzosenkaisers über das ganze Gebiet des alten Nationalreiches erstrecken, hatte von Frankreich Garantieen hierüber gewünscht, und Caulaincourt, dem noch immer seine Instruktion vor Augen lag, Rußland zu beruhigen, war darauf eingegangen und hatte in aller Form versprochen, daß das Königreich Polen niemals wiederhergestellt, ja der Name „Polen" in allen öffentlichen Dokumenten sorgfältig vermieden werden solle. Dies unterschreiben hieß für Napoleon eine der wertvollsten Waffen gegen Rußland aus der Hand legen, an der er in den Jahren 1806 und 1809 emsig geschmiedet hatte, und überdies mit seiner Kraft dafür einstehen, daß der Versuch zu einer Herstellung Polens auch von keiner andren Seite mit Erfolg gewagt wurde. Und wenn jetzt noch eine Nötigung vorhanden gewesen wäre, dem Zaren dieses Zugeständnis zu machen. Aber eine solche lag, seitdem die österreichische Heirat den Kaiser Franz an Frankreichs Seite gebracht hatte, nicht mehr vor. Kurz, Napoleon ratifizierte nicht, und nur um den Alliierten nicht zu brüskieren, ließ er in Petersburg ein Gegenprojekt in Vorschlag bringen, mit dem er sich lediglich verpflichten wollte, keine Unternehmung, welche auf die Restauration des alten Jagellonenreichs abziele, zu unterstützen. Das sollte in einem geheimen Vertrage verbrieft werden. Damit war Alexander nicht zufrieden. Er wünschte einen offenkundigen Traktat, der den Franzosenkaiser vor aller Welt verpflichtete, blieb bei seinem ursprünglichen Verlangen und berief sich auf die Zusagen, die er kurz nach Abschluß des Schönbrunner Friedens erhalten hatte.*) „Der Kaiser", sagte er zum französischen Gesandten, „hat mir doch die positivste Sicherheit versprochen und damals auch geben wollen; warum nun nicht mehr?" Die Antwort hätte der Wahrheit gemäß lauten müssen: Weil der Kaiser der Franzosen, der sich jetzt schon für den „einzigen Herrn Europas" hält, den Bruch mit Rußland bereits fest ins Auge gefaßt hat und nur ein

*) Siehe Bd. II. S. 239.

Mittel in der Hand haben will, denselben, sobald es ihm taugt, in Szene zu setzen. So antwortete nun der Gesandte allerdings nicht. Der russische Monarch aber wußte doch woran er war, denn just damals — im April 1811 — versicherte er dem Fürsten Adam Czartoryski, es sei Napoleon viel weniger um die Wohlfahrt Polens als darum zu thun, „sich dieses Landes, wie eines Instrumentes in dem Zeitpunkte zu bedienen, wenn er einmal Rußland den Krieg machen will." Dieser Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Aber er lag auch nicht mehr allzufern. Metternich war schon im Oktober 1810 aus Frankreich mit der Überzeugung zu seinem Herrn heimgekehrt: „Im Jahre 1811 wird der materielle Friede auf dem europäischen Kontinent durch eine neue Schilderhebung Frankreichs nicht gestört werden. Im Verlaufe dieses Jahres wird Napoleon mit verstärkten eigenen Streitkräften seine Bundesgenossen zu einem gegen Rußland gerichteten Hauptschlage sammeln. Den Feldzug wird Napoleon im Frühjahr 1812 beginnen."

Die polnische Frage bildete übrigens nur ein einziges Glied in einer ganzen Kette von Zwistigkeiten, die sich im Laufe der beiden Jahre 1810 und 1811 zwischen den Alliierten von Tilsit ergaben. Ein nicht minder trennender Umstand lag dort, wo Napoleon Rußland heimlich stets aufs eifrigste bekämpft hatte, in der Türkei. Die Russen waren siegreich über die untere Donau gegangen und hatten so entschiedene Erfolge errungen, daß der Friede mit der Pforte in nahe Aussicht rückte. Napoleon war davon aufs unangenehmste berührt, denn er mußte die fortdauernde Beschäftigung russischer Streitkräfte im Süden wünschen, wenn er einmal im Norden zugriff. Um dies durchzusetzen, suchte er, da er nicht offen gegen den Alliierten auftreten wollte, Österreich vorzuschieben. Er riet Metternich, Serbien zu okkupieren, welches Rußland für sich forderte, und versprach, ruhiger Zuschauer zu bleiben, wenn der Wiener Hof dem Zaren die Donaufürstentümer streitig machte. Kaiser Franz ging hierauf nicht ein. Jener hatte aber doch erreicht, daß die Türkei,

von dem Interesse, welches Frankreich und Österreich an ihrem Schicksale nahmen, unterrichtet, in ihrem Widerstande gegen die russischen Forderungen beharrte und der Krieg seinen Fortgang nahm.

Das waren jedoch untergeordnete Dinge im Vergleiche mit der Hauptangelegenheit, d. i. der Haltung Rußlands in Sachen der Kontinentalsperre. Mitte Oktober 1810 hatte Napoleon den Zaren auffordern lassen, die Schiffe neutraler Flagge an seiner Küste mit Beschlag zu belegen, wie es seit dem Mai in den französischen und den Frankreich zugewandten Häfen der Fall war. „Nimmt sie Rußland in Beschlag", heißt es in der betreffenden Depesche an den Gesandten, „so versetzt es England den Gnadenstoß und endet mit einem Male den Krieg". Und an Alexander selbst schrieb der Kaiser: „Es hängt nur von Ew. Majestät ab, Frieden oder Krieg zu schaffen." Der Zar lehnte ab. Er konnte nicht anders. Denn schon der Abbruch der direkten Handelsverbindung mit England im Jahre 1807 hatte Rußland große Opfer auferlegt. Der Export seiner Naturalien hatte sich damit seines wichtigsten Debits begeben. Die Folgen waren nicht ausgeblieben: drei Jahre später erhob sich das Defizit zur Höhe der Staatseinkünfte, und das Papiergeld sank auf ein Viertel seines Nennwertes. Wahrlich, wenn Napoleon der Pariser Handelskammer mit so großer Zuversicht den Bankrott des nordischen Reiches in Aussicht stellte, so wußte er wohl, worin die finanzielle Bedrängnis des Alliierten ihren Ursprung hatte. Barg es nicht den Wunsch, dieselbe noch zu vermehren und die Katastrophe zu beschleunigen, wenn er jetzt in Petersburg auch noch auf eine Abweisung der Neutralen drang? Nein, der Zar durfte hierauf nicht eingehen. Wo sollte er denn, einem künftigen Angriffe Napoleons gegenüber, noch wirksame Unterstützung in der Welt finden, wenn er selbst jetzt England ruinieren half? Er erwiderte das Ansinnen Frankreichs mit der Erklärung: er wolle gerne nach wie vor an dem antibritischen Systeme des Tilsiter Vertrages festhalten und jedes Schiff,

welches nicht den untrüglichen Beweis seiner Herkunft liefern könne, wegnehmen, dürfe sich aber nicht entschließen, darüber hinauszugehen, da Rußland die Kolonialwaren nicht entbehren könne und auf die Zufuhr der Neutralen angewiesen sei. Daß die Letzteren lediglich britische Waren führen, stehe nicht außer Zweifel.

Damit war die Politik Napoleons an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Denn sobald Rußland die neutrale Flagge in seinen Häfen duldete, blieb der Kontinent dem britischen Export offen, und England konnte aus der Weigerung des Zaren neue Hoffnung und Kraft zum Widerstande schöpfen. Wenn noch irgend etwas zur Überzeugung des Imperators gefehlt hätte, daß er Rußland vorerst bekämpfen müsse, wenn er England ruinieren und der Welt Herr werden wolle, jetzt fehlte nichts mehr. Von nun ab geht er, bei aller förmlichen Höflichkeit und scheinbaren Offenheit des diplomatischen Verkehrs, entschieden gegen den Alliierten vor, und es erfolgt jene Annexion der norddeutschen Strandländer, unter denen sich, wie erwähnt, auch das Herzogtum Oldenburg befand, dessen Fürst mit dem russischen Herrscherhause nahe verwandt war.*) Napoleon hatte anfänglich dem Herzog die Wahl gelassen, ob er sein Land für eine Entschädigung dahingeben oder französische Truppen und Zollwächter darin aufnehmen wolle. Aber als der bedrängte Regent erst nach einigem Säumen auf die letztere Zumutung einging, ward ihm — das alte Spiel — bedeutet, es sei nun zu spät und sein Land bereits einverleibt. Man bot das geringfügige Gebiet von Erfurt als Ersatz an, welches, ehevor kurmainzisch, dann preußisch, seit 1806 zur Disposition der französischen Verwaltung stand. Es war nicht unrichtig, wenn der

*) Herzog Peter I., der für seinen Vetter Wilhelm die Regierung führte, gehörte, wie der Zar, dem Hause Holstein-Gottorp an; er war Alexanders I. Oheim, sein jüngerer Sohn Georg dessen Schwager. Siehe Bd. II. S. 238, wo ein Versehen aus „Georg von Oldenburg“ einen „Großherzog von Oldenburg“ entstehen ließ.

Zar dem französischen Botschafter erklärte, die That sei ein Faustschlag, ihm vor ganz Europa ins Gesicht versetzt, und zugleich eine flagrante Verletzung des Tilsiter Friedensvertrages, mit welchem Napoleon die Integrität Oldenburgs feierlich garantiert hatte. Er wendete sich in einem Rundschreiben an die europäischen Mächte, worin er Verwahrung einlegte gegen die Kränkung der Rechte des Hauses Holstein-Gottorp auf das Herzogtum. „Welchen Wert“ — hieß es darin — „können die Allianzen haben, wenn die Verträge, auf denen sie beruhen, den ihrigen nicht behalten?“ Also war dies der Bruch? Noch nicht. Der Schluß des Protestes lautete einlenkend und die Fortdauer der Allianz trotzalledem betonend. Aber das waren Worte. Die Handlungen der russischen Politik ließen eine Verständigung nur schwer zu. Denn am 31. Dezember 1810 erschien ein russischer Ukas, welcher nicht blos die Kontrole der neutralen Schiffe in den russischen Häfen erleichterte, sodaß fortan Kolonialwaren unter jedem Vorwande ausgeladen und südwärts über Brody nach den Binnenländern verhandelt werden konnten, sondern auch die Einfuhr gewisser Luxusartikel, insbesondere von Seidenwaren und Weinen, durch einen hohen Zolltarif bis zur Unmöglichkeit erschwerte. Seidenwaren und Weine aber gehörten unter die Haupterzeugnisse Frankreichs und die wesentlichsten Gegenstände seines Exports. Nun war wieder Napoleon der Betroffene. Er forderte die Zurücknahme des Dekrets, erhielt aber nur zur Antwort, dasselbe sei durch die üble Finanzlage des russischen Staates diktiert.

Nach dieser neuen Weigerung seines Bundesgenossen begann der Franzosenkaiser insgeheim aufs eifrigste zu rüsten.*) Im März 1811 erhält Davoût, der mit einer Armee an der Elbe steht, den Befehl, „wenn es sich darum handeln sollte, gegen Rußland zu operieren“, im Fluge nach Danzig zu eilen und

*) Im Dezember 1811 gab er dem preußischen Gesandten Krusemarck offen zu, daß er seit dem Erscheinen des russischen Ukas sich im Stillen für den Krieg bereitet habe.

dort seine 90 000 Mann durch 50 000 Polen und Sachsen zu verstärken. Jetzt war es, wo Napoleon von seinen weltumfassenden Plänen sprach und seine künftige Alleinherrschaft in Aussicht stellte, und jetzt, im März 1811, offenbarte er seinem Generaladjutanten Narbonne seine längst gehegte und unausgesetzt überdachte Absicht, über Moskau nach dem Ganges zu ziehen, um die indobritische Herrschaft zu stürzen. Aber auch Rußland sah dem Kampf entgegen, und just zur selben Zeit entwickelte Alexander I. dem preußischen Gesandten einen Feldzugsplan, in das Herzogtum Warschau einzurücken und bis an die Oder vorzudringen. Beide Kaiserreiche waren zum Kriege entschlossen, beide rüsteten, Napoleon mit dem Vorgeben sich deckend, seine Maßregeln seien durch die des Zaren hervorgerufen. Nur noch einmal scheint er eine friedliche Verständigung — wenn auch nur zum Aufschub — erwogen zu haben, als die Nachricht vom Mißgeschick Massena's nach Paris gekommen war. Doch auf Alexanders Wunsch, ihm Warschau für Oldenburg abzutreten, ging er nicht ein. Rußland, welches eben im Norden Finnland erworben hatte, im Süden auf dem Wege war, die Donaufürstentümer zu gewinnen, wollte er durchaus nicht auch noch im Westen verstärken. Nicht ein Dorf des polnischen Herzogtums solle an das Zarenreich fallen, sagte er in einer öffentlichen Audienz am 15. August 1811 dem Vertreter desselben. Einen andern Vorschlag machte aber Alexander nicht und ließ auch einen solchen Napoleons — der natürlich die Durchführung seiner Handelsdekrete vor Allem verlangte und nur Lizenzen versprach — unbeantwortet. Der Zar erblickte in den spanischen Ereignissen und in der Unzufriedenheit der Norddeutschen eine wesentliche Unterstützung. Er glaubte einen Krieg nicht um jeden Preis vermeiden zu müssen. Vor Ende 1811 sagte der Franzosenkaiser zu Krusemarck, man meine in Rußland, er sei in Spanien zu sehr beschäftigt, um nach andrer Seite hin eine furchtbare Macht aufzustellen. Das sei ein Irrtum. Er könne ganz gut die Engländer auf der Halbinsel dulden, sie würden seine Armeen

doch nicht vertreiben. Zuerst müsse er den Krieg im Norden zu Ende führen, dann erst könne er sich wieder nach dem Süden wenden. Für ihn kam es jetzt nur noch darauf an, genügend Zeit zu gewinnen, um soviel Truppen auf Kriegsfuß zu setzen, als er zu seinem Entscheidungskampfe mit dem letzten aufrechten Staate des Kontinents für nötig hielt, und Herr des Augenblicks zu bleiben, in welchem er die Feindseligkeiten beginnen wollte. Das Schweigen Rußlands auf seine letzten Eröffnungen ward dazu benützt, den Zaren als den eigentlichen Urheber des Krieges hinzustellen, was dann auch in weiteren Kreisen zur Überzeugung wurde.*)

Und es war ein riesiges Heer, das der Imperator ins Feld zu stellen dachte. Viermalhunderttausend Mann versicherte er dem preußischen, eine halbe Million dem österreichischen Gesandten, und selbst diese Ziffer sollte schließlich noch hinter der Wahrheit zurückbleiben. Solche Massen hatte seinerzeit auch die Republik gegen ihre Feinde entsendet; doch mit dem Unterschiede, daß damals der Enthusiasmus der jungen Freiheit die Volkskraft Frankreichs bewehrte, während jetzt nur der eiserne Wille des Herrschers die Widerstrebenden unter die Waffen rief. Immer schwerer lastete seit seinem letzten Kriegszuge sein Regiment auf den Franzosen. In den Städten wurde das geringste Zeichen der Unzufriedenheit, welches sich hervorwagte, der Anlaß zu Mißtrauen, Verfolgung und Strafen, und seit 1811 stieg die Zahl der eingezogenen Staatsverbrecher auf dritthalbtausend. Sie sind auf

*) Versuche, die in jüngster Zeit gemacht wurden, diese Auffassung auch in die Geschichte einzuführen, müssen wohl jedem genaueren Kenner von Napoleons Zielen und Charakter als verfehlt erscheinen. Man lese doch nur was Metternich ein Jahr später, am 23. Mai 1813, an Bubna schreibt: „Es genügt, daß Napoleon die Mittel erwäge, deren wir uns bedienen mußten, um zu verhindern, daß die Unterstützung, die wir Frankreich gegeben haben, ganz und gar verhaßt wurde. Wir haben das Unmögliche gethan, um zu beweisen, daß Rußland den Frieden störte. Dieser Vorwand fehlt uns im Jahre 1813.“ (Oncken, Österreich u. Preußen im Befreiungskriege, II. 378.)

den bloßen Befehl des Kaisers oder seines Polizeiministers hin arretiert worden und werden ohne Prozeß gefangen gehalten, hier Einer, „weil er Napoleon haßt", dort Einer, „weil er seit 1811 in Briefen an seinen Bruder regierungsfeindliche Ansichten äußert", ein Dritter wegen „religiöser Anschauungen" ꝛc. Seit dem Februar 1810 giebt es eine besondere Zensurbehörde in Paris mit einem Generaldirektor, mehreren Auditoren und an fünfzehn bis zwanzig Zensoren, damit die Zensur, wie der Kaiser will, nicht der Polizei überantwortet bleibe. Mit der größten Dienstwilligkeit wird hier verboten oder verändert, was nur den Schein der Unzufriedenheit des Gewaltigen erwecken könnte. Da muß z. B. aus einem Buche eine anerkennende Stelle über die englische Verfassung entfernt werden; ein anderes muß seinen Titel „Geschichte Bonapartes", weil dies zu wenig submiß klingt, in „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Feldzüge Napoleons des Großen" umwandeln. Und bis an die fernen Grenzen des Empire reicht die emsige Fürsorge der Zensur. Seitdem die Hansestädte französisch sind, dürfen Schillers „Räuber", „Maria Stuart", „Wilhelm Tell", Goethes „Faust" dort nicht mehr aufgeführt werden. Und vollends die Zeitungen! Von den vier unabhängigen Pariser Blättern sind zwei, der „Publiciste" und der „Mercure de France" ganz unterdrückt, die anderen verlieren ihre Fonds und werden völlig von der Regierung abhängig. Ein eigenes Amt (Bureau de l'Esprit public) versorgt sie mit Siegesberichten aus Spanien oder mit Artikeln über italienische und französische Musik, um — während Hunderttausende zum blutigen Kampfe sich rüsten — die Aufmerksamkeit der gelangweilten Hauptstadt von der Politik abzulenken. Freilich sucht Napoleon diese Härte gegen die Presse auf der anderen Seite durch Auszeichnungen für Gelehrte und Künstler in Vergessenheit zu bringen. Er schmückt sie mit dem Kreuze der Ehrenlegion, macht die Gros, Gérard, Guérin, die Lagrange, Monge, Laplace zu Baronen und beklagt es, daß Corneille nicht mehr lebe, den er zum Fürsten hätte erheben wollen.

Und wie in den Städten, so mußte bald auch auf dem flachen Lande die Regierung ihre Autorität mit harten Maßregeln stützen. Der französische Bauer hatte sich bisher als der zuverlässigste Anhänger des Kaisers erwiesen. Wohl zum Teile deshalb, weil er, schwerer beweglich als der Städter, bei einer ergriffenen Partei länger beharrte und der Ordnung schaffende General nun einmal sein Mann gewesen war; dann aber wohl auch, weil im französischen Landvolk eine gewisse Neigung für den Militärdienst vorhanden war, der immerhin eine Anzahl Männer ernährte und — wenn der Tapfere nur notdürftig sich zu bilden verstand — in ansehnliche Stellungen brachte. Napoleon konnte dreist sagen, wie er es that: „Was kümmert mich die Ansicht der Salons und der Schwätzer! Ich höre nicht darauf. Ich kenne nur eine Meinung, die der Bauern. Das Übrige hat keine Bedeutung.“ Aber auch diese Neigung fand ihre Grenzen, als man selbst auf den Dörfern immer häufiger von den zahllosen Opfern hörte, die der fürchterliche Krieg jenseits der Pyrenäen verschlang, und daß nun ein zweiter beginnen sollte, in fernen Landen, von deren Schrecknissen die Braven von 1807 genug zu erzählen gewußt hatten. Kein Wunder, daß der Konskription der Altersklasse von 1811, die dem Kaiser neue 120000 Mann zuführen sollte, keinerlei Begeisterung entgegenkam. Bis an 8000 Franken zahlten die Bemittelten für einen Stellvertreter, und von den Armen entflohen viele Tausende. Für die Ausreißer wurden dann die Familien, die Gemeinden, ja der ganze Kanton haftbar gemacht und dieses neue „Geißelgesetz“ mit größter Strenge durch fliegende Kolonnen (Colonnes mobiles) durchgeführt.

Und nicht minder hart, ja noch viel härter als auf Frankreich, drückte die Faust des „Protektors“ auf die Lande des deutschen Rheinbundes, dessen Fürsten im April 1811 Ordre erhielten, ihre Kontingente bereitzustellen. Westfalen, durch die Verschwendungssucht seines Königs Jérôme finanziell aufs Äußerste herabgekommen, sodaß Steuererhöhungen und Zwangs-

anleihen den Bankrott nicht mehr aufhielten, mußte gleichwohl seine Armee auf 30000 Mann erhöhen und überdies 20000 Franzosen mit ihren Pferden ernähren. Als Jérôme Vorstellungen machte, hieß es zurück, es stände ganz in seinem Belieben, von seinem Throne herunterzusteigen. Ähnlich war es in Baiern, welches zwar nach dem Kriege von 1809 mit dem Gebiete des Dalbergischen Bistums Regensburg belohnt wurde, dafür aber Südtirol an Italien und Illyrien, Ulm und andere kleinere Territorien an Württemberg abtreten, hohe Schuldsummen für den Schatz des Kaisers auf sich nehmen und an 30000 Mann für den Krieg stellen mußte. Württemberg tauschte 40000 Seelen, die es an Baden abtrat, gegen 140000, die es von Baiern erhielt. Baden mußte für seinen Zuschuß Hessen-Darmstadt vergrößern. Wie Spreu schüttelte der Korse die deutschen Regierungen und Unterthanen durcheinander! Der Staat des Fürstprimas ward für den Entgang von Regensburg durch Fulda und Hanau vergrößert und zum „Großherzogtum Frankfurt“ erhoben, freilich mit dem willkürlichen Vorbehalte, daß nach Dalbergs Tode der Vizekönig Eugen, welcher durch die Neuvermählung des Kaisers seine Aussichten auf den italienischen Thron einbüßte, diese Souveränetät antreten solle. Dalberg mochte fürchten, daß der ungeduldige Machthaber jenseits des Rheins diese Klausel einmal übersehen könnte, und empfahl sich durch die servilste Gefügigkeit, indes sein Volk unter den drückendsten Auflagen seufzte und seine Truppen für den spanischen Krieg in weit größerem Maße herangezogen wurden als der Bundesvertrag heischte. Vor Allen aber rüstete Sachsen wie im Fieber, namentlich im Herzogtum Warschau, wo Napoleon ungeheure Vorräte an Kriegsmaterial aufhäufte. Alle Streitpflichtigen wurden einberufen, eine Nationalgarde errichtet. So standen die Regierungen des Rheinbundes mit ihren Truppen dem Kaiser unbedingt zur Verfügung. Weh ihnen, wenn sie es nicht thaten. „Wenn die Bundesfürsten“, schrieb Napoleon im April 1811 an Friedrich von Württemberg, „über ihre Neigung zur gemein-

samen Abwehr auch nur den leisesten Zweifel in mir entstehen lassen, sind sie, ich gestehe es frei, verloren. Denn ich ziehe Feinde unsicheren Freunden vor.*)

Da waren denn nur noch die deutschen Mittelmächte, Preußen und Österreich, die Besiegten von Jena und Wagram, in Pflicht zu nehmen. Was Preußen betraf, so hatte es Napoleon nicht vergessen, daß er das Land schon einmal erobert und nur aus Rücksicht für dasselbe Rußland aus den Händen gelassen, gegen welches er sich jetzt zum Streite erhob, und auch nicht vergessen, daß er schon einmal als Sieger am Niemen kampiert hatte. Ließ sich diese Position nicht wieder erreichen? Etwa indem er Preußen, wie Holland zuvor, unmittelbar in seine Gewalt brachte? Dies scheint ihm wirklich einen Augenblick lang im Sinne gelegen zu haben. Ein gefälschter Rapport Champagnys vom November 1810, worin der Minister dem Kaiser die Aufteilung Preußens zu Gunsten von Sachsen und Westfalen anrät, soll auf guten Informationen des Fälschers beruhen. Anfangs 1811 verzeichnet Königin Katharine von Westfalen gleichfalls die Notiz von der bevorstehenden Zerstückelung des Hohenzollernstaates in ihr Tagebuch. Und um dieselbe Zeit geht ein Gerücht durch die spanischen Blätter, der Rest von Preußen solle an Berthier gegeben werden.**) Der Gedanke ward aber wohl bald wieder aufgegeben. Es war doch vielleicht möglich, daß die Vernichtung Preußens ebenso wenig ohne Widerstand von seiten der Bevölkerung ablief, wie die Spaniens, so groß auch der Unterschied zwischen den heißblütigen Südländern und den „vernünftigen, kalten,

*) Daß dies keine leere Drohung war, geht aus einer Tagebuchnotiz der Königin von Westfalen hervor, die am 11. Januar 1811 in ihr Journal schreibt: „Der Kaiser ist mit dem Großherzog von Baden sehr unzufrieden, er scheint unter den Fürsten zu sein, die verschwinden werden.“ (Revue historique XXXVIII. 95.)

**) Siehe meinen Aufsatz über „Stein und Gruner in Österreich“ in der „Deutschen Rundschau“, Jahrg. 1888, S. 137.

toleranten und jedem Exzeß abholden" Norddeutschen — so charakterisierte sie Napoleon — sein mochte. Und über das geheime Treiben des „Tugendbundes", wie man die Gesamtheit der deutschen Franzosenfeinde nun einmal zu bezeichnen pflegte, trafen die übertriebensten Berichte in Paris ein. Nein, kein Gewaltstreich! Mußte denn nicht, ebenso wie Spanien, auch Preußen nach dem Siege über Rußland dem Beherrscher Europas als reife Frucht in den Schoß fallen? Viel klüger, die nicht unansehnlichen Hilfskräfte Friedrich Wilhelm III. auf friedlichem Wege sich dienstbar zu machen und sich so die Stellung am Niemen zu sichern. Dies war schließlich der Plan Napoleons. Und er gelang. Gelang, einmal der unseligen Lage wegen, in der sich Preußen befand, dessen einzelne Landesteile einerseits vom Rheinbunde, andererseits von Warschau her und endlich durch die französischen Besatzungen in Stettin, Küstrin, Glogau und Danzig fortwährend bedroht waren, und zweitens, weil auch jetzt wieder, wie 1805 und 1809, den Absichten des Eroberers in Friedrich Wilhelm mit seinem Mißtrauen gegen sein Volk und seiner felsenfesten Überzeugung von des Korsen Unüberwindlichkeit ein Helfer wider Willen zur Seite stand.

Zwar gab es im Jahre 1811, als Napoleon auf Bündnisanträge, die Preußen im Frühling stellte, die Antwort schuldig blieb, Momente, in denen nicht nur die Führer der Patriotenpartei, der Kriegsminister Scharnhorst voran, sondern auch der Staatskanzler Hardenberg, der 1810 wieder ans Ruder getreten war, zu Rüstungen und Verabredungen mit Rußland mahnten, und es ist auch wirklich im Sommer dieses Jahres, so verdeckt und geheim wie möglich, zu einer Verstärkung der Machtmittel auf über 100000 Mann und im Herbste zu einer Militärkonvention mit dem Zaren gekommen, in welcher dieser versprach, jedem Angriff auf Preußen wie einem Anfall auf sein eigenes Land zu begegnen und möglichst rasch an die Weichsel vorzudringen. Aber da war König Friedrich Wilhelm schon wieder anderen Sinnes. Es fehlte eben dem sonst so klar blickenden

Fürsten, der die Streitkräfte Napoleons richtiger schätzte als die Kriegspartei, durchaus an jedem Wagemut. Als man in Paris Einstellung der Rüstungen verlangte, wurde diesem Ansinnen alsbald Folge geleistet, und als man dort auf jene Bündnisanträge Preußens zurückkam, ließ sich der König von einer Hofpartei, die nur im Anschluß an Frankreich die Rettung des Staates erblickte, zu Unterhandlungen bewegen, welche am 24. Februar 1812 zu einer Offensiv- und Defensivallianz mit dem Eroberer führten. Aber unter welchen Bedingungen! Damals, als Hardenberg dem Kaiser ein Bündnis und preußische Hilfe anbot, that er es unter Vorbehalten, welche die Integrität des Landes verbürgen, die Erhöhung der preußischen Kriegsmacht bewirken, die Festung Glogau zurückbringen und gewisse Terrainerwerbungen sicherstellen sollten. Jetzt war von alledem nicht mehr die Rede. Hatte doch Napoleon absichtlich erst dann die Verhandlung mit Preußen wieder aufgenommen, als seine Verstärkungen in den Oderfestungen, in Westfalen und Polen soweit gediehen waren, daß er seinen Forderungen — Eintritt in den Rheinbund oder Schutz- und Trutzbündnis — augenblicklich den größten Nachdruck geben konnte. So wurde der Vertrag vom 24. Februar für Preußen eine Demütigung ohnegleichen. Nur in Spanien, Italien und der Türkei — hieß es darin — braucht Preußen Frankreich keine Heeresfolge zu leisten, sonst überall in Europa. Gegen Rußland stellt es 20000 Mann und 60 Geschütze unter den Befehl Napoleons, etwa die Hälfte der ihm überhaupt zugestandenen Armee; die andere Hälfte hat in den schlesischen Festungen, in Potsdam, vorzüglich aber in Kolberg und Graudenz zu garnisonieren, wo die Kommandanten ihre Befehle vom französischem Generalstabe erhalten. Die Franzosen marschieren ungehindert durch den ganzen preußischen Staat, einen Teil Schlesiens ausgenommen; ihre Generale requirieren, beschaffen die Lieferungen für die Armee und sorgen für Ordnung und Sicherheit in deren Interesse. Diese Armeelieferungen, die Preußen im größten Maßstabe zu leisten hat, werden von der alten Kriegsschuld in

Abrechnung gebracht. So hatte der patriotische Aufschwung des Jahres 1811 mit Unterthänigkeit geendet, für die der König nichts gewann als vage Versprechungen von Gebietszuwachs im Falle des Sieges — Versprechungen von Napoleon, der seit 1807 immer bedauernd wiederholte: „Wie konnte ich diesem Manne nur soviel Land übrig lassen!"

Nicht wenig hat zu dem Entschluß des Preußenkönigs, sich in dem bevorstehenden Kriege Frankreich anzuschließen, die Haltung Österreichs beigetragen. Nach seiner Überzeugung konnte das „Hazardspiel" eines Kampfes gegen das überlegene Genie und die Übermacht Napoleons nur dann gewagt werden, wenn Rußland und Österreich einig und zur Anstrengung aller ihrer Kräfte bereit wären. Da war denn wirklich noch im Dezember 1811 Scharnhorst in Wien gewesen, um die Stimmung des dortigen Kabinetts zu erkunden, hatte aber schließlich nur erfahren, daß Kaiser Franz Augenblicks nicht imstande sei, irgend Hilfe zu gewähren. Die Wahrheit war: Österreich stand auf französischer Seite. Aus den Schriftstücken, mit welchen jenerzeit Metternich seinen Herrn beriet, geht hervor, daß die wiener Politik entschieden gegen den Zaren Stellung nahm. Schon die Aktion Rußlands gegen die Türkei in den Donaufürstentümern trennte die beiden Mächte. Dann hatte Alexander in den ersten Monaten des Jahres 1811 den Plan wieder aufgenommen, den er vor dem Kriege von 1805 mit seinem Vertrauten, dem Fürsten Adam Czartoryski, überlegt hatte, d. i. Polen wieder herzustellen und dasselbe als einiges Reich unter russischer Oberhoheit konstitutionell zu regieren. Dieser Plan verstimmte in Wien gleichfalls, denn er beanspruchte von Österreich die Aufgebung Galiziens, wofür Rußland zwar Serbien und die Donaufürstentümer bot, die man aber doch erst wieder hätte erobern müssen, woran in einem Kriege gegen Napoleon nicht zu denken war. Gewiß, auch wenn man sich an den Franzosenkaiser anschloß, konnte Galizien für den Donaustaat verloren gehen, da der Imperator ohne Zweifel sofort das einige Polen gegen Ruß-

land ausspielte, und es war schon im Sommer 1810 in Paris zwischen Napoleon und Metternich davon die Rede gewesen; aber einmal bot Jener dem seit dem letzten Kriege gänzlich verarmten Staate das wichtige Illyrien mit der Seeküste als Äquivalent für das polnische Land und überdies noch, als Preis für Österreichs Mitwirkung am Kriege, weiteren Gewinn, den der österreichische Hof mit der Inngrenze gegen Baiern und dem preußischen Schlesien in Vorschlag brachte. Denn daß Preußens Auflösung — es mochte Partei nehmen, welche es wollte — unfehlbar erfolgen müsse, war für Metternich eine ebenso ausgemachte Sache, als der Sieg der französischen Waffen im Kriege mit Rußland.*) Dann war allerdings auch die völlige Abhängigkeit der wiener Politik von der napoleonischen unvermeidlich, aber selbst in dieser abhängigen Stellung wollte Metternich die Konjunkturen nutzen und wenigstens das unterthänige Österreich stärken, wenn schon ein freies nicht mehr möglich war. Und Napoleon setzte sich den Wünschen seines Schwiegervaters nicht entgegen. „Die schlesische Frage ist beim ersten Fehler, den sich Preußen zu schulden kommen läßt, entschieden", erklärte er dem österreichischen Botschafter im Dezember 1811; ja selbst, wenn sich Preußen nicht von der vorgeschriebenen Linie entferne, könne er in einem glücklichen Kriege über Schlesien zu Österreichs Gunsten verfügen, da es dann an Kompensationsobjekten nicht fehlen werde und dem Könige Friedrich Wilhelm jede andere

*) „Preußen ist nicht mehr in die Reihe der Mächte zu rechnen", versicherte er dem Kaiser Franz Anfangs 1811, und in einem Vortrage vom Ende November desselben Jahres: „Preußen befindet sich in der hoffnungslosen Lage, in jeder zu ergreifenden Partei seine nur zu wahrscheinliche Auflösung besorgen zu müssen." In demselben Schriftstücke heißt es aber auch: „Nach vorhinein zu berechnenden, auf frühere Erfahrungen, besonders auf jene der letzten Zeit gestützte Probabilitäten spricht aller Anschein unleugbar für französische Siege." Damals schätzte Metternich die französische Armee auf 200 bis 230 000 Mann. Wie mußte es ihn in seiner Politik bestärken, als er von der doppelten Anzahl hörte!

Provinz passen müsse, während Schlesien die einzige sei, die Österreich abzurunden vermag.*)

So war man in Wien dazu gekommen, sich in eine enge thätige Allianz mit Frankreich zu begeben, welche bestimmte Vorteile in Aussicht stellte. Dieser Entschluß war bereits gefaßt und in Paris angekündigt, als Scharnhorst nach Wien kam. Man begreift nun leicht, daß seine Mission scheitern mußte, ja, man begreift sogar — wenn man es auch gewiß nicht entschuldigen wird — daß Metternich dem Sendboten des in seinen Augen verlorenen Staates geradezu zum Anschluß an Rußland riet, d. h. zu eben jenem „ersten Fehler", der die schlesische Frage sofort zu Gunsten Österreichs lösen mußte.**) Und als ob der bloße Name Schlesiens die Zeit der großen Kaiserin wieder in Erinnerung gebracht hätte, welche um die entrissene Provinz drei Kriege gewagt, so suchte man jetzt den französisch-österreichischen Allianzvertrag von 1756 hervor, um das neue Schutz- und Trutzbündnis nach seinen Bestimmungen, ja teilweise nach seinem Wortlaut abzufassen. Am 14. März 1812 unterzeichnete Schwarzenberg in Paris die Vertragsurkunde. Österreich stellt

*) Metternichs Papiere, II. 442. Maret, damals als Nachfolger Champagnys Minister des Äußeren, brachte in Vorschlag, man könne Preußen für Schlesien mit den baltischen Provinzen Rußlands entschädigen.

**) Am 17. Dezember hatte Schwarzenberg in Paris die entscheidende Audienz. Den Bericht darüber wird Metternich nicht vor dem 25. erhalten haben. Bis dahin blieb Scharnhorst ohne definitiven Bescheid. Am 26. empfing er ihn mit der Erklärung, Österreich sei außer Stande zu helfen, und mit dem Winke, Preußen werde in jeder andern Partei als der russischen noch unglücklicher sein. Siehe Metternichs nachgelassene Papiere, II. 442 und Lehmann, Scharnhorst II. 434. Wenn bei Duncker, Aus der Zeit Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm III. S. 422 Metternich dem Abgesandten gegenüber auch noch die Äußerung in den Mund gelegt wird, Österreich werde Frankreichs Partei nicht nehmen, sondern neutral bleiben, so ist davon, wie ich Professor Lehmanns freundlicher Mitteilung verdanke, in Scharnhorsts Berichten nichts enthalten.

für den Krieg gegen Rußland 30 000 Mann zu Frankreichs Unterstützung, die jedoch — ungleich den preußischen Hilfstruppen — ungeteilt unter österreichischer Führung stehen, von keinem französischen General Befehle annehmen und nur den Weisungen Napoleons gehorchen sollten. Bei der Wiederherstellung Polens wird Österreich Galizien behalten, und nur wenn es selbst einen Teil desselben dazu hergeben wollte, dafür durch Illyrien entschädigt werden. Die Integrität der Türkei bleibt garantiert, d. h. Rußland wird nichts davon für sich gewinnen. Und zum Schluß heißt es: „Im Falle eines glücklichen Ausganges des Krieges verpflichtet sich der Kaiser der Franzosen dem Kaiser von Österreich Kriegsentschädigungen und Gebietsvergrößerungen zuzuwenden, welche nicht allein die dargebrachten Kriegsopfer aufwiegen, sondern auch ein Denkmal bilden sollen der engen und dauerhaften Verbindung, die zwischen beiden Souveränen besteht.“ Da von Illyrien bereits die Rede war, bleibt hier nur noch an Schlesien zu denken übrig, denn es war ja „die einzige Provinz, die Österreich abrunden konnte“.

So hatte sich Napoleon auch der deutschen Mittelmächte versichert, und von der Südspitze Kalabriens bis zur Memel, vom Kap Finisterre bis in die Bukowina gehorchte der Kontinent seinem Winke. Freilich hätte er gerne auch Schweden und die Türkei, die alten Feinde Rußlands, in sein System aufgenommen — oder vielmehr: darin festgehalten — damit sie von Norden und Süden her den Gegner angriffen, wenn er ihm im Zentrum den entscheidenden Stoß versetzte. Doch hier zog er den Kürzeren. Als sich in Stockholm die Abgesandten Frankreichs und Rußlands den Rang abzulaufen suchten, hielt Bernadotte den Augenblick für günstig, sich dem Lande seines künftigen Regiments durch eine große Acquisition zu empfehlen. Der Zar bot als Preis für Schwedens Beitritt seine Zustimmung zur Annexion Norwegens nach dem Kriege, wovon Napoleon nichts wissen wollte, da Norwegen zu Dänemark gehörte, welches treu zu ihm hielt. Er seinerseits brachte bei

Wiedergewinnung Finnlands nach der Besiegung Rußlands in Vorschlag, wenn Schweden mit 40000 Mann gegen Alexander marschieren und zugleich den Krieg wider England energisch betreiben wolle. Aber gerade dieses doppelte Engagement gegen Rußland und das britische Reich zu gleicher Zeit erschien der schwedischen Regierung unmöglich. „Man verbarg sich nicht" — heißt es in einem nachträglichen Berichte des schwedischen Ministeriums an Karl XIII. vom 7. Januar 1813 — „daß ein Krieg mit Rußland, welcher notwendig auch Feindseligkeiten mit England herbeiführen mußte, die Kräfte Schwedens überstieg, daß eine englische Flotte im baltischen Meere während des Sommers alle Unternehmungen von seiten Schwedens gegen Rußland hindern konnte, daß die Küsten Schwedens inzwischen der Rache Englands preisgegeben sein würden, daß der Handel und die Küstenfahrt einstweilen ganz aufhören und daraus eine allgemeine Not entstehen würde, daß Schwedens großer Bedarf an Getreide eben mit diesen beiden Mächten, England und Rußland, ein fortgesetztes friedliches Verhältnis heischte u. s. w." Aus solchen Gründen – die in diesem Zeitpunkte höchst unkluge Besetzung Pommerns durch die Franzosen, um den Schleichhandel zu stören, und die langjährige persönliche Spannung zwischen Bernadotte und Napoleon thaten das Übrige — ward der französische Antrag in Stockholm abgelehnt und am 5. April 1812 die Allianz mit Rußland eingegangen.

In der Türkei, wo der Sultan Mahmud gerne die ihm allerdings erst in den ersten Monaten des Jahres 1812 dargebotene Hand Napoleons angenommen hätte, lagen die Verhältnisse doch so, daß selbst der Großherr seiner Absicht nicht folgen konnte. Noch im letzten Herbste hatten die Russen sich zu einem entscheidenden Schlage gesammelt, Erfolge errungen und darauf den Frieden unter relativ günstigen Bedingungen angeboten, nur um den Krieg an der Donau zu enden, bevor das große Streiten gegen die Franzosen begann; sie forderten nicht mehr beide Fürstentümer für sich. Das geschah in einem Augenblicke, wo

die türkische Staatskasse leer, der Zustand der Armee ein kläglicher, der Wunsch der Bevölkerung nach Frieden und Erholung ein allgemeiner geworden war. Nur die zügellosen Janitscharen riefen noch nach Krieg. Was halfen da die Versprechungen Napoleons: die Krim, die Tatarei, alles Land, das die Pforte in den letzten vierzig Jahren verloren hatte, wenn man die 100 000 Mann nicht aufbrachte, die er als Hilfsheer forderte? Und dazu drohte England, es werde, wenn der Sultan das französische System annehme, die Dardanellen forcieren und Stambul verbrennen. Der Divan, den Mahmud befragte, erklärte sich für den Frieden mit dem Zaren, welcher dann auch Ende Mai 1812 unter der Bedingung, daß fortan der Pruth die Grenze bilde, zustandekam.

Das waren nun freilich sehr empfindliche diplomatische Niederlagen, die Napoleon in Stockholm und am Bosporus erlitt. Aber trotzdem gebot er doch über eine überwältigende Macht, als er den letzten Schritt zur Beherrschung des Kontinents hin that. So fest entschlossen er hierzu war — der abmahnende Einspruch seiner Minister und Generale machte ihn nicht irre — so entschieden ward auf der anderen Seite Alexander I. durch die volkstümliche Opposition am Widerstande gegen die napoleonische Diktatur festgehalten, welche so dreist in die materiellen Interessen Rußlands eingriff. Der Bruch war unvermeidlich. Alles Zögern beruhte nur noch auf militärischen Rücksichten. Am 30. April 1812 übergab endlich der russische Botschafter in Paris das Ultimatum des Zaren. Er wolle nur dann über einen Vergleich mit Frankreich unterhandeln — wobei er allerdings auf den Verkehr mit den Neutralen nicht verzichten könne — wenn die Franzosen vorher Preußen und Schwedisch-Pommern geräumt haben würden. Um noch etwas Zeit zu gewinnen, antwortete Napoleon nicht sogleich hierauf, sondern sandte vielmehr seinen Generaladjutanten Narbonne zu Alexander mit Instruktionen, die man — obzwar am 3. Mai abgesendet — auf den 25. April zurückdatierte, als hätte man das russische Ultimatum noch nicht

gekannt.*) Während sich dann der Bote nach Wilna begab, reiste Napoleon im Mai nach Dresden, um hier gleichsam seine Macht drohend auszulegen, und wir glauben es, daß er sich davon nochmals eine einschüchternde Wirkung auf den Gegner versprach.

In Dresden versammelten sich huldigend die Fürsten des Rheinbundes, über die der Korse unbedingter gebot als seit langer Zeit ein römischer Kaiser deutscher Nation. Auch der letzte von diesen, Franz von Österreich, fand sich ein. Mit dem Könige von Preußen und den kleineren „Souveränen" trat er gehorsam in den Schatten des gewaltigen Parvenüs, der die Grenzen zwischen den romanischen und germanischen Elementen Europas verwischt und deren Kräfte zum Entscheidungskampf über das Schicksal des Weltteils vereinigt hatte. Gewiß, es war die Triebfeder persönlichsten Ehrgeizes und unendlicher Herrschsucht, welche diese Massen in Bewegung setzte, ein schier unerträglicher Zwang, der sie kittete, aber wen der Genius auf Höhen geführt, wo ihm über dem weiten Horizont des Ganzen das Einzelne sich entrückte, der konnte hier einen Bund europäischer Kulturpotenzen zu erblicken meinen, gerüstet, um unter der Führung des größten Feldherrn die Zivilisation des Westens erobernd nach Osten zu verbreiten und den Völkerhader zur Einheit auszugleichen, der konnte versucht sein, mit Goethe von Napoleon zu sagen:

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht,
Das Kleinliche ist Alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte."

Oder wären diese an Marie Louise gerichteten Worte nur huldigende Konvenienz, mit denen jetzt, wo der Kaiser die höchste Stufe seiner Macht erklommen hat, der große Humanist des

*) Ernouf, Maret, Duc de Bassano, S. 354.

Jahrhunderts ihm Beifall spendet? Nein, für Goethe stand Napoleons Größe außer Zweifel. Er hat genau herausempfunden, was dessen historische Bedeutung ausmacht: sein unbewußtes Handeln im Dienste des Idealen. „Napoleon", sagte er einmal, „der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet." Den Aufwand des Imperators an niedriger Hantierung und Gemeinheit eigennützigen Strebens übersah der Dichter souverän. Mochten Andere von den Greueln des Krieges und dem drückenden Zwange der Übermacht reden, er behielt nur das letzte Ziel im Auge: die Vereinigung der Völker in höherer Gesittung. Und von diesem Standpunkt aus hatte Goethe recht, Napoleon den großen Männern der Geschichte beizuzählen. Denn sie Alle waren es nur, weil sie im Banne großer Ideen gehandelt hatten, gleichviel welches ihre eigensten Zwecke gewesen. Wohl drängte der macedonische Alexander aus der Enge seines kleinen Staates hinaus nach der Beherrschung der Welt und grub seinen Namen durch Thaten ohnegleichen in das Gedächtnis der Jahrtausende ein, aber was ihn auf den Weg dahin gebracht hatte, war doch nur die gewaltige Expansivkraft der hellenischen Kultur gewesen, in deren Dienst er den Zug nach Osten unternahm. Wohl begründete Karolus Magnus mit den Waffen ein Weltreich, aber doch nur als ergebenes Werkzeug der Moralideen des Christentums, das sich die jungen Völker des Nordens eroberte. Und wenn wir jetzt Napoleon auf der gleichen Bahn finden, wenn wir auch ihn begierig sehen, seine Person zu höchst zu stellen und alle Welt unter seinem Willen zu versammeln, so ist dieser Wille doch zum guten Teile sein eigener nicht, sondern nur das Organ jener Zivilisation der Humanität, an der die Geisteskräfte von Jahrhunderten sich gemüht, ehe sie Gemeingut des Erdkreises wurde. Unter Strömen von Blut, allerdings. Aber die Gesetzbücher der Menschheit sind einmal mit Blut geschrieben, ob es der Einzelne am Kreuze vergieße oder Millionen

sterbend dafür zeugen. Überall, wo der Franzosenkaiser gesiegt hatte, erblicken wir den Anlauf zu einer höheren sozialen Ordnung: am Manzanares wie am Tiber, am Rhein und an der Elbe, in Neapel und in Polen, in Preußen und in Österreich, hier unmittelbar unter dem Drucke der Eroberung, dort mittelbar, weil ein Widerstand gegen den Mächtigen forthin nur möglich schien, wenn man sich mit seinen eigenen Waffen bewehrte. Hat doch, um nur an Eines zu erinnern, der verlorene Schlachttag von Jena allein das ganze innere Wesen des preußischen Staates verändert*). So war es ein Kulturprozeß von größter Bedeutung, der im Jahre 1812 die letzten Grenzen europäischer Gesittung aufsuchte. Daß der Anwalt, der ihn mit seinem Degen führte, für sich als Entgelt die Herrschaft der Welt begehrte, erscheint geringfügig daneben.

Aber die Völker Europas standen nicht auf dieser Höhe der Anschauung. Sie forschten in Napoleon nicht nach der idealen Mission, die er unbewußt vollführte, und konnten sich demnach auch nicht mit ihr darüber trösten, daß er im offenkundigen Drange seiner persönlichen Absichten ihre Unabhängigkeit bedrohte, ihre Söhne auf die Schlachtfelder zwang, ihnen Handel und Erwerb beschränkte und die Autoritäten ihres Glaubens befehdete. Sie haßten ihn bitter. Am stärksten trat diese feindselige Gesinnung bei jenen beiden Völkern hervor, die der Kultur des revolutionären Humanismus am fernsten standen und in denen sich die ursprünglichen Instinkte des Nationalgefühls und der Religiosität am reinsten erhalten hatten: bei den Spaniern und den Russen. Die Ersten waren noch nicht bezwungen. Ob es wohl mit den Zweiten gelang?

---

*) „Merkwürdig bleibt es doch, daß kein Einziger von denen, welche später in hervorragender Weise bei der Reformgesetzgebung thätig geworden sind und welche sämtlich bereits zu den maßgebenden Männern des alten Staatswesens gehört hatten, vor dem gewaltigen Stoße irgendwie mit reformatorischen Plänen hervorgetreten ist." (E. Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg. S. 133.)

Zweites Kapitel.

Moskau.

Während Napoleon in Dresden den Staat seiner Herrlichlichkeit zur Schau stellte, marschierten seine Kolonnen an die Weichsel. Es war ein Heer, wie es bis dahin die Welt nicht gesehen hatte. Weit über 400 000 Streiter standen zum Einmarsch nach Rußland bereit, und was an Reserven später noch nach Osten gezogen wurde, brachte die Armee des nordischen Feldzugs auf mindestens 600 000 Mann. Lange und eifrig, den Gegner bis zum letzten Augenblicke mit Unterhandlungen hinhaltend, hatte der Kaiser gerüstet und unerhörte Anstrengungen den Völkern zugemutet, bis er endlich hoffte, mit sicherer Überlegenheit des Feindes Herr zu werden.

Allerdings nicht ohne eigene Zweifel. Ségur erzählt in seinen Aufzeichnungen, daß er in Paris zur Zeit der Rüstungen zuweilen in größter Aufregung aus seinen Gedanken auffahrend ausgerufen habe, er sei für einen so entfernten Krieg noch nicht genug vorbereitet und bedürfe weiterer drei Jahre. Dann aber sei er doch wieder Warnungen und Einwendungen, die Einzelne aus seiner Umgebung wagten, unzugänglich gewesen und habe sie mit allem Eifer zu widerlegen gesucht. Unter den Mahnern hatte Caulaincourt obenan gestanden. Der kannte Rußland und kannte den Nationalstolz des russischen Volkes; dieses würde, meinte er, nicht an Frieden denken, solange noch ein Feind auf vaterländischem Boden stünde; er wies auf die Unsicherheit der gezwungenen Alliierten hin, auf den Haß der deutschen Bevölkerung, der unter dem Beutesystem der Franzosen emporgewachsen, auf das unwirtliche Kriegstheater, dessen Schrecken aus dem Feldzuge von 1807 bekannt genug wären. Ihm zur Seite schilderte Poniatowski das wüste unwegsame Litthauen, schilderte dessen Adel, der bereits halb russisch geworden sei, das Volk kühl und wenig empfänglich, und versicherte, man

dürfe sich von der Befreiung desselben keine großen Erfolge versprechen. Darauf lenkte der ältere Ségur die Blicke des Kaisers auf Frankreich zurück, welches nach dem Feldzuge aufhören müßte Frankreich zu sein, sobald es zu Europa erweitert würde; das Ende wäre dann, daß an die Stelle der Monarchen des Weltteils die Generale des Empire als Statthalter träten, die, ehrgeiziger als die Offiziere Alexanders des Großen, vielleicht nicht erst den Tod ihres Herrn abwarten würden, um selbst zu herrschen. Und ähnlich sprach Duroc. Aber Alle hatten vergeblich geredet. Von seinen Alliierten, erwiderte Napoleon, besorge er nichts; Preußen sei an jeder Bewegung gehindert, mit den süddeutschen Höfen und mit Österreich verknüpfe ihn das Band der Verwandtschaft. Übrigens seien die Deutschen von langsamer methodischer Art, und er würde immer noch Zeit für sie gewinnen. Die Ehrsucht seiner Generale sei ihm bekannt; sie werde aber eben durch den Krieg abgewendet. Habe dieser seine Gefahren, so der Friede nicht minder. Denn zöge er seine Armeen ins Innere des Landes, so würden hier in Muße und Ruhe viel zu viel ehrgeizige Interessen und waghalsige Leidenschaften keimen, als daß er ihrer Herr zu werden vermöchte. Meint man da nicht die Wortführer des Konvents und die Radikalen des Direktoriums zu hören?*) Und ist es nicht der alte Träumer von ehemals, der jetzt wieder das Schicksal als letztes Argument ausspielt? „Ich fühle mich“, sagte er, „nach einem Ziele hingetrieben, welches ich nicht kenne. Wenn ich es erreicht haben werde, wird ein Atom genügen, mich niederzuwerfen. Bis dahin vermögen alle Anstrengungen der Menschen nichts gegen mich.“

Hatte er so die Vorstellungen seiner Umgebung zum Schweigen gebracht, so wandte er sich mit neuer Energie der tausendfältigen Sorge für das riesige Heer zu, dem es an nichts gebrechen sollte. Und fürwahr, bis ins kleinste Detail war die

---

*) Vergl. Band I. S. 77 und 156.

Ausrüstung vorgesehen. Außer den Munitionsparks der einzelnen Korps waren in Modlin, in Thorn und Pillau, in Danzig und Magdeburg Reservedepots mit vielen Millionen von Patronen angelegt. Um ungefähr 1350 Geschütze nach Rußland zu schaffen, waren 18000 Pferde bereitgestellt worden, und überdies wurden aus Danzig und Magdeburg Belagerungsparks nach Düneburg und Riga dirigiert. Für die wasserreiche Gegend wurden zwei große Brückentrains mitgeführt; außerdem hatte jedes Armeekorps seine Pontons und Werkzeuge. Für Pferdedepots an der Weichsel und Oder hatte Preußen zu sorgen. Die wichtigste Aufgabe lag in der Verpflegung solcher Massen. Sie erforderte die größte Aufmerksamkeit, da, wie Napoleon nicht müde wurde, seinen Unterfeldherren zu versichern, eine so große Menschenmenge, enge beisammen, nicht vom Lande werde leben können. Auf Tausenden von Wagen wurden den französischen Armeekorps Mehl und Reis nachgeführt, zum Teile von Ochsen befördert, die man dann zu schlachten gedachte. Mitte Januar trifft der Kaiser Anordnungen zur Aufhäufung von Lebensmitteln für 400000 Mann auf 50 Tage in Danzig und in den Oder- und Weichselstädten. Außerdem hatte Preußen mit Lieferungen für 20 Tage aufzukommen. Zwei große Transporte sollten dann Mehl und Zwieback von Elbing zu Wasser nach Wilna bringen. Danzig, Elbing, Warschau, Thorn, Marienburg, Bromberg, Modlin enthielten riesige Vorräte, Danzig allein 300000 Centner Mehl und zwei Millionen Zwiebackportionen. Wollte man nicht auch noch die Nahrung für anderthalb hunderttausend Pferde der Armee mitführen, so mußte man für den Feldzug eine Jahreszeit abwarten, die auf Wiesen und Feldern grünes Futter bot. So spielte die Armeeadministration in die Politik hinüber; sie hat die Eröffnung des Krieges bis zum Sommer verzögert.*) Und auch das war nun erreicht, ohne

*) Ségur (IV. 94) erzählt, Napoleon sei durch eine Lebensmittelkrisis, veranlaßt durch den Mißwachs im Vorjahre, zwei Monate länger in

daß die Russen — wie Napoleon gefürchtet haben mochte — inzwischen die Offensive ergriffen und über die Grenze drangen. Der „letzte Akt“, wie er beschwichtigend sein russisches Unternehmen nannte, konnte beginnen.

Am frühen Morgen des 28. Mai verließ der Kaiser Dresden und fuhr zunächst nach Posen, wo er am 31. eintraf, um von hier nach Königsberg weiterzureisen. Narbonne hatte als Antwort des Zaren zurückgebracht, was man bereits wußte: die Forderung, Preußen zu räumen. Jetzt nahm Napoleon den Handschuh ohne weiteres auf. Er hatte seine „Große Armee“ in drei Gruppen zerlegt, von denen die eine unter seinen Oberbefehl, eine zweite unter Eugen, eine dritte unter Jérôme gestellt war. Die Hauptarmee umfaßte die Elite des Heeres: die Garde, ein starkes Korps unter Davout, ein zweites unter Oudinot, ein drittes unter Ney, dem zwei württembergische Divisionen unterstanden, ein viertes unter Macdonald, dem die Preußen unter Grawert zugeteilt waren, endlich die Kavalleriereserve (zwei Korps) unter Murat, zusammen 250 000 Mann.*) Zur zweiten Armeegruppe unter dem Vizekönige von Italien gehörten das italienische und das bayrische Armeekorps, und überdies ein

Frankreich zurückgehalten worden. Dagegen ist schon in einem die ganze Politik gegen Rußland zusammenfassenden Vortrage Marets vom 16. August 1811 vom Juni des nächsten Jahres für den Beginn des Krieges die Rede. (Ernouf, Maret, S. 304.)

*) Die Angaben über die Stärke der einzelnen Armeekorps sind nicht ganz übereinstimmend. Die Tabelle in Fézensacs Souvenirs beziffert z. B. die Garde mit 35 800 Mann, während sie nach authentischen Quellen 47 000 zählte. Sie zerfiel in die Division der alten Garde, zwei Divisionen der jungen Garde, eine Division polnischer Garde und eine Division Gardekavallerie. Über die Stärke des Davoûtschen Korps gehen selbst die amtlichen Quellen auseinander. Die Listen des Kriegsministeriums sprechen von 72 000, Thiers, der die kaiserlichen Tabellen benützt haben will, von 97—99 000. Ungefähr die letztere Anzahl, 100 000 Mann, nennt auch Napoleon im Gespräche mit Katharina von Westfalen. (S. deren Tagebuch von 1812 in der Revue historique von 1888.)

französisches Reiterkorps, im Ganzen 80000 Mann. Die dritte Armee unter Jérôme faßte die Polen unter Poniatowski, die Sachsen unter Reynier, die Westfalen unter Vandamme, der den König beraten sollte, und ein aus Polen und Franzosen gemischtes Kavalleriekorps in sich, gleichfalls an 80000 Streiter. Das Heer war fast durchwegs voll guten Geistes, stolz auf seinen Führer, der Kriegsthaten so freigebig zu belohnen wußte und an dessen Genie man unbedingter glaubte als je. Wenn auch einzelne Generale auf die allzu junge Mannschaft hinwiesen, die den Beschwerden nicht gewachsen sein werde, wenn sie auch, wie Rapp, offen eingestanden, daß sie lieber in Paris geblieben wären; es gab andere genug, die noch keine Lehen empfangen hatten und keinen Herzogstitel besaßen; und wer weiß, ob sobald wieder die Gelegenheit kam, beides zu erwerben? Ob auch gleich in Holland und Illyrien Aufruhr über die Konskription entstanden war, Tausende französischer Militärflüchtlinge gefesselt herbeigeführt werden mußten, und zwischen Preußen und Franzosen schon in den ersten Tagen ein blutiges Rencontre über einen Verpflegstrain entbrannte, so waren das doch nur untergeordnete Momente.

Ende Mai stand das Heer von Königsberg und Elbing die Weichsel aufwärts bis Nowo Alexandria hin, indes die Österreicher unter Schwarzenberg bei Lemberg sich sammelten. Diese weite Ausdehnung der alliierten Streitkräfte ließ die Russen im Unklaren, ob der Vorstoß Napoleons im Norden bei Kowno und Grodno oder südlich von Warschau her erfolgen werde. Sie mußten hier wie dort bereitstehen, um nicht überrumpelt zu werden, und teilten zu diesem Zweck ihre verfügbaren Kräfte in zwei Armeen, von denen die eine nördlich um Wilna unter dem Oberbefehlshaber Barclay de Tolly, eine andere unter Bagration — beide Generale hatten sich im Feldzuge von 1807 ausgezeichnet — südlich des Pripet ihre Aufstellung nahm. Eine dritte gegen die Österreicher bestimmte Abteilung unter Tormassow war in Wolhynien erst in der

Bildung begriffen. Die Armee Barclays zählte 127 000 Mann, die Bagrations 66 000, mußte aber, als sie nordwärts rückte, um den Anschluß an das Hauptheer zu gewinnen, nahe bei 30 000 Mann an Tormassow überlassen. Es lagen also den 400 000 Mann Napoleons zunächst nicht ganz 170 000 Russen gegenüber, und diese getrennt. Allerdings stand noch eine russische Armee in der Walachei, eine zweite schwächere in Finnland gegen die Schweden, aber diese beiden hatte die Politik noch nicht freigemacht, vorläufig waren sie noch gebunden. Daß er dem Feinde so weit überlegen sei, vermutete Napoleon nicht. Er schätzte dessen Kräfte um vieles höher.*) Vielleicht war es dieser Irrtum, der ihm und seinem Heere vor jedem anderen verhängnisvoll wurde. Denn er ließ ihn einen Plan entwerfen, den er möglicherweise bei genauerer Kenntnis vom Feinde nicht gefaßt haben würde und in dessen eifriger Verfolgung er seine Truppen aller Unbill aussetzte, die ihnen bei einem methodischeren Feldzuge erspart geblieben wäre. Dieser Plan ging dahin, mit der ersten Armee, deren linker Flügel unter Macdonald bei Tilsit über den Niemen rücken sollte, über Kowno auf Wilna vorzudringen und so zwischen Barclay und Bagration durchzubrechen. Die zweite und dritte sollten der ersten zur Rechten staffelförmig über Grodno folgen, um, gleichsam einen mächtigen Keil bildend, den Riß zwischen den feindlichen Heerteilen zu erweitern, damit dieselben dann getrennt umfaßt und geschlagen werden konnten. Aber merkwürdiges Schicksal! Gerade die ungeheuren Massen, über die Napoleon verfügte, sollten ihn in Nachteil setzen. Derselbe General, der im Jahre 1796 mit 40 000 Mann über einen überlegenen Gegner unerhörte Triumphe

*) In den Aufzeichnungen zweier Offiziere des großen Hauptquartiers finden sich die Belege für solche Überschätzung. Ségur nennt als Gesamtanzahl der Russen 300 000, Fézensac 330 000. Der Letztere beziffert die beiden Armeen Barclays und Bagrations allein mit 230 000 Mann. Die Abteilung des Letzteren wurde immer in ihrer ursprünglichen Stärke (66 000 M.) festgehalten.

errungen hatte, sollte nun, mit der zehnfachen Kraft bewehrt, eines weit geringeren Feindes nicht Herr zu werden vermögen Und so paradox es klingt, es war im Grunde nur natürlich. Denn der Überzahl der Franzosen wagte Barclay allein nicht, wie er sonst gerne gewollt hätte, sich zum Kampfe zu stellen. Er suchte vielmehr retirierend weiter rückwärts den verlorenen Anschluß an Bagration, der sich in der gleichen Absicht zurückzog. Da nun aber die Entfernung Beider durch die zwischendrängenden Heeressäulen der Franzosen immer größer wurde, konnte ihre Vereinigung — wenn Bagration der ihm drohenden Umarmung entschlüpfte — erst nach weitem Rückmarsche bewerkstelligt werden. Und so kam es, daß sie, fortwährend ihre Verbindung suchend, vor den Franzosen wichen, keine Schlacht annahmen, die Napoleon mit fieberhafter Ungeduld herbeisehnte, den Feind durch wüstes Land und auf verheerten Wegen hinter sich herhetzten, bis ihn seine Vorräte nicht mehr erreichen konnten, seine Truppen vor Erschöpfung versagten und das stolze Heer so arg zusammenschmolz, daß es den Sieg, den es endlich mühevoll errang, nicht mehr entscheidend auszunützen vermochte. Das war im wesentlichsten der Gang der nächsten Ereignisse, die eine Katastrophe vorbereiteten, wie sie die Geschichte entsetzlicher nicht kennt.

Man wird hierbei nicht übersehen dürfen, daß Napoleon zwar sehr lebhaft an Moskau als letztes Ziel seiner Unternehmung, aber doch wohl kaum daran dachte, dieses Ziel noch mit diesem spät begonnenen Feldzuge zu erreichen. In Paris hatte er seinen Vertrauten verkündet, er denke nur Alexander und die russische Macht, durch den Verlust Polens geschwächt, hinter den Dnieper zurückzuwerfen. In Dresden sagte er zu Metternich, die Kampagne solle bei Minsk und Smolensk ihr Ende erreichen; dort wolle er Halt machen, die beiden Plätze befestigen, in Wilna sein Winterquartier nehmen, das eroberte Litthauen organisieren und seine Armee auf Kosten Rußlands ernähren. Sollte dies dann nicht zum Frieden führen, so würde er im nächsten Jahre

bis zum Zentrum des Landes vordringen und ebenso geduldig, wie im ersten Feldzuge, die Nachgiebigkeit des Zaren abwarten. Diese Absicht, mit welcher das ganze Verpflegswesen zusammenhing, bestand noch, als Napoleon sein Heer über die russische Grenze führte. In dem Manifeste, welches er da an seine Soldaten richtete, nannte er den Krieg, den er begann, den „zweiten polnischen Krieg“, und in Wilna versicherte er dem General Sebastiani, er werde die Düna nicht überschreiten, denn über sie hinauszugehen wäre in diesem Jahre unfehlbares Verderben. Polen, das er den Russen entreißen wollte, ward freilich in seiner größten Ausdehnung gedacht, die es im 17. Jahrhunderte gehabt hatte als auch Smolensk noch dazu gehörte, und in dieser Stadt gedachte er zu bleiben, wie er zu Jomini sagte, der für den Nachschub der Verpflegsmittel sorgen sollte.*) Man sieht, er hatte ursprünglich durchaus nicht einen raschen Vorstoß ins Herz von Rußland geplant, wie einzelne Militärschriftsteller festhalten wollen, und es war gewiß gegen seine wohl und lange überlegte Absicht, so schnell nach Moskau zu kommen. Die verderbliche Hast der Bewegung ward ihm vom Feinde aufgedrungen. Doch nun zu den Ereignissen selbst.

Am frühen Morgen des 23. Juni hat der Kaiser — nur von einem General begleitet — südöstlich von Kowno den günstigsten Punkt für den Übergang über den Niemen erkundet. Um Mitternacht beginnt derselbe auf drei Brücken und währt einige

---

*) Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814, I. 75. Hier wird auch von einem Tischgespräch in Wilna erzählt, bei welchem sich der Kaiser über seine Absichten genau so wie in Dresden zu Metternich äußerte: „Wenn Herr Barclay meint, ich würde ihm bis zur Wolga nachlaufen, irrt er sich gewaltig. Wir werden ihm bis nach Smolensk und an die Dwina folgen, wo eine gute Schlacht uns Kantonnements geben wird. Ich werde mit dem Hauptquartier nach Wilna zurückkehren, um hier den Winter zu verbringen, werde eine Truppe der Pariser Oper und des Theatre français kommen lassen. Im nächsten Mai wird dann das Geschäft beendigt, wenn wir nicht noch während des Winters Frieden machen.“

Tage. Kein Feind ist zu sehen. Niemand macht den Franzosen das jenseitige Ufer streitig. Und Napoleon hatte auf Widerstand gerechnet. Nun, er hofft ihn vor Wilna, der großen Stadt Litthauens, zu finden. Dahin dirigiert er seine Armee. Dort weilt Alexander. Der Zar hatte den Polen wiederholt seine Sympathieen entgegengebracht. Jetzt will er wenigstens dem Franzosenkaiser sein Spiel erschweren. Und das scheint ihm zu gelingen. Denn von dem Enthusiasmus der Litthauer für den „Befreier" Polens vernimmt das anrückende französische Heer nur wenig. Endlich mußte der Zar Wilna räumen, wo am 28. Juni Napoleon mit den Seinigen einzog. Von einem Widerstande war wieder nicht die Rede. Schwache russische Posten wurden mit spielender Leichtigkeit vertrieben. Und auch in der Stadt nicht die erwartete Begeisterung, nicht der Opfermut, den man in Warschau gefunden, nicht die vielen Tausende von Streitern, auf die man gerechnet hatte, nicht Geld und keinerlei sonstige Unterstützung. Der Kaiser war voll Unmut hierüber. Schon daß die Warschauer die 70 000 Mann, welche sie stellten, kaum zur Hälfte bezahlen konnten, woraus Frankreich Unkosten entstanden, ließ ihn die Herstellung der alten polnischen Republik von einer ganz anderen Seite betrachten, als sie die nationalen Patrioten ansahen. „Ich kann nicht begreifen", hatte er im letzten Dezember einmal an Davoût geschrieben, „wie dieses Land beanspruchen kann, eine Nation zu werden." Auch zu Alexander I. hatte er wiederholt verächtlich über dieses Verlangen der Polen gesprochen, und zu dessen Abgesandten Balascheff, dem Polizeiminister, der ihn — wohl mehr zur Kundschaft als zu diplomatischer Unterhandlung — in Wilna aufsuchte, um ihm zu versichern, daß der Zar, solange ein Feind in seinem Reich stünde, nicht an Vergleich denken werde, sagte er u. a.: „Glauben Sie etwa, daß mir etwas an diesen polnischen Jakobinern gelegen sei?" Es war, wie er sich zu Narbonne äußerte: „Die Polen dulde ich nur als disziplinierte Macht auf dem Schlachtfelde. Wir werden ein Stückchen Reichstag haben im Großherzogtum

Warschau, weiter nichts.“ Als dann dieses Stück Warschauer Reichstag eine Deputation nach Wilna schickte und ihn bat, er möge doch nun nur das eine Wort sprechen, daß das Königreich Polen existiere, antwortete er ausweichend und mit dem Hinweis auf die Integrität Österreichs, die er gewährleistet habe. So hatte er es in Dresden mit Franz I. vereinbart.*) Unter diesen Umständen war es kein Wunder, wenn es den Litthauern an Opferwilligkeit fehlte.

Dies hatte übrigens noch einen besonderen Grund. Die „Befreier“ kamen nämlich wie die erbittertsten Feinde über das Land hergefahren. Tausende von hungernden Marodeurs strömten durch die Dörfer, beraubten die Edelsitze und hausten in wildem Unfug. Ja, selbst in Wilna wurde unter des Kaisers Augen in den Vorstädten geplündert. Und diese Lockerung der Disziplin, bei Franzosen und Verbündeten, hatte wieder ihre zwiefache Ursache. Einmal waren gleich hinter dem Niemen die Truppen, um den Feind zu erreichen, in Eilmärschen vorgegangen, und zwar auf Wegen, die ein mehrtägiger Landregen gänzlich aufweichte, sodaß das Vorwärtskommen zur Qual wurde und Viele, namentlich die blutjungen Rekruten, dieser Anstrengung nicht ge-

*) Daß dem so ist, geht aus einem Schreiben des Kaisers von Österreich an seinen Gouverneur in Galizien, den Grafen Goëß, vom 7. Juni 1812 hervor, worin es heißt: „Die Herstellung eines Königreichs Polen wird wahrscheinlich eines der ersten Resultate des Ausbruches des Krieges zwischen Frankreich und Rußland sein. Der französische Kaiser wird an diesem Ereignisse nur einen indirekten Anteil nehmen und dem zusammenzuberufenden polnischen Reichstage und dem mit allen Regierungsvollmachten versehenen Warschauischen Ministerio die Bearbeitung der ehemaligen, das Königreich Polen konstituierenden Theile, welche nun unter russischer Botmäßigkeit sind, überlassen. Der Deputation des Reichstages, welche die Herstellung des Königreiches bei dem Kaiser anflehen dürfte, wird derselbe antworten, daß dieses die Sache der Polen selbst sei, daß er ihnen aber ausdrücklich erklären müsse, daß unter Polen nie die im Besitze Österreichs befindliche galizische Provinz verstanden werden könne, da ers elbe vermöge der Traktate vom Monate März 1812 Österreich ausdrücklich und auf ewig garantiert habe“. (Handschriftlich.)

wachsen, zurückblieben. Und dann kamen auch die Lebensmitteltransporte nicht vorwärts. Die Wagen blieben stecken. Die Ochsen, schlecht gewartet, wurden größtenteils von der Seuche befallen und verendeten. Desgleichen die Pferde, deren schon in den ersten Tagen über zehntausend an dem nassen Grünfutter zu Grunde gingen. Die großen Mehlladungen zu Schiff gelangten allerdings bis in die Wilia, fuhren aber in dem seichten Fluß auf den Grund, und als die Fracht endlich zu Wagen bis Wilna gebracht war, befand sich die Armee nicht mehr dort. Bitterer Mangel trat ein. Es kam vor, daß selbst in der jungen Garde — wie deren Führer Mortier dem Kaiser berichtete — Soldaten Hungers starben; Andere schossen sich in der Verzweiflung vor den Kopf. Napoleon mußte zu den Juden seine Zuflucht nehmen und wohl auch zu den falschen Rubelscheinen, die er in Paris in Millionen hatte anfertigen lassen. So war schon auf der Strecke von Kowno bis Wilna eine Unordnung eingerissen, die sich nicht wieder beseitigen ließ. Das Ende lag schon im Anfange begründet.

Aber auch beim Feinde herrschte genug Verwirrung. Man darf sich überhaupt die Haltung des russischen Hauptquartiers nicht sehr zielbewußt denken. Erst im Verlaufe der nächsten Wochen ist, gleichsam unabsichtlich, der richtige Weg zur Vernichtung des Gegners gefunden worden. Für jetzt konzentrierte Barclay die sechs Korps seiner Armee einige Tagmärsche hinter Wilna, ohne daß die Franzosen es hindern konnten, und zog eilends, à la Wellington alle Vorräte und Magazine hinter sich verbrennend, nach Drissa, wo ein festes Lager — die Torres Vedras schwebten vor — errichtet war. Hier wollte er Bagration erwarten, der mit dem Kosakenschwarm Platows über Nowogrudok und Wileika herankommen soll. Bagration kam nicht. Er fand den Weg bereits von Davoût verlegt, den Napoleon rasch mit einigen Divisionen bis Minsk vorgeschoben hatte, damit er dort die zweite russische Armee empfange, die Jérôme ihm von Westen her entgegentrieb. Der Russe wagte es nicht,

sich durchzuschlagen, in der Meinung, es stehe die Hauptarmee des Feindes wider ihn, und wandte sich nach Süden, um über Bobruisk und Mohilew zu Barclay zu gelangen. Jérôme war nicht rasch genug vorgeeilt, um ihn festhalten zu können; Davoût hinwieder, der auch den Gegner noch immer in der alten Stärke — bei 70 000 Mann — wähnte, wartete in Minsk auf den Angriff des Königs von Westfalen, ehe er vorstieß; und so entkam Bagration. Napoleon, außer sich über die Saumseligkeit seines Bruders, gab das Oberkommando über die dritte Armee an Davoût, und Jérôme kehrte gekränkt in sein Land zurück.

Zur selben Zeit, gegen die Mitte Juli — viel zu spät, da die Not der Verpflegung den Aufenthalt in Wilna verlängert hatte — ließ der Kaiser Murat, Oudinot und Ney der russischen Hauptarmee nach Drissa folgen. Dort sollten sie Barclay in der Front festhalten, indes er selbst mit den Garden, drei Divisionen von Davoût und den Truppen des Vizekönigs Eugen ihn rechts umging und ihm so die Verbindung mit Petersburg und Moskau abschnitt. Aber auch diese Absicht scheiterte. Die Russen erhielten in Drissa Nachricht, daß Bagration nicht herankommen könne, gaben den schlecht gewählten Platz nach unbedeutenden Gefechten mit der französischen Vorhut auf und zogen ostwärts. Nur das rechte Flügelkorps unter Wittgenstein blieb zur Deckung der Straße nach Petersburg zurück, von Oudinot und Saint-Cyr beobachtet. So war für Napoleon zum zweitenmal die Aussicht geschwunden, den Feind zum Stehen zu bringen. Er ging unerbittlich zurück. Und was hatten diese mißglückten Manöver nicht schon gekostet! Je mehr man vorwärts eilte, um so größer wurden die Opfer, namentlich auf den Straßen, die der Gegner vorher gezogen war. Die Maraudage nahm die größten Dimensionen an, umsomehr als in den Tagen des Vormarsches an die Dwina die Julisonne heiß herniederbrannte und unendlicher Staub das Atmen erschwerte. General Saint-Cyr, der die Bayern kommandierte, erzählt, sein Korps habe im Durchschnitt täglich ein Bataillon (8 bis 900 Mann) aus den

Reihen verloren; und so war es überall. Und was in den Reihen blieb, hatte erst recht mit Not und Elend zu kämpfen. Von regelmäßiger Verpflegung war seit Wochen keine Rede mehr. Bei der bloßen Fleischnahrung — denn es fehlte vollständig an Brot und jeglicher Hülsenfrucht — wurden die Truppen so elend, daß sie während des Marsches zusammenbrachen. Schließlich kam die Ruhr hinzu und raffte Tausende weg. Am schlimmsten daran waren die Reiter, denen die Pferde, die sich nur noch vom alten Stroh der Hüttendächer nährten, unter dem Leibe hinstarben und mit ihren Kadavern die Straßen verpesteten. Es waren fürchterliche Strapazen, unter denen auch Napoleon litt. Das war nicht mehr der Mann, der sich in der Winternot des ersten polnischen Krieges so wohl gefühlt hatte. Ein Unterleibsübel (Dysurie) hatte sich in den letzten Jahren geltend gemacht. Es beschwerte ihn jetzt besonders, da ihm jeder Ritt lästig wurde. Und dazu kam, daß seine Nerven durch die täglichen Meldungen vom Hinschwinden der Armee und bei der steten Jagd nach einer entscheidenden Aktion, die sich immer nicht darbot, bis zum Äußersten angespannt wurden. Er schien die ruhige Herrschaft über sich und Andere zu verlieren, die er sonst im Felde bewiesen. Wie sehnte er sich nach einer Schlacht, um der qualvollen Lage ein Ende zu machen! „Seit wir den Niemen überschritten“, schreibt der Maler Albrecht Adam, der im Hauptquartier Eugens den Feldzug mitmachte und sich gut unterrichtet zeigt, „beschäftigte ein Gedanke, eine Hoffnung, ein Wunsch den Kaiser und seine ganze Armee: der Gedanke an eine große Schlacht! Man sprach von einer Schlacht, wie von einem großen Feste, freute sich auf sie und ließ den Kopf hängen, so oft man sich in der Erwartung getäuscht sah.“

Da winkt die Hoffnung wieder. Barclay zieht auf dem rechten Ufer der Dwina nach Witebsk. Er hat Bagration die Ordre zugesandt, über Mohilew und Orscha gleichfalls dorthin zu kommen. Nun gab es für Napoleon zwei Möglichkeiten: entweder es gelingt ihm, auf dem linken Ufer marschierend,

dem Feind einen Vorsprung abzugewinnen, hinreichend, um bei Bjeschenkowitschi über den Fluß zu gehen und einen Stoß in die Flanke der marschierenden Russen zu unternehmen, oder Barclay stellt sich bei Witebsk, wo er Bagration erwartet, zur Schlacht. Das Erste traf nicht zu; der Gegner war zu schnell vorgegangen; es blieb nur übrig ihm zu folgen. Aber das Zweite schien zur That werden zu sollen. Am 25. Juli traf Murats Reiterei zum erstenmal auf ernsten Widerstand. Tags darauf drückten die Franzosen die russische Nachhut bis Witebsk zurück, und da stand am 27. das ganze Barclaysche Heer kampfbereit. Augenzeugen schildern die Freude der Franzosen über diesen Anblick, die Befriedigung ihres Führers. Und der Russe war wirklich zum Streit entschlossen; denn da er Bagration aus Süden im Anmarsch wußte, konnte er ihn nicht ohne Unterstützung Napoleon in die Hände fallen lassen. Es kam aber doch wieder anders. Davoût war von Minsk östlich auf Mohilew gerückt und Bagration an diesem Orte zuvorgekommen. Dieser hatte dann am 23. Juli versucht, sich Bahn zu machen, war zurückgewiesen worden und ging nun neuerdings südwärts, um im Bogen nach Smolensk zu gelangen und erst dort mit der ersten Armee zusammenzutreffen. Die Nachricht hiervon erhielt Barclay in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli, als er bereits in Gefechtsstellung den Franzosen gegenüberstand. Nun hatte die Schlacht, erwog er, allerdings keinen Sinn mehr; die Kräfte der Franzosen waren den seinigen weit überlegen, und es war nicht unmöglich, daß, während bei Witebsk gekämpft wurde, Davoût auf Smolensk losrückte und dort vor ihm eintraf. Freilich, wenn Napoleon angriff, mußte er Stand halten. Der Kaiser aber ließ es am 27. bei unbedeutenden Scharmützeln bewenden, einmal, um möglichst viel Truppen heranzubekommen und dem Feinde ein „Austerlitz", wie er sagte, zu liefern, dann, um seine vom Marsch ermatteten Soldaten nicht in der Mittagsglut des überheißen Tages in den Kampf zu schicken, vielleicht aber auch, wie man vermutet hat, weil er selbst

in seinen körperlichen und moralischen Kräften angegriffen und zu einem jähen Entschluß nicht imstande war. Sein Zaudern aber wurde ihm verhängnisvoll. Am Morgen des 28. Juli war kein Russe mehr zu sehen. Sie waren alle während der Nacht abmarschiert, und ein starker Frühnebel, der erst spät am Tage sank, hatte ihren Rückzug so gründlich verschleiert, daß auch keine Spur übrigblieb, welche die Richtung ihrer Bewegung bekundet hätte.

Die Enttäuschung war ungeheuer. Fast ein Drittel der Großen Armee war bereits dahin, über 130 000 Mann mußten aus den Mannschaftsrollen gelöscht werden, und noch war nichts erreicht! Die Kavallerie war so nahe der Erschöpfung, daß General Belliard dem Kaiser offen versicherte, noch sechs Tage Vormarsch und es gebe überhaupt keine Reiterei mehr. Zudem hatte man sich von den Flügelkorps allzu weit entfernt: von Macdonald, der die Preußen gegen Riga entsendet hatte und mit seinen Franzosen auf Jakobstadt marschierte, von Reynier, der zur Beobachtung der russischen Ersatzarmee unter Tormassow am Pripet zurückgelassen werden mußte, endlich von Schwarzenberg, der schon im Anmarsch auf Minsk gewesen war, um sich der Hauptarmee anzuschließen, unterwegs aber auf einen Hilferuf Reyniers umkehrte. Denn Tormassow hatte an demselben 27. Juli, an welchem sich Napoleon zur Schlacht bei Witebsk rüstete, eine sächsische Abteilung von dritthalbtausend Mann gefangen genommen und heischte ernste Beachtung, die ihm der Kaiser bis dahin versagt hatte. Jetzt stellt er Reynier unter Schwarzenbergs Befehl und trägt dem Letzteren auf, den Russen zu schlagen und „mit ihm fertig zu werden“. Einen ähnlichen Befehl hatte Oudinot Wittgenstein gegenüber erhalten, den er von Drissa vertreiben und nordwärts Macdonald entgegenwerfen sollte. Aber Wittgenstein ließ sich nicht werfen, auch nicht als Saint-Cyr zur Verstärkung herankam. Mitte August steht er noch immer bei Drissa.

So lagen die Dinge, als Napoleon sich entschloß, seiner

Armee endlich die Ruhe zu gönnen, deren sie so dringend bedurfte, Munition heranzuziehen und etwas Ordnung in das völlig zerrüttete Verpflegswesen zu bringen. Zum Glück begann bei Witebsk die Gegend fruchtbarer und bevölkerter zu werden, das Volk selbst reinlicher und wohlhabender als die vertierten polnischen Bauern Litthauens. Man schöpfte neuen Mut, obgleich gerade während dieser Rasttage die Ruhr die meisten Opfer forderte. Auch Davout ward herzu kommandiert. Es wird erzählt, der Kaiser habe, von der Suche nach den entwichenen Russen zurückkehrend, seinen Degen in Erregung auf den Tisch geworfen und ausgerufen, hier wolle er bleiben, sich sammeln und Polen organisieren, der Feldzug von 1812 sei zu Ende; was zu thun übrig bleibe, werde der nächste besorgen. Und ähnlich hätte er sich zu Murat, der vorwärts wollte, geäußert: das Jahr 1813 werde ihn in Moskau, 1814 in Petersburg sehen, der russische Krieg drei Jahre in Anspruch nehmen. Und so ungefähr hatte es ja auch auf seinem ursprünglichen Programm gestanden. Nur ein Punkt fehlte darin, allerdings der wichtigste: der Sieg oder, wie er zu Jomini gesagt hatte, „eine gute Schlacht“. Zwar stand die französische Heermacht zwischen Dnieper und Dwina, in jenem natürlichen Thore, das den Eingang zum Reiche der Moskowiter bildete, wie er es sich für den ersten Waffengang als Ziel gesetzt. Aber was er von Rußland innehatte, war nur mit seinen eigenen Verlusten, nicht mit denen des Feindes erkauft, ein unsicherer und unerfreulicher Besitz. Darüber kam er nicht hinweg. Er litt förmlich unter dem quälenden Gedanken an seine beeinträchtigte Geltung. Und plötzlich rückte er damit heraus: er wolle auch Witebsk nach kurzer Rast verlassen und auf der Straße nach Moskau weitergehen. Bei Smolensk stehe der Feind; der werde diese erste eigentlich russische Stadt nicht ohne Kampf opfern wollen wie das öde polnische Gebiet, vollends wo seine beiden Armeen nun vereinigt seien; dort müsse es zur Schlacht kommen. Siege man bei Smolensk, so habe man den Schlüssel gewonnen, um beliebig

nach Moskau oder Petersburg zu ziehen. Auch könne man dort eher, durch den Dnieper gedeckt, eine feste Winterposition gewinnen. Aber vor allem die Schlacht. „Es ist noch kein Blut geflossen“, sagte er zu den widerstrebenden Generalen seiner Umgebung, den Berthier, Duroc, Mouton, Caulaincourt, die Alle vom Weitermarsch abrieten, „und Rußland ist zu angesehen um ohne Kampf nachzugeben. Alexander kann nur nach einer großen Schlacht unterhandeln. Ich werde diese Schlacht, wenn es sein muß, bis vor der heiligen Stadt suchen und gewinnen.“

In der That, der Zar dachte nicht an Unterhandlung. Vollends jetzt nicht, wo der Sultan den Friedensvertrag ratifiziert hatte und die Moldauarmee nach Norden ziehen konnte. Auch hiervon erfuhr Napoleon, und die Kunde traf ihn hart. Aber ihre Wirkung war doch wieder die, daß sie ihn in seinem Streben nach einer raschen großen Entscheidung nur bestärkte. Nach zwei Wochen Aufenthaltes brach er das Kantonnement in Witebsk und Umgegend ab. Er wird jetzt die gesamte im Umkreis der Stadt lagernde Armee, noch etwa 190 000 Mann, südlich derselben zusammenfassen, sie über den Dnieper werfen und auf dem rechten Ufer dieses Flusses und durch ihn gedeckt nach Osten rücken. Der Feind, erfährt er, habe nach der Vereinigung seiner Streitkräfte die Offensive ergriffen und sei, von Smolensk her, auf der direkten Straße nach Witebsk im Anmarsch; es ist also nicht unmöglich, daß man unbemerkt an Smolensk herankommt, den linken Flügel des Gegners umgeht und ihm den Weg nach Moskau verlegt. Diese Operation — ähnlich der gegen Mack im Jahre 1805 — wurde am 10. August mit der größten Präzision begonnen; die Truppen gingen über den Dnieper und überschritten am 14. bei Kraßnoi die altrussische Grenze. Die Nachrichten von den Bewegungen der Russen waren richtig. Die herrschende Stimmung in der Armee und im Volke, die auch den Zaren in ihren Bann zwang, hatte die Verteidigung des altmoskowitischen Bodens gefordert und Barclay sich zum Angriff entschließen müssen. Um die Verbindung mit Wittgenstein nicht

ganz zu verlieren und nicht von rechts her, wo er die Franzosen in großer Stärke glaubte, überflügelt zu werden, wählte er die nordwestliche Richtung für seinen Vorstoß; nur für alle Fälle ist linker Hand jenseits des Flusses eine Division detachiert. Auf diese Division nun trifft die Avantgarde Napoleons am 14. August und wirft sie mit großen Verlusten nach Smolensk. Schon aber hat ein Bote Bagration verständigt, der — die Gefahr erkennend — in fliegender Eile ein Korps zurück nach der Stadt sendet, um den ersten Anprall des Feindes abzuwehren. Er selbst folgt, so rasch er kann, am 16., nachdem er auch Barclay in Kenntnis gesetzt hat.

Am Morgen dieses Tages ist die französische Vorhut vor Smolensk angekommen und beginnt sofort den Angriff auf dessen Mauern. Derselbe wird abgeschlagen, und damit ist Napoleons Vorhaben bereits gescheitert. Denn mittlerweile sind die zwei russischen Armeen herbeigeeilt und wieder im Besitze des wichtigen Knotenpunktes und der Straße nach Moskau. Kein Geringerer als Clausewitz hat den Kaiser getadelt, daß er auf das rechte Dnieperufer ging, anstatt den anrückenden Feind in der Front anzugreifen, zu schlagen und so Smolensk zu gewinnen. Aber das wäre gewesen, was Napoleon eine „gewöhnliche Schlacht" zu nennen pflegte. Der besiegte Gegner hätte sich durch Smolensk auf seiner Operationslinie zurückgezogen. Das eben wollte er gerne hindern. Jetzt freilich blieb nichts anderes übrig, vorausgesetzt, daß der Russe sich überhaupt zum Schlagen bequemte. Er that es, aber nur in der Form eines Rückzugsgefechtes. Barclay ließ sich nicht bewegen, aus der Stadt hervorzukommen, sondern schickte den kampflustigen Bagration auf der Straße nach Moskau voran, während er selbst Smolensk nur von einem einzigen Armeekorps verteidigen ließ. Als Napoleon sich überzeugte, daß es dem Feinde wieder nicht um den entscheidenden Kampf zu thun sei, wollte er dessen Stellung forcieren, um ihn so mit Gewalt festzuhalten und zum Streit zu zwingen. Aber Sturm auf Sturm zerschellte an den Mauern,

sodaß den älteren Offizieren die syrische Festung Akka in Erinnerung kam, und auch ein Bombardement ergab kein Resultat. Und noch einen Tag kämpfen die Franzosen mit all ihrer Übermacht vergeblich gegen die Nachhut des abziehenden Feinde, bis auch diese freiwillig den Platz räumt. Sie hat nicht vergessen, den nördlichen Stadtteil — meist, wie alle russischen Städte, aus Holzhäusern bestehend — mit den Magazinen niederzubrennen. Rauchende Trümmer findet der Eroberer, aber auch hier keinen Sieg. Wenn er nur sofort die Moskauer Straße weitergezogen wäre! Barclay hatte, um den französischen Batterieen jenseits des Dnieper auszuweichen, einen Bogen gemacht, dessen Sehne Napoleon beherrschte. Man hätte ihn leicht überholen und hier zur Schlacht zwingen können. Aber der Kaiser kannte diese Situation nicht und sandte blos Ney und Murat vorwärts, die am 19. bei Walutina Gora wieder nur mit der feindlichen Nachhut in ein ernstes Gefecht gerieten. Barclay konnte mit dem Gros seiner Truppen ungehindert fortmarschieren.

Was nun? In Dresden hatte Napoleon zu Metternich gesagt, sein Unternehmen sei eines derjenigen, deren Erfolg von der nötigen Geduld abhänge. Dem, der sie am meisten übe, werde der Sieg zufallen. Er hat arg gegen diese Überzeugung gesündigt. Ehe der Sturm auf Smolensk begann, hatte selbst Murat ihm zugeredet, er solle nun einhalten, wo es offenkundig sei, daß der Feind keine Schlacht annehmen sondern abmarschieren wolle. Vergebens. Später, nachdem er Herr der trümmerhaften Stadt geworden war, machte seine Umgebung neuerdings Vorstellungen. Rapp, der vom Niemen kam, schilderte das Elend auf der langen Straße, die zahllosen Opfer des Typhus und der Dysenterie, die Tausende von Marodeurs, die sich halbtot vor Entkräftung mühselig nach einem Busch hinschleppten, um ungesehen zu sterben, die Tausende von Deserteurs, die, in Banden organisiert, in Schlössern und Dörfern auf eigene Faust hausten, bis das verzweifelte Volk sie totschlug. Und was antwortete Napoleon? Er kenne das alles und gebe das

Entsetzliche der Lage zu, aber gerade deshalb sei keine Zeit mehr zu versäumen. Nach der ersten gewonnenen Schlacht würde sich Alles wieder finden. So war und blieb sein nächstes Ziel der Sieg über die Hauptmacht des Feindes, und der war nur auf dem Wege nach Osten, auf der Straße nach Moskau zu gewinnen. Von einem Stehenbleiben in dem halbverbrannten Smolensk war keine Rede weiter.

Es könnte auffallen, daß der Kaiser seiner Truppen noch so sicher war. Freilich nur derjenigen, die ihre robuste Natur und ihr disziplinierter Charakter bei der Fahne festgehalten hatte. Sie murrten zwar, wie sie 1807 gemurrt hatten, aber sie gingen weiter, trotz der entsetzlichen Hitze bei Tage, trotz der mangelnden Nachtruhe, denn die Nachtstationen mußten zu Rationierungen in den umliegenden Dörfern verwendet werden, trotz der düsteren Aussicht, die Last des kommenden Tages vielleicht nicht mehr zu ertragen. Es waren Elitetruppen, kräftig an Körper und an Seele, die 157 000 Mann, mit denen er Smolensk verließ, besonders die Soldaten Davouts.*) Sie waren gerne dabei, wenn es vorwärts ging, denn hinter ihnen lag das Grauen der polnischen Öde, vor ihnen Kampf und Sieg und Ehre und Lohn, und endlich mußte man ja nach dem gepriesenen Moskau kommen.

Freilich, hätte Napoleon genauer zugesehen, er wäre vielleicht doch am Dnieper stehengeblieben oder nach Litthauen zurückgegangen. Aber sein Blick war in Rußland ebenso trübe wie er es in Spanien gewesen. Auch jetzt gewahrte er nur eine Armee vor sich, die er zu schlagen hatte, und ein Kabinett, dem er den Frieden diktieren wollte, nichts weiter. Er sah nicht den neuen Feind, der sich ihm in dem Augenblick entgegenstellte, als er bei Kraßnoi das polnische Gebiet verließ und die alt-

---

*) In Witebsk, Orscha, Mohilew und Smolensk blieben Besatzungen, etwa 14 000 Mann, zurück. Ebensoviel waren in den letzten Kämpfen und auf dem Marsche von Witebsk her eingebüßt worden.

russische Grenze überschritt, den starken nationalen Instinkt der Russen, der sich mit ihrer Religiosität und ihrer Barbarei zu unerhörtem Widerstande verband. Schon machte er sich überall geltend: im Heere, dessen Kraft und Mut er mit Fanatismus stählte, am Hofe des Zaren, der sich seinem Einfluß nicht entziehen konnte, in der Bevölkerung, die sich zu vielen Tausenden bewaffnete und vor dem Kreml in Moskau ihrem Herrscher zurief: „Laß uns sterben oder siegen!" Napoleon gewahrte nichts davon. Und doch fehlte es nicht an deutlich redenden Anzeichen. War es denn nicht merkwürdig genug, daß ein einziges feindliches Korps zwei Tage lang einer großen Armee widerstand, ohne auch nur einen Gefangenen in ihre Hände fallen zu lassen? nicht merkwürdig, daß der Gegner die durch ihre Gnadenbilder geheiligte Stadt am Dnieper eher in Flammen aufgehen ließ, bevor er sie dem Feind überantwortete?

Schon forderte der russische Chauvinismus im eigenen Lager sein Opfer. Es war der Oberbefehlshaber Barclay selbst. Als Livländer galt er der Armee als Fremdling; am Hofe hatte er unter den Führern der Altrussenpartei seine erbittertsten Gegner; mit Bagration war er überworfen, und die Aktionen litten unter der Zwietracht der Feldherren. Nur der Zar hatte ihn bisher gehalten, jetzt vermochte auch er es nicht mehr. Daß er die Stadt der heiligen Jungfrau nicht energischer verteidigt, daß er davor keine Schlacht gewagt hatte, wurde ihm als unsühnbarer Frevel angerechnet, und man brachte Alexander dahin, zu glauben, die Schlacht bei Smolensk hätte wirklich zu seinen Gunsten enden müssen.*) Barclay ward des Oberbefehls ent-

*) So schrieb der Zar nachträglich an den Admiral Tschitschagoff, der die Moldauarmee nach dem Norden führte. Der Brief ist in dessen Memoiren abgedruckt. Barclay rechtfertigte seine Handlungsweise mit der Erhaltung des Heeres für eine entscheidende That zu geeigneter Zeit und mit dem Hinweis darauf, daß Napoleon nur unterhalb über den Dnieper zu gehen brauchte, um ihn aus Smolensk hinauszunötigen, seine Stellung darin also niemals haltbar gewesen wäre.

hoben, und Kutusow wurde sein Nachfolger, ein Altrusse, beliebt bei der Armee, vom Zaren aber nur aus Not berufen. Wir kennen ihn von 1805 her. Sein Prestige gestattete ihm noch weiter zurückzugehen und erst in dem zerklüfteten Terrain bei Borodino, wo die Kalotscha in die Moskwa fließt, die Schlacht zu wagen. Die „heilige Haide“ hieß es dort und die Sage ging, daß nie ein Feind darüber hinausgedrungen sei. Da sollte der Kampf ausgefochten werden. Denn ohne Schwertstreich durfte Moskau nicht dem Gegner in die Hände fallen; erst kürzlich hatte der Zar den Bewohnern seinen militärischen Schutz aufs bestimmteste verheißen.

Am 1. September war Napoleon nach Gshazk gelangt, wo er von ernstem Widerstande hörte, auf den seine Vorhut gestoßen sei. Bald schien kein Zweifel mehr möglich: der Feind wollte schlagen. Der Kaiser sammelte seine Armee, ungefähr 130 000 Mann, während die Russen nur 120 000 ins Gefecht führen konnten, und darunter 10 000 Milizen ohne Kriegsübung. Dagegen hatte Kutusow eine ausgewählte Position inne. Er hatte sich rittlings der Moskauer Straße hinter der Kalotscha aufgestellt und einige Erdwerke aufgeworfen. Die westlichste dieser Redouten wurde von den Franzosen am 5. September nach erbittertem Kampfe weggenommen, wodurch der linke Flügel der Russen von der Kalotscha weg an die anderen Schanzen zurückgedrängt ward, sodaß nun ihre Aufstellung beim Dorfe Borodino ein Knie bildete. Napoleon entwirft seinen Plan. Er wird den Feind nicht, wie Davoût gut rät, in dessen linker Flanke umgehen — die drohende Bewegung könnte ihn leicht wieder der Schlacht entfremden — sondern dessen linken Flügel und Zentrum nacheinander mit starken Kräften angreifen und noch weiter umbiegen, auf solche Weise die nach Westen gerichtete Front der Russen nach Süden umwenden, sie dann über die Straße zurückwerfen und der Moskwa zujagen. Wenn Kutusow jetzt nur wirklich standhält! Napoleon ist durch diesen Zweifel so erregt, daß er die Nacht kaum schläft. Zum Überfluß war

des Abends die Nachricht eingetroffen, Wellington habe am 22. Juli bei Salamanca über Marmont gesiegt. Das war nun ebenfalls zu reparieren. Auch seine Soldaten schlafen wenig; müssen sie doch erst von weit her etwas Nahrung für sich und ihre Pferde holen. Aber sie kommen alle wieder und kleiden sich in ihre beste Montur, denn es geht ja nun zu dem lang ersehnten Feste. Man kann es nicht ohne tiefe Bewegung hören, wie sich auch die Kranken — Deutsche wie Franzosen — in die Reihen der Kämpfer drängten.

Frühmorgens begann der Kampf auf dem rechten Flügel, woran sich der Sturm der Davoûtschen Divisionen gegen die Schanzen des feindlichen linken Flügels und daran noch am Vormittage der Angriff Neys und Murats auf das befestigte Zentrum des Gegners schloß, während links Eugen das Dorf Borodino, den Stützpunkt der Bewegung, eroberte. Mit unendlicher Erbitterung wurde gestritten, und der Geschichtsschreiber ist unsicher, ob er dem Angreifer oder dem Verteidiger das größere Maß von Heroismus zuerkennen soll. Jetzt erobert, waren die russischen Redouten bald wieder verloren, um dann wieder gewonnen und wieder verloren zu werden. Napoleons Fußvolk und Reiter, und die deutschen Kavallerie-Regimenter insbesondere, leisteten das Außerordentlichste, und so ward man schließlich Herr der feindlichen Stellung. Aber auch nicht mehr. Die Russen wichen allerdings daraus, doch nur, um ein paar tausend Schritte weiter zurück sich aufs neue zu sammeln und neuen Widerstand zu leisten. Zu neuem Angriff aber waren die fürchterlich heimgesuchten Divisionen Neys und Murats nicht mehr imstande. Hier — und zwar in dem Augenblicke, da Jene sich noch nicht wieder erholt hatten — mußte eine starke Reserve eingreifen, um den Feind völlig aufzureiben. Eine solche stand bereit; es waren 20 000 Mann der Garde; inständig begehrten Murat und Ney ihr Vorrücken: Napoleon versagte es. „Und wenn morgen eine zweite Schlacht stattfindet", antwortete er, „womit soll ich sie liefern?" Kaum daß er den Befehl gab,

das zurückgegangene Zentrum des Gegners mit Kanonen zu beschießen. Man erkannte ihn nicht wieder und schob alles auf das Fieber einer Erkältung und die Schmerzen, an denen er tagsüber litt, insbesondere aber auf die abgespannten Nerven, die nach so viel aufreibender Erregung der neuen Aufgabe nicht mehr gewachsen waren.*) Am 7. September 1812 hat Napoleon bei Borodino nur ein Schlachtfeld, keine Schlacht gewonnen. Die Russen blieben trotz ihrer ungeheuren Verluste — 44000 Mann an Toten und Verwundeten — die Nacht über in ihren letzten Positionen und zogen erst am nächsten Tage die Moskauer Straße weiter. Sogar dem Zaren wußte ihr Feldherr glauben zu machen, sie hätten gesiegt.

Napoleon hatte sich während des Kampfes nicht von seinem entfernten Standorte fortbewegt. Es war das erste Mal, daß er nicht persönlich eingriff — ganz gegen seine sonst geäußerte Überzeugung. Er litt ohne Zweifel. Aber was war seine Unpäßlichkeit gegen den vieltausendfachen Jammer zu seinen Füßen! Nun war Eylau weit überboten an schreckensvollen Szenen. Über 70000 Menschen hatte der eine Tag getödet oder verwundet, und eine Verwundung bedeutete hier nur allzu häufig den sicheren Tod. Napoleon bezeichnete die Schlacht als die blutigste, die er erlebt, und die, in der am tüchtigsten gekämpft worden sei. Allerdings war gewonnen, daß sich ihm Moskau erschloß. „Moskau, Moskau!“ soll er am Tage darauf wiederholt in höchster Aufregung herausgestoßen haben. Aber hinter Moskau wird eine Armee stehen, die er in ihrer Widerstandskraft kennen gelernt hat. Sie wird Verstärkungen an sich ziehen. Aus dem Süden wird eine andere Armee heranrücken, welche gegen die Türken zu siegen gewußt hatte. Seine Flügel

*) Napoleon ist fast von allen militärischen Schriftstellern verurteilt worden, weil er seine Garde nicht hergab. Nur Jomini findet Worte zur Entschuldigung des Kaisers und gewahrt dessen Fehler vielmehr darin, daß er den linken Flügel der Russen nicht gleich von allem Anfang an, solange derselbe noch schwach war, mit größter Energie bedrängte.

und mit ihnen seine Rückzugslinie werden von überlegenen feindlichen Kräften bedroht werden. Das war kein Sieg gewesen, der den Gegner zur Nachgiebigkeit zwang. Es wird zu neuen Kämpfen kommen, und wird denen sein Heer gewachsen sein? Nur etwas über 100 000 Mann waren ihm nach dem Gemetzel noch übrig geblieben. Drei Tage vor der Schlacht hatte ein Ersatzkorps unter dem Marschall Victor — 30 000 Mann — den Niemen überschritten; der Kaiser befiehlt es nach Smolensk zur Vereinigung mit den dortigen Reserven und zur Verstärkung der Hauptarmee nach Moskau. Das ist aber zunächst auch alles, was er aufbieten kann. Und doch leuchtet sein Auge, als er am 14. September von einer Anhöhe herab die Riesenstadt der Moskowiter gewahrt. Sein Ziel war erreicht.

Am Morgen des 14. September marschierte Kutusow in Moskau ein, um es am Nachmittage beim jenseitigen Thore wieder zu verlassen. Die Bestürzung der zurückgebliebenen Bewohner — die Vornehmen und Reichen hatten sich schon früher fortgemacht — war eine ungeheure. Auch sie hatten von einem Siege bei Borodino gehört, und nun retirierte der Triumphator und gab die Stadt den Fremden preis. Eine allgemeine Flucht begann, sodaß die Armee kaum vorwärts konnte; aber was in der Eile gerettet wurde, war doch nur wenig. Unmittelbar hinter den Russen zogen die Franzosen ein, Napoleon erst am nächsten Tage. Er erwartete, wird erzählt, eine Abordnung der Behörden. Aber niemand ließ sich blicken. Das war eine erste Enttäuschung. Andere sollten folgen. In der Stadt war alles öde, kein Mensch auf den Straßen; wer geblieben war, verbarg sich scheu hinter den Fensterläden. „Es kam uns vor“, erzählt Adam über den Einzug der Truppen, „als wenn gute Schauspieler vor einem ganz leeren Hause spielen sollten.“ Der Kaiser ritt in den Kreml, um dort seine Residenz zu nehmen, und behielt die Garden in der Stadt; die anderen Korps mußten

in der Umgebung unterkommen. Tröstlich war es, daß allem Anscheine nach kein Mangel herrschte; es gab reichlich Lebensmittel und Fourage, und man begann in den verlassenen Wohnungen sich einzurichten, um von den unsäglichen Leiden des Feldzuges endlich auszuruhen.

Ruhe sollte jedoch in Moskau nicht zu finden sein. Schon vor dem Einmarsch hatte man aus der Ferne einzelne dicke Rauchsäulen emporsteigen sehen, aber das gewöhnliche Schauspiel nicht weiter geachtet. In jeder Stadt waren beim Nahen des Feindes Vorräte verbrannt worden. Bald aber wurde man aufmerksamer. Meldung auf Meldung lief im Kreml ein, es brenne an verschiedenen Punkten, und bald ließ der Augenschein nicht mehr bezweifeln, daß man einen dem Untergange geweihten Ort besetzt halte. Und immer weiter verbreitete sich, vom Nordostpassat gepeitscht, das entfesselte Element. Am Mittag des 16. September stand die ganze Stadt im Feuer, das seine Funken schon bis in den Hof des Kreml spie. Endlich hieß es, auch dieser sei ergriffen, und Napoleon, der sich kaum erst staunend in der Residenz der Zaren umgesehen, mußte eilends den Palast verlassen, um — mit seinen Garden mühselig durch den Wirrwarr der Straßen sich kämpfend — das Lustschloß Petrowskoje zu erreichen. Von dort sieht er die Stadt, deren Besitz seinem Ehrgeiz als der höchste Triumph erschienen war, in einem Meer von Flammen untergehen. Wenn noch etwas hinzukommen konnte, den Eindruck des grausen Schauspiels auf sein Gemüt zu verschärfen, so war es die Gewißheit, die sich alsbald ergab, daß nicht Zufall oder Leichtsinn die Brandstifter waren, sondern daß der Feind selbst die Metropole geopfert hatte, um ihre Vorräte und Reichtümer nicht in die Hände der Fremden fallen zu lassen und diesen den Aufenthalt unmöglich zu machen.*)

*) Daß der Gouverneur der Stadt, Graf Rostoptschin, die Brandlegung anordnete bevor er die Stadt verließ, wird nun auch von russischen Historikern als erwiesen angesehen. Daß nebenbei das entfesselte Gesindel, die Rücksichtslosigkeit der Soldaten, manches beigetragen haben mögen, ist

Napoleon ließ eine Kommission nach der Ursache forschen und eine Anzahl ertappter Brandleger erschießen. Aber der Wut des Feuers war kein Einhalt mehr zu thun. Um die Soldaten nicht um all ihre Hoffnungen zu bringen, gab er die Plünderung zu. Die Verwüstung war ungeheuer, der Gewinn gering. Die Lebensmittel waren meist verbrannt. Dagegen hatten die Flammen die Keller verschont, und Wein und Branntwein wurden in Fülle angetroffen. Die Wirkung aber war nur, daß die Unordnung zu höchst stieg, sodaß man die seltenen Bauern, die sich herbeiließen, Nahrungsmittel nach der Stadt zu bringen, ausraubte, während man andererseits mit einigen tausend russischen Marodeurs fraternisierte und dieselben laufen ließ, als ob der Krieg vorüber wäre.

Das war freilich der sehnlichste Wunsch Aller. Nicht zuletzt der des Kaisers. Am 20. September ließ endlich der Brand nach. Drei Vierteile der Stadt lagen in Asche. Die Bewohner — noch an zehntausend Menschen — irrten obdachlos und verhungert durch die Straßen. Ein Bataillon Garde hatte den Kreml gerettet. Napoleon kehrte dahin zurück. Er kann es nicht glauben, daß Alexander nicht alles thun werde, um wieder Herr seines Landes zu werden. Täglich erwartete er die Einladung zur Friedensunterhandlung. Vergeblich. Dann suchte er sie zu beschleunigen, indem er noch am 20. an den Zaren schreibt: Moskau sei verbrannt; das Unglück wäre zu vermeiden gewesen, wenn Alexander ihm vor oder nach Borodino einen Brief geschickt hätte; er hoffe sein Schreiben werde wohlwollend aufgenommen werden. Und nun wartete er neuerdings. Bald ist der September vergangen, und der Winter steht in drohender Nähe. Die Armee kann nur durch Streifungen, die immer weiter ausgedehnt werden müssen, ernährt werden. Dabei ist viel Gefahr und oft

---

gewiß nicht abzuweisen. Die Stimmung des Volkes kam übrigens dazu. Manche wollten ihre Häuser lieber verbrannt als den Franzosen überliefert wissen.

kein Erfolg. Ein einziges russisches Korps will binnen drei Wochen dreitausend Franzosen gefangen haben. Dazu kam der Landsturm der Bauern, die ihre Habe versteckten und ihre Dörfer verteidigten. „Ihr seid die Nation des russischen Glaubens“, riefen ihnen ihre Führer zu „Sterbet für den Glauben und den Zaren. Wozu seid ihr Christen, wenn ihr nicht für den Glauben dulden wollt? Wozu seid ihr Rechtgläubige, wenn ihr nicht dem Zaren dienen wollt?“ Es genügte, daß Rostoptschin Napoleon als ungetauft denunzierte, um dessen Aufruf an die Bewohner des Moskauer Gouvernements illusorisch zu machen. In der Stadt Wereja ward die französische Garnison von Parteigängern überrumpelt und festgenommen. Schon ist die große Straße nach Smolensk unsicher geworden, die Zuzüge von Lebensmitteln werden abgefangen, der regelmäßige Kouriergang ist unterbrochen. Die Generale raten zum Rückzug nach Polen, aber Napoleon kann sich noch nicht dazu entschließen, seine Niederlage vor der Welt zu bekennen, deren Herr er in Moskau werden wollte.

„Denken Sie sich Moskau genommen“ – hatte er vor Beginn des Feldzuges zu Narbonne gesagt — „den Zaren versöhnt oder durch eine abhängige Regierung ersetzt, und sagen Sie mir, ob eine Armee von Franzosen und Verbündeten nicht von Tiflis bis zum Ganges vordringen kann, um dort durch bloße Berührung allein schon das ganze Gebäude kaufmännischer Größe in Indien zu Fall zu bringen? Frankreich hätte mit einem Schlage die Unabhängigkeit des Abendlandes und die Freiheit der Meere erobert. Alexander der Große hatte einen ebenso weiten Weg nach dem Ganges wie ich von Moskau.“ So war Moskau, und immer wieder Moskau vor seinem Auge erschienen. Wie das Bild Jerusalems ehevor die Phantasie der Kreuzfahrer beherrscht hatte, beschäftigte die seinige die heilige Stadt der Reußen. Es klingt durchaus glaubhaft, was man späterhin im Kreise seiner nächsten Verwandten und Vertrauten erzählte: er habe die Insignien seiner Kaiserwürde, Mantel, Szepter und Krone

mit auf den Weg nach Rußland genommen, um sich im Kreml an der Moskwa, nachdem er den Frieden diktiert, vom Heere zum „Kaiser des Abendlandes, Oberhaupt des europäischen Bundes, Verteidiger der christlichen Religion“ ausrufen zu lassen.*) Das war nun alles dahin, der Friede nicht gesichert, die große Armee, die ihm den Weg zur höchsten Macht der Erde bahnen sollte, eingeschrumpft und in ihrer Existenz gefährdet.

Denn Kutusow war allerdings vorerst südöstlich weitergegangen, hatte dann aber nach Westen umgedreht, um bei Tarutino, südlich von Moskau, eine vortreffliche, die Rückzugslinie der Franzosen bedrohende Flankenstellung einzunehmen und sich fortwährend zu verstärken. Zugleich ließen sich auch bei den Flügelarmeen die Verhältnisse durchaus zu Gunsten der Russen an. An der Dwina verstärkte sich Wittgenstein bis auf 40 000 Mann gegen Saint-Cyrs 17 000. Im Süden hatte sich die russische Moldauarmee unter Tschitschagoff am 20. September mit der Armee Tormassows vereinigt, 64 000 Mann, die das Schwarzenbergsche Korps um 30 000 überboten. Und aus Petersburg noch immer keine Antwort! Napoleon ist außer sich. Er denkt einen Augenblick daran, sich dieselbe zu holen, aber im nächsten ist das unmögliche Projekt wieder aufgegeben. Er muß sich endlich dazu verstehen, selbst Unterhandlungen anzubieten, und schickt am 5. Oktober General Lauriston zu Kutusow. Der aber erklärt, er habe keine Vollmacht und könne nur an den Zar berichten. Neue Erwartung, die bald genug der Überzeugung Platz macht, daß auch dieser Schritt nutzlos war.

An der Newa blieb man fest. Zwar Rumänzow an der Spitze einer Frankreich freundlich gesinnten Hofpartei, Großfürst Konstantin, ja selbst die Mutter Alexanders, die Napoleon aufs

*) „Spectateur militaire“, 1887, 38. Bd., 478 ff. Kaisermantel, Krone und Zepter sollen nicht wieder gesehen worden sein; vielleicht sind sie auf dem Rückzuge in der Verwirrung der Ausfahrt aus Wilna verlorengegangen. Vergl. die Schilderung im Memorial des Zahlmeisters Peyrusse S. 136 und bei Coignet S. 342.

äußerste haßte, sprachen für den Frieden. Der Zar blieb dennoch fest. Nicht weil sich sein sonst so lockerer Charakter nun plötzlich in der Not der feindlichen Invasion gekräftigt hätte, nein, aus anderen Gründen. Einmal war die kriegerische Strömung im Volke, namentlich nach dem Verluste der reichen Metropole, zu solcher Stärke angewachsen, daß er kaum anders konnte, als ihr nachgeben. Dazu kam, daß er in den letzten Augusttagen in der finnischen Stadt Åbo mit Bernadotte zusammengetroffen war, der ihn zur Beharrlichkeit aufgefordert und ihm das russische Korps, welches vertragsmäßig Norwegen erobern helfen sollte, zurückgegeben hatte. Es waren 20 000 Mann, die Wittgenstein zueilten. Endlich mag es in der Umgebung Alexanders nicht an energischen Naturen gefehlt haben — man denkt unwillkürlich an den Freiherrn vom Stein, den Jener im Mai zu sich berufen hatte — die zum Ausharren im Streite geraten und dem schwankenden Willen des Kaisers eine feste Stütze geliehen haben mögen. Es blieb beim Kriege.

Unterdes hatte Napoleon fünf Wochen kostbarster Zeit an die Hoffnung auf den Frieden hingeschwendet, bis es endlich mit unerbittlicher Klarheit vor ihm stand, er müsse fort von Moskau. Wer wollte zu zeichnen versuchen, was jetzt im Geiste dieses Mannes vorging, als er das stolze Gerüst, das er seinem Ruhme aufgerichtet, Balken um Balken zusammenbrechen sah, er mit seinem weitblickenden Auge, welches nicht nur die furchtbare Gefahr der nächsten Nähe, den todbringenden Winter, wo schon der Sommer die Armeen auf die Hälfte eingeschmolzen hatte, sondern auch alle fernen Folgen mit erspähte: den Aufruhr der gezwungenen Verbündeten und eine endlose Reihe neuer Kämpfe, um im besten Falle wieder zu erstreiten, was man vor wenig Wochen noch besessen! Vergebens suchte er den Gedanken an den Verlust seiner Geltung zurückzudrängen, vergebens vermied er es mit ihm allein zu bleiben. Wir hören, daß er, was er sonst nie gethan, die Mahlzeiten ungewöhnlich hinausdehnte, sich von einer zurückgebliebenen französischen Schauspielertruppe Stücke

vorspielen ließ, sich eifrig mit einem neuen Statut des Pariser Théatre français befaßte u. a. m. Endlich aber mußte doch Entscheidendes geschehen. Vor allem hatte der Kaiser wieder General zu werden. Das ganze Unglück kam ja daher, daß er bisher zuviel Kaiser und zu wenig General gewesen war.*) Als solcher hatte er jetzt den Rückzug zu beschließen. Da, mitten in den Vorbereitungen dazu, bei einer der täglichen Revüen, traf ihn die Kunde, die Russen hätten am 18. Oktober die Offensive ergriffen, Murat, der zur Beobachtung Kutusows südwärts geschickt worden war, überfallen und ihn mit sehr starkem Verluste gegen Moskau zurückgeworfen. Damit war die letzte Friedenshoffnung zerstört, und unwiderruflich stand es fest: man mußte wieder kämpfen.

Seit Anfang Oktober erwog Napoleon die Frage, auf welchem Wege er die unhaltbare Hauptstadt verlassen solle. Er faßte drei Routen ins Auge: die auf der Straße, welche man gekommen war, dann die über Kaluga nach Smolensk, und endlich die nordwestlich über Bjeloi nach Weliki-Luki, welche eine Petersburg bedrohende Haltung zuließ. Er hatte anfänglich nicht übel Lust, sich für das letztere Projekt zu entscheiden, weil es am wenigsten die Retraite verriet, kam aber bald davon zurück. Auch der Weg nach dem Süden hatte seinen vollen Beifall nicht. „Jede Operation auf Kaluga", heißt es in den Notizen, die er diktierte, „ist nur in dem Falle vernünftig, wenn sie den Zweck hätte, sich auf Smolensk zurückzuziehen. Ist es aber, wenn man schon auf Smolensk zurückgeht, vernünftig, den Feind aufzusuchen und sich dem Verlust einiger tausend Mann auf einem Marsche auszusetzen, der doch nur den Anschein eines Rückzuges

*) „Moskau ist keine militärische sondern eine politische Position", hatte er zu Daru gesagt. „Man will in mir hier immer nur den Feldherrn sehen, während ich doch als Kaiser da bin."

vor einer Armee hätte, die ihr Land gut kennt, viele geheime Agenten und eine zahlreiche leichte Kavallerie hat?" Man könnte da, entwickelte er weiter, bei einer Affaire mit dem Gegner 3 bis 4000 Verwundete bekommen, mit denen man dann eine rückgängige Bewegung von hundert Wegstunden ausführen müßte, was wie eine Niederlage aussähe und dem Feinde, wenn er auch geschlagen wäre, in der öffentlichen Meinung einen Vorteil sichern würde. Da wollte er noch lieber den Rückzug auf dem Wege, den man gekommen, wählen. „Man hätte hier den Feind nicht auf dem Halse, man kennt die Straße genau, sie ist auch um fünf Tagmärsche kürzer. Die Armee würde für vierzehn Tage Mehl tragen, in Wjasma sich aufhalten können und dort Lebensmittel und Futter finden." Diese Notizen stammen aus den ersten Oktobertagen. Bald darauf hat sich Napoleon dennoch für den Marsch auf der Straße von Kaluga entschieden, und vollends, als der Vorstoß der Russen Murat aufzunehmen zwang. Wir werden aber sehen, daß jene Erwägungen gleichwohl zur Geltung kamen.

Am 19. Oktober verließ die „Große Armee" Moskau in südwestlicher Richtung: die Soldaten überladen mit Beutestücken, deren Last sie nur zu bald ermatten ließ, die Wagen in endlosen Reihen, befrachtet mit der geraubten Pracht der heiligen Stadt, mit nützlicher und unnützer Ware, mit Kranken und Verwundeten, der Troß vermehrt durch eine Anzahl fremder Familien, die sich vor dem Haß der Russen flüchteten, das Ganze einem fahrenden Volksstamme nicht unähnlich. Der Kaiser hatte in Moskau, wo Mortier mit 8000 Mann zurückblieb, verbreiten lassen, er wolle nach der Besiegung Kutusows zurückkehren, und wirklich erreicht, daß dieser meinte, er käme, um ihn zu schlagen. In Wahrheit war dies nicht seine Absicht. Er dachte vielmehr, um die „Affaire" und die Tausende von Verwundeten zu vermeiden, dem linken Flügel des Feindes vorbeizugehen und auf der westlichen (neuen) Straße Kaluga vor ihm zu erreichen, oder doch Juchnow zu gewinnen und über Jelnia

nach Smolensk zu gelangen. Aber die Täuschung Kutusows dauerte nicht lange. Bald nachdem Napoleon, durch zwei Korps verdeckt, mit dem Gros des Heeres westwärts auf Borowsk abgeschwenkt war, kam die Kunde davon ins russische Hauptquartier, und alsbald machte sich der Russe auf den Weg nach Malojaroslawetz, wo die beiden Kalugaer Straßen an der Luscha zusammenlaufen. Vielleicht hätte der Kaiser trotzdem seinen Plan ausführen können, wenn sein Heer sich rascher vorwärtsbewegt haben würde. Aber die schwere Belastung der Fußgänger, die schlechten Pferde der Reiter, die unzulängliche Bespannung der 600 Geschütze, der ungeheure Train, und obendrein starker Regen, der den Boden weichte, ließen kaum ein schnelleres Tempo zu. So kam es, daß die Vorhut unter Eugen am 24. Oktober nur kurz vor den Russen in Malojaroslawetz eintraf, wo sich sofort ein erbitterter Kampf um die vom Feinde besetzte Höhe jenseits des Flusses entwickelte. Sie ward von den Russen verloren, wiedergewonnen, in wiederholt wechselndem Streite, bis sie endlich, nach einem furchtbaren Blutbade, von den Italienern des Vizekönigs dauernd erobert wurde. Mehr aber war nicht erreicht. Denn Kutusow, der unterdes mit der ganzen Armee herbeigerückt war, hielt weiter südlich die Straße besetzt, und es kam jetzt darauf an, ob Napoleon hier durchbrechen wollte oder nicht.

Da war es nun doch zu der „Affaire" gekommen. Das Gefecht am 24. hatte den Franzosen 5000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet. Erneuerte man es in größerer Ausdehnung am nächsten Tage, dann wurden die Verluste bei dem erprobten Widerstande der Russen gewiß sehr beträchtlich. In dem Kriegsrat, den Napoleon abhielt, war kaum eine Stimme, die Murats, dafür, die meisten entschieden dagegen. Auch der kühne Mouton, der im Mai 1809 die Situation in der Lobau gerettet hatte, riet zu möglichst schleunigem Rückmarsch bis an den Niemen, und zwar auf der großen Straße, die man gekommen war und die man genau kannte. Damit traf, wie wir sahen, des Kaisers eigene Überzeugung zusammen. Auch die Gefahr, in

der er heute, am 25., bei einer Rekognoszierung geschwebt, von einem dreisten Kosakenpulk gefangen zu werden, mochte Eindruck auf ihn gemacht haben. Nur die Sorge, beim Rückmarsch nach Norden „den Feind auf dem Halse zu haben“, gab noch zu denken. Da löste Kutusow selbst die Frage, indem er am Tage darauf seine Zelte abbrach und weiter nach Süden ging, vielleicht in der Absicht, den Kaiser noch mehr von seiner Operationslinie abzulenken. Dieser aber benützte die Freiheit, die ihm der Gegner ließ, um sogleich nach Norden umzudrehen und bei Moshaïsk die große Straße zu erreichen. Schon am 21. war Mortier aus Moskau abkommandiert worden. Er sollte vorher noch den Kreml in die Luft sprengen — eine That ohnmächtigen Zornes, die übrigens nur unvollkommen gelang. Am 27. war er mit seinem Korps bei der Armee, die nun in Eilmärschen nach Westen zog. Sie hatte eine Woche Zeit verloren und durfte sich wohl auch in Wjasma nicht aufhalten, wenn Kutusow sein Metier verstand.*)

Was nun folgt, ist eine Retraite, neben welcher der Marsch durch die Wüste nach dem vergeblichen Sturm auf Akka wie ein

*) Die Berichte über die Haltung Napoleons in diesen Tagen sind nicht zureichend. Daß er den weichenden Russen nicht folgte — die sich später doch wieder zur Schlacht stellen konnten — hat alles in allem genommen nichts erstaunliches. Nur daß er den allerdings kürzeren Weg von Malojaroslavetz über Medynj nach Wjasma nicht einschlug, muß überraschen. Doch hat er sich darüber in einem Briefe an Junot vom 26. Oktober ausgesprochen: die Kälte und die Notwendigkeit, die Verwundeten — es waren wirklich 3 bis 4000 — loszuwerden, hätten ihn bestimmt, nach Moshaisk zu gehen. Aber die Kälte war noch nicht eingetreten. Erst am 27. zeigte sich etwas Nachtfrost bei sonst schönem Wetter. Der Winter kam 1812 überhaupt später als gewöhnlich über Rußland. Also konnte nur das zweite Moment bestimmend gewesen sein, die Verwundeten, denen Napoleon schon in seinen Entwürfen vom Anfang Oktober eine entscheidende Bedeutung eingeräumt hatte. Übrigens mochten auch die schlechten Karten, über die er verfügte, und seine Unkenntnis der Wegverhältnisse mit die Schuld tragen.

Knabenspiel erscheint. Wird, was vor wenigen Wochen in der Hast des Vorwärtsdrängens die Kräfte nicht verlor, sie jetzt in der flüchtigen Eile des Rückganges nicht verlieren? wird, was dort die Hitze verschonte, nicht jetzt die Kälte hinwegraffen? wird, was dort der Not und dem Hunger widerstanden, ihnen jetzt nicht um so sicherer erliegen, als man nun nicht mehr Verfolger war, sondern selbst verfolgt ward? Allerdings, man hatte ein Ziel. Nur bis Smolensk, hieß es, müsse man tapfer marschieren. Dort stand das Korps Viktors, dort fanden sich — so war es wenigstens befohlen worden — reiche Vorräte, dort, zwischen Dwina und Dnieper, ließ sich der Winter überdauern. Und so ging denn die stark demoralisierte Armee denselben Leidensweg, den sie vor zwei Monaten gegangen war, wieder zurück, vorbei an dem entsetzlichen Schlachtfelde von Borodino, wo die Toten noch immer unbeerdigt lagen, an den Hospitälern, Höhlen des Grauens, aus denen man, was noch lebte, fortzubringen trachtete, vorbei an den verbrannten Städten und Dörfern und all den Orten traurigster Verwüstung. Seit Anfang November begannen sich die Nachtfröste immer fühlbarer zu machen. Die Soldaten waren meist zu leicht gekleidet und litten nicht wenig. Auch vom Hunger, denn was man aus Moskau von Lebensmitteln mit fortgenommen, war bald völlig aufgebraucht, und sich seitwärts der Straße zu verproviantieren, wie man es früher gethan, unmöglich, da die bewaffneten Bauernscharen dies hinderten und der Feind sich wieder zeigte.

Kutusow, von seiner leichten Reiterei trefflich bedient, hatte zeitig Kunde von dem Abmarsch Napoleons erhalten, machte kehrt und folgte ihm mit der Hauptarmee über Silenki nach Wjasma, während das Kosakenkorps Platows hinter Davoût, der die Arrieregarde befehligte, nachdrängte. Man müsse marschieren — befiehlt nun Napoleon — wie man in Ägypten marschiert sei, das Gepäck in der Mitte, sodaß beim Frontmachen nach allen Seiten gefeuert werden könne. So ging es weiter in schnellem Tempo. „Der Feind flieht", meldet Platow, „wie noch nie eine Armee

geflohen ist". Die Hast hatte ihren guten Grund. Dadurch, daß Kutusow den kürzeren, vom Kaiser verschmähten Weg gewählt, kam es, daß seine Avantgarde schon hinter Wjasma, am 3. November, auf die große Straße gelangte und die französische Nachhut abschnitt. Nur daß der Vizekönig Eugen zwei Divisionen aus Wjasma zurücksandte, rettete Davoût. Napoleon war mit der Garde schon weit über diese Stadt hinaus. Hätte an dem Tage Kutusow mit seiner ganzen Armee eingegriffen, er hätte dem Feinde einen entscheidenden Stoß versetzt. Er that es nicht. Von ausdauernder Energie im Widerstande, war er zaghaft im Angriff und eher geneigt, dem Gegner goldene Brücken zu bauen, da, wie er meinte, derselbe im russischen Winter auch ohne sein Zuthun zu grunde gehen müsse.

Das Gefecht bei Wjasma hatte den Franzosen 4000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet, 3000 waren gefangen worden, das Davoûtsche Korps völlig in Auflösung, sodaß Ney die Nachhut übernehmen mußte. Am 6. November wuchs die Kälte auf 8 bis 12 Grad an, und ein eisiger Nordwind brachte dichten Schnee.*) Die Straße wurde glatt; massenweise stürzten die Pferde, fortan die einzige Fleischnahrung der hungernden Soldaten; viele Geschütze blieben zurück; lange Reihen von Munitionskarren wurden in die Luft gesprengt; Reiterei, die ihre Rosse verlor, mußte zu Fuß weitermarschieren. Die Disziplin geriet nun gänzlich aus den Fugen. Jeder dachte nur an sich selbst. Die Verwundeten des letzten Gefechts wurden ihrem Schicksal überlassen und starben am Wege, desgleichen Tausende, welche vor Kälte und Ermüdung die Waffen weggeworfen und die Reihen verlassen hatten. Man duldete sie nicht bei den Beiwachtfeuern der Nachtrast. Sie gingen beiseite und erfroren haufenweise. So sollen auf einem einzigen Bivouakplatze in

*) In einigen Aufzeichnungen (Bausset, Guretzky-Cornitz, Berthezène) wird der Eintritt der strengen Kälte und des Schnees auf den 4. November, in fast allen übrigen aber (Fézensac, Gourgaud, Peyrusse, Coignet, Napoleon im 29. Bulletin) auf den 6. angesetzt.

einer Nacht an 300 Mann gestorben sein. Gar mancher erwartete die Russen, um bei ihnen zu betteln und noch ein paar Tage des Lebens zu fristen, bis mit dem Feinde seine letzte Hoffnung schwand, wenn sich nicht vorher schon die Pike eines Kosaken des Todgeweihten erbarmte. Am größten war das Elend bei der Nachhut. Einer der Obersten Neys berichtet aus diesen Tagen: „Das Wenige, was wir an Lebensmitteln hatten, war aufgezehrt, die Pferde fielen vor Hunger und Anstrengung und waren von den Soldaten bald verschlungen. Wer sich von der Straße entfernte, um Nahrung zu suchen, geriet in Feindeshand. Da stürzten sich nun unsere Leute auf jeden isoliert Marschierenden und nahmen ihm seinen Vorrat mit Gewalt; ein Glück, wenn sie ihm seine Kleider ließen. So waren wir, nachdem wir das Land verwüstet, darauf angewiesen, uns selbst gegenseitig zu vernichten.“

Endlich, wie ein Zeichen der Erlösung, winkten die Türme von Smolensk den erschöpften Kriegern. Von den hunderttausend Mann, die aus Moskau ausgezogen waren, antworteten kaum noch fünfzigtausend beim Appell, darunter 5000 Reiter in einem elenden Zustande. Nicht wenig hatte Murat daran Schuld, der, ganz überflüssig, die armen Leute auf die Kosaken hetzte, sodaß sie ihre Pferde einbüßten und zu Fuß verdarben. Man nannte ihn darum auch den „Henker der Kavallerie“, während von den anderen Führern vor allem der Vizekönig und der „unverzagte“ Ney im höchsten Ansehen standen. Und wer die Geschichte dieses Feldzuges aufmerksam verfolgt, muß hier der öffentlichen Meinung unbedingt zustimmen; namentlich Ney verrichtete auf diesem Zuge Wunder an Mut, Umsicht und Kaltblütigkeit unter den verzweifeltsten Verhältnissen. Napoleon dagegen ward seine Vorliebe für die Garde, die er schon im Sommer wiederholt an den Tag gelegt hatte, von den anderen Truppen sehr verargt. Auch jetzt in Smolensk, wo er am 9. November eintraf, und wo die Maßregeln zur Verpflegung der Armee tief unter seiner Erwartung blieben, versah er vor

allen anderen die Garden mit Proviant für vierzehn Tage, was die übrigen Korps, die nur eine achttägige Ration bekamen, zu Ausschreitungen veranlaßte.*) In der ausgebrannten Stadt gewährten nur wenig Häuser Unterkunft und Schutz wider die grimmige Kälte. Die meisten Truppen mußten wieder im Freien übernachten, und in den Gassen häuften sich die Leichen. Und hier sollte man überwintern?

Nein. Denn die Linie zwischen Dwina und Dnieper war bereits unhaltbar geworden. Noch auf dem Marsche hatte Napoleon von Viktor eine Nachricht erhalten, die ihn tief bekümmerte. Dieser, von Saint-Cyr gerufen, war mit ungefähr 18000 Mann demselben gegen Wittgenstein zu Hilfe geeilt; Beide wurden aber Ende Oktober bei Tschaschniki von überlegenen Kräften geschlagen und mußten weichen. Damit war der Rückmarsch der Armee von Norden her ernstlich bedroht und Napoleon in der größten Unruhe. Er befiehlt Victor — und er thut es mit beweglichen Worten — neuerdings vorzugehen und den Feind über die Dwina zurückzuwerfen. Wenn es aber nicht gelang, den Befehl auszuführen? Nein, in Smolensk war nicht zu bleiben. Der Kaiser verweilte auch nur solange, bis Eugen, der auf einem martervollen Umwege über Duchowschtschina herankam, angelangt war, um die Armee notdürftig zu sammeln;

*) Über die Ankunft der Armee in Smolensk schreibt der Zahlmeister Peyrusse in sein Tagebuch zum 10. November: „Alsbald waren die Magazine erbrochen, eine geregelte Verteilung unmöglich, alles wurde geplündert. Gewalt und Autorität der Vorgesetzten hörten auf gegenüber einer Armee, die durch den Hunger und alle Art von Elend zur Verzweiflung gebracht war. Die Soldaten blieben Herren der Magazine. Wein, Branntwein, Reis, Zwieback, Gemüse, alles rann durcheinander und wurde unter die Füße getreten. Die ungeheuren Vorräte, auf solche Art verschleudert, reichten kaum für zwei Divisionen.“ Wenn später Napoleon seine Intendanten der Pflichtverletzung und Korruption zieh, so kann man leicht auf die Vermutung kommen, er habe dies nur gethan, um nicht eingestehen zu müssen, daß er, der Gebieter der Welt, zuweilen nicht Herr seines Heeres gewesen war.

die Nachhut wartete er nicht ab. Am 13. verließ er wieder die Stadt, nachdem er angeordnet, die einzelnen Korps sollten auf Tagweite von einander getrennt marschieren. Warum er dies verfügte, wo doch Kutusow, während der vier Rasttage in Smolensk, über Jelnia auf gleiche Höhe herangekommen war und jeden Augenblick wieder auf die Marschlinie der Armee vorstoßen konnte, ist nicht aufgeklärt. Man könnte vermuten, er habe den Feind noch nicht so nahe gewähnt und durch die größeren Distanzen zwischen den einzelnen Heeresteilen in Orscha eine geregeltere Verpflegung als in Smolensk erzielen wollen. Wie dem auch sei, in den Tagen vom 12. bis 17. November zog die Armee aus der Stadt. Von den 30 000 Nachzüglern, die mit ihr in Smolensk einmarschiert waren, schloß sich jetzt nur der vierte Teil der Nachhut unter Ney an. Die übrigen waren teils vor Kälte und Hunger umgekommen, teils blieben sie, um zu plündern, zurück. Sie wurden von den heimkehrenden Einwohnern erschlagen, in die Flammen geworfen, ertränkt. Die Kranken und Verwundeten hatte man in den Hospitälern zurückgelassen. Viele von ihnen verloren ihr Leben, als auf Napoleons Befehl die Türme der Stadtmauer in die Luft flogen. Es waren Greuel ohnegleichen.

Gleich in den ersten Tagen nach dem Ausmarsch forderte die bittre Kälte ihre Opfer, und die Armee begann neuerdings sich aufzulösen. Und da war auch der Feind wieder. Als Napoleon mit der Garde Krasnoi erreicht hatte, schob sich die russische Avantgarde hinter ihm auf die Straße vor, und es war die Gefahr, daß die einzeln marschierenden Korps von der 17 000 Mann starken Abteilung nacheinander geschlagen wurden. Dies hintanzuhalten, blieb der Kaiser stehen, um den zunächst heranrückenden Eugen aufzunehmen. Er hatte nur 15 000 Mann bei sich — soweit waren auch die Garden schon herabgekommen — während Kutusow, der bloß einen Tagmarsch von Krasnoi entfernt war, gut über das Dreifache verfügte, obgleich auch er auf dem eiligen Marsche durch den tiefen Schnee der Neben-

straßen fast die Hälfte seiner Infanterie krank und unfähig hatte zurücklassen müssen.*) Der Russe vermied es auch jetzt, wie bei Wjasma, mit seiner Hauptmacht, die er nur vorzuschieben brauchte, Napoleon von dem Reste seiner Armee zu trennen und diesen dann zu überwältigen. Er blieb bei seinem System, aus Furcht, wie man vernimmt, vor dem Genie des Kaisers, das ihm selbst in solcher Bedrängnis noch unüberwindlich schien. Dadurch kühner gemacht, und um auch Davoût vor der russischen Vorhut zu schützen, ergreift Napoleon am nächsten Morgen sogar die Offensive, indem er annimmt, Kutusow werde angesichts eines größeren Engagements seine Avantgarde an sich d. i. von der Straße wegziehen und so den Weg freigeben. Das Wagnis gelingt — es war am Frühmorgen des 17., bei einer grimmigen Kälte — und auch Davoût kann nach Krasnoi kommen. Nun aber droht dem Kaiser die Gefahr, überflügelt zu werden, und er marschiert nach Orscha weiter, Ney seinem Schicksale überlassend, der sich nach vergeblichen Kämpfen mit 3000 Mann in der Nacht über den zugefrorenen Dnieper stiehlt, jenseits unter die Kosaken Platows gerät und nach unsäglicher Mühsal mit kaum 900 Mann hinter Orscha auf die große Straße zurückkehrt.

Jetzt begann die Kälte nachzulassen, aber nun machten Thauwetter und mehrtägiger Regen die Straße grundlos und den Marsch für die Soldaten, die ihre Füße meist nur mit Lumpen bekleidet hatten, noch peinvoller. Von den kaum 25 000 Mann, die noch übrig waren, warfen nun die meisten die Waffen weg,

---

*) Die regulären russischen Truppen bewiesen in diesem Kriege nicht die Widerstandskraft, die man bei ihnen voraussetzen sollte. Von 100 000 Mann, mit denen Kutusow die parallele Verfolgung Napoleons begann, lagen Anfangs Dezember 48 000 in den Spitälern, obgleich sie in Pelze gekleidet, gut genährt und nicht so rasch wie der Feind vorwärtsbewegt worden waren. Mitte Dezember waren von 200 000 Mann der russischen Armee nur noch 40 000 unter den Waffen. Am besten scheinen Polen und Deutsche die Kälte ertragen zu haben. (Bernhardi, Tolls Denkwürdigkeiten, II. 352, 469.)

und sogar die Garde begann zu wanken. Da trat Napoleon, der an den kalten Tagen häufig zu Fuß, mit einem polnischen Pelz bekleidet, auf einen Birkenstock gestützt, vor den Truppen einhergegangen war, unter seine alten Grenadiere und sprach sie an: „Ihr seht die Desorganisation meiner Armee. Durch eine unglückliche Verblendung haben die meisten Soldaten die Gewehre von sich geworfen. Wenn auch Ihr diesem schädlichen Beispiele folgt, so bleibt uns keine Hoffnung mehr. Von Euch hängt das Heil des Heeres ab!“ Es war die höchste Zeit, daß man in Orscha durch die Vermittlung der Juden Proviant erhielt und außerdem Waffen und einige Batterien vorfand, die man mit den Pferden zweier Pontonparks bespannte. Die Kähne ließ man zurück. Man glaubte sie nicht zu benötigen. War doch die Brücke bei Borissow über die Beresina von Franzosen besetzt, und hatte man nur erst einmal diesen Fluß hinter sich, dann, meinte man, gab es auf dem Wege über Minsk nach Wilna kein ernstes Hindernis mehr.

Aber es waren der Prüfungen noch lange nicht genug. Am 22. November erhielt Napoleon die Nachricht, Admiral Tschitschagoff, der einen Teil seiner Armee gegen Schwarzenberg und Reynier am Bug aufgestellt hatte, sei mit dem andern über Minsk nach Borissow vorgegangen, habe die Franzosen von dort verjagt und sei nun Herr des Übergangs; und was diese Nachricht völlig trostlos machte, war, daß auch Victor und Oudinot gegen Wittgenstein nichts hatten ausrichten können und südwärts auf die große Straße losmarschierten. Nun schien das Schicksal der Armee besiegelt. Im Rücken Kutusow, im Süden und in der Front Tschitschagoff, rechter Hand Wittgenstein. Wenn die beiden Letzten sich vereinigten und an der Beresina entgegenstellten, so war an ein Entrinnen nicht zu denken.*)

*) Die Russen waren nach einem vorzüglichen Kooperationsplane vorgegangen, der den Führern der Flügelarmeen schon im September mitgeteilt worden war. Wittgenstein sollte Oudinot und Macdonald, Tschitschagoff Schwarzenberg zurückdrängen, und beide an der Beresina bei Borissow zu-

Denn das Tauwetter und der Regen haben die feste Eisdecke geschmolzen, der Fluß ging hoch, seine Ufer waren versumpft, die Pontons in Orscha zurückgeblieben.

Es war eine Situation, um den Stärksten im Geiste zu verwirren. Aber Napoleon, den wir auf dem Zuge nach Moskau vor der Ungewißheit seines Erfolges, schwächlich und nervös gefunden haben, ist jetzt der Gewißheit des Mißerfolges gegenüber stark und besonnen. Seitdem er wieder General geworden war, war er es auch ganz. Auch seine körperlichen Übel schienen geschwunden zu sein. Er befand sich so wohl wie nur im Winterfeldzuge von 1807. Dieses Moment darf hier nicht übersehen werden. Sein Geist und seine Energie zeigen in diesen Tagen höchsten Unglücks und äußerster Verlegenheit die alte Kraft. „Er war bleich“ — meldet ein Begleiter — „aber sein Antlitz war ruhig; nichts in seinen Zügen verriet seine moralischen Leiden.“ Sein Blick übersieht die ganze Größe der Gefahr und erkennt die Mittel zur Rettung, wenn es noch Rettung giebt. Vor allem müssen die Truppen heran, die bisher gegen Wittgenstein gekämpft und nicht entfernt wie die Hauptarmee gelitten haben. Oudinot soll mit seinen 8000 Mann die Abteilung, welche Tschitschagoff über Borissow hinaus entsendet hat, zurückwerfen und sich womöglich des Überganges wieder versichern, während Victor mit 11 000 von Tschereja, wo er steht, südwestlich gegen die Beresina marschiert und Wittgenstein solange als möglich von dort fernhält. Nebenbei entledigt sich Napoleon eines großen Teils des Heertrosses, der noch immer mitgeht, und die Hälfte der Wagenburg wird in Bobr geopfert, um die Pferde für die geringe Artillerie zu erhalten, die noch vorhanden ist. Hier vernimmt er von Oudinot, daß zwar Borissow wiedergewonnen, die Brücke aber von den Russen verbrannt worden sei. Noch am Tage vorher hatte er ihm geschrieben: „Sollte

sammentreffen, um dem Feinde, den Kutusow ihnen entgegentreiben wird, den Rückzug abzuschneiden.

der Feind sich des Brückenkopfes bemächtigt und die Brücke verbrannt haben, sodaß man nicht übergehen könnte, so wäre das ein großes Unglück". Nun war auch dies eine Thatsache, und Thatsache somit, daß man angesichts zweier überlegener feindlicher Armeen, auf der Flucht vor einer dritten, einen Fluß von hundertzwanzig Schritt Breite mit morastigen Ufern werde überschreiten müssen.

Hätte der Kaiser mit Gegnern zu thun gehabt, die ihm nur halbwegs ebenbürtig waren, weder er noch seine Armee wären entkommen. Er hätte nicht mit einem wenn auch nur geringen Rest von Offizieren und Unteroffizieren die Grenze erreichen, nicht neue Armeen in diese geretteten Cadres füllen und Europa mit neuen Kriegen überziehen können, wie er es thatsächlich gethan hat. Aber weder Kutusow, der nur darauf bedacht war, „nicht mit abgemagerten Truppen an der Grenze zu erscheinen" und überraschend langsam folgte, noch Wittgenstein, der ungenügend über die trostlosen Verhältnisse des Feindes unterrichtet, nur vorsichtig vorrückte, anstatt auf die obere Beresina loszueilen, noch endlich der ganz unfähige Tschitschagoff waren danach angethan, den größten General ihrer Zeit zu vernichten. Der Dritte, dessen Aufgabe es nun eigentlich gewesen wäre, den Kaiser nicht durchzulassen, ging plump in eine ihm von Oudinot gestellte Falle. Dieser war nämlich angewiesen worden, einen passenden Ort zum Brückenschlag zu suchen und, nachdem derselbe etwas nördlich von Borissow bei Studjanka gefunden war, dem am anderen Ufer stehenden Feinde durch Scheinmanöver die Meinung beizubringen, als wolle man im Süden der Stadt übergehen. Die Täuschung ward so glücklich durchgeführt und wurde überdies durch die gleiche Vermutung Wittgensteins, die bei dem Admiral einlief, so wirksam unterstützt, daß Tschitschagoff nach Norden nur eine schwache Abteilung vorschob und mit seiner ganzen Macht einen Tagmarsch weit von Borissow gegen Süden zog, um das französische Heer zu empfangen, wenn es, wie er annahm, mit Schwarzenberg Verbindung suchte.

Das war am 25. November, am selben Tage, an welchem Oudinot sein Korps von Borissow nordwärts nach Studjanka führte und dort mit dem Bau zweier Brücken begann, die — wie bedauerte man jetzt den Abgang der Pontons! — allerdings erst am andern Nachmittage fertig wurden. Es war wieder plötzlich Frost eingetreten, das sumpfige Gelände wurde fest, doch der Fluß trieb Eis, was die Arbeit der armen Pionniere, die bis zur Brust im Wasser standen, gewaltig hinderte. Und das jetzt, wo jeder Augenblick kostbar war. Endlich konnte der Übergang beginnen. Eine Anzahl Geschütze, die man auf der Höhe von Studjanka aufgefahren hatte, beherrschten das jenseitige Ufer und hielten die russische Abteilung, die dort stand, vom Strande fern. Reiterei, die hinüberschwamm, vertrieb sie. Die Bahn war frei. Sie blieb es auch den nächsten Tag. Napoleon kontrollierte den Marsch über den Fluß, bis er selbst am Mittag des 27. mit der alten Garde überging. Bei Studjanka stand nun nur noch das Gros des Korps von Victor, dessen Arrieregarde in Borissow angelangt war, um dort den nachrückenden Wittgenstein aufzuhalten. Die ganze Armee zählte kaum 30 bis 35 000 Mann unter den Waffen.*) Der Haufe der „Isolierten" wird nicht weniger stark gewesen sein. Einen großen Teil dieser Armen hielten Hunger und Kälte bei dem jenseitigen Dorfe fest. Und auch viele vom Troß der Moskauer Flüchtlinge mit ihren Fa-

*) Die Angaben sind sehr verschieden und schwanken zwischen 22 000 (Ségur) und 50 000 (Fézensac). Die letztere Angabe ist gewiß unrichtig. Übrigens haben selbst Napoleon keine Tabellen mehr vorgelegen. Clausewitz in einem Briefe aus Borissow vom 30. November an Stein spricht von „etwa 40 000". Das Richtigste dürfte bei Chambray stehen, der am Morgen des 26. den Bestand auf 26 700 Mann Fußvolk und 4000 Reiter schätzt. Die Zusammenstellung bei Bogdanowitsch III. 271 ist fehlerhaft. Den Hauptteil bildeten die Korps von Oudinot und Victor. Alles andere waren nur Trümmer. Die Garde war von 47 000 Mann auf 6400 eingeschrumpft, trotz aller Fürsorge. Das große Korps Davouts, ehedem gewiß über 70 000 Mann stark, zählte jetzt 1200; von den 40 000 Mann, die am Niemen unter Ney gestanden, waren nur 300 übrig.

milien blieben dort, da sie sich trotz aller Mahnung nicht von ihren Wagen, die ihre Habe und ihr letztes bischen Nahrung enthielten, trennen wollten. Es waren Bilder unsäglichen Jammers.

Aber so ganz ohne jede Störung durch den Feind sollte Napoleon doch nicht entkommen. Noch am Abend des 27. traf Wittgenstein mit Platow auf die Nachhut Victors, etwa 4000 Mann, die er umging und zur Ergebung zwang. Dann rückte er ungehindert gegen Studjanka weiter und hielt hier den Marschall mit dem größten Teile seiner Streitkräfte fest. Zur gleichen Zeit war auch Tschitschagoff, über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt, auf dem rechten Ufer nordwärts gegangen. Es mußte also der Abmarsch der Armee, von der erst nur die Trümmer der Korps von Eugen, Davoût und Junot über Sembin weitergezogen waren, nun doch noch erkämpft werden. Die beiden russischen Führer hatten sich über Borissow zu gemeinsamem Vorgehen verständigt, und so kam es am 28. November, während neuerdings eisige Kälte herrschte, auf beiden Ufern zum Schlagen: jenseits hatte sich Victor mit etwa 7000 Mann mehrfacher Übermacht zu erwehren, während diesseits der Anprall von 26 000 Mann mit höchstens 17 000 zurückgewiesen werden mußte. Und auch diese Aufgabe ward von den vielgeprüften Truppen — von denen jetzt übrigens der größere Teil aus Nichtfranzosen bestand — gelöst. Zwar wichen auf dem rechten Ufer anfänglich die vorgeschobenen Abteilungen vor dem Ansturm der russischen Jäger zurück, und selbst die junge Garde retirierte gegen den Fluß, aber Ney, der an Stelle des verwundeten Oudinot das Kommando übernahm, befeuerte seine Leute zu neuem Vorgehen, sodaß sie den Feind warfen und ein paar tausend Gefangene machten. Dann wurde noch bis tief in die Nacht hinein gekämpft, ohne daß die Russen nennenswerte Vorteile errangen und ohne daß die alte Garde ins Gefecht gekommen wäre.*)

*) Ob man, wie jüngst geschah, Tschitschagoff absichtlicher Fahrlässigkeit zeihen darf, steht doch noch dahin. Die russischen Feldherren waren nun einmal keine Helden, und die französische Armee mit all ihren

Unterdes hatte sich drüben auch Victor, unterstützt durch die Artillerie des anderen Ufers, gegen Wittgensteins lahme Angriffe bis zum Abend gehalten und konnte die Dunkelheit benützen, um mit den Resten seines Korps über den Fluß zu gehen, nachdem er noch vorher eine große Zahl Unbewaffneter hinüberbefördert hatte.*) Den Übergang all der Isolierten und Flüchtlinge vermochte er aber nicht mehr zu decken. Gleich am Morgen des Schlachttages, als die russischen Geschütze zu spielen begannen, waren tausende derselben, von Entsetzen erfaßt, auf die Brücken losgestürzt, wo nun ein gewaltiges, unentwirrbares Durcheinander entstand von Wagen und Karren, die den Weg versperrten, Pferden, die, scheu geworden, Kranke und Verwundete unter ihre Hufe traten, Menschen, die sich mit ihren letzten Kräften um ein Restchen Dasein balgten, das Ganze bestrichen von den Kugeln der Feinde. Viele wurden bei dem Handgemenge, das auf den Brücken entstand, seitwärts ins Wasser gestoßen. Viele hatten sich in der Angst freiwillig den eisigen Wellen oder den rinnenden Schollen vertraut, andere waren von der nachdrängenden Menge in den Strom gezwungen worden: die meisten gingen zu grunde. Wenn diese Szenen an Grauen noch überboten werden konnten, so war es am nächsten Frühmorgen, als die letzten Bewaffneten sich mit dem Bajonnet ihren Weg über die hölzernen Pfade bahnten und dieselben dann in Brand steckten. Unter wildem Gebrüll warfen sich die Zurückgebliebenen, Männer,

---

Isolierten machte aus der Ferne immerhin den Eindruck eines Heeres von 60—70 000 Mann. Tschitschagoff verfügte nicht über die Hälfte. Es ist also immerhin begreiflich, wenn auch nicht gerade rühmlich, daß er, nachdem er endlich orientiert war, nicht sofort auf den Übergangsplatz eilte, sondern sich — wie Jomini erzählt — zuvor bei Borissow aufhielt, um über eine rasch gebaute Schiffbrücke Verstärkungen heranzuziehen. Ist doch auch Wittgenstein aus Gründen derselben Vorsicht langsamer an die Beresina vorgerückt als für einen vollen Erfolg nötig gewesen wäre.

*) Wittgensteins Zaghaftigkeit erklärt einer seiner Generale durch die Anwesenheit Napoleons; „diesen fürchtete man wie den Löwen, dem sich kein Tier zu nahen wagt“. (Historische Zeitschrift 62, 192.)

Weiber und Kinder, der Kolonne nach in die Flammen, bis die Balken brachen und ihre verzweifelte Last in die Flut abwarfen. Doch wurden ihrer noch fünftausend die Gefangenen der Russen. Als Tschitschagoff nach dem Abmarsche Napoleons an den Übergangsort kam, fand er — so erzählt er selbst — den Boden bedeckt mit Gemordeten und Erfrorenen in allen Stellungen, die Bauernhütten von Studjanka vollgepreßt mit Kadavern, im Flusse grausige Knäuel von ertrunkenen Soldaten, Frauen und Kindern, die über die Oberfläche hervorragten, und zwischendurch Reiter, Statuen gleich, starr und tot auf ihren von Eis umschlossenen Rossen. An 24000 Leichen hat der Gouverneur von Minsk hier verbrennen lassen. Es waren nur die, welche man auf dem Schlachtfelde und an den Ufern aufgelesen hatte. In der Beresina aber will man noch nach zehn Jahren Inselchen und Hügel wahrgenommen haben, gebildet von den Opfern jener Tage und mit Vergißmeinnicht bewachsen, wie zum mahnenden Gedächtnis an das gräßlichste Schauspiel des Jahrhunderts.

Nach dem ruhmvollen Waffengang am 28. November, der die Pläne des Feindes zu nichte machte — es war wie das letzte Aufflackern eines dem Tode verfallenen Organismus — brach Napoleons militärische Kraft allerdings zusammen. Er hatte nun keine Armee mehr, er hatte nur noch ein Gefolge, welches unter dem Zwang einer fürchterlichen Kälte sich selbst entwaffnete und halb, mitunter wohl auch ganz wahnsinnig vor Hunger und vom Typhus befallen auf der Straße über Sembin und Molodetschno gegen Wilna strebte. Am 3. Dezember, als das Thermometer auf 16 Grad unter Null zeigte, hatten nur etwa 9000 Mann noch ihre Gewehre; bald aber auch diese nicht mehr, als am 6. die Kälte auf 24, am 8. auf 30 Grad stieg. Jede neue Nacht forderte viele hunderte von Opfern. Napoleon war sich schon am Tage nach der Schlacht an der Beresina klar gewesen, daß mit diesen Truppen nichts mehr zu thun sei. „Bei solcher Lage der Dinge" — schrieb er

an Maret nach Wilna — „ist es möglich, daß ich meine Anwesenheit in Paris für Frankreich, für das Reich, selbst für die Armee notwendig erachte“. Damit war es bei ihm beschlossen. Und aus guten Gründen. Denn noch weit vor Smolensk hatte er aus der Hauptstadt Frankreichs eine Nachricht erhalten, die ihm nicht wenig zu denken gab. Ein republikanisch gesinnter General, namens Malet, der schon 1808 in ein Komplott gegen das Regiment des Kaisers verwickelt gewesen und seitdem in einer Pariser Maison de santé unter Aufsicht gehalten worden war, hatte dort mit ein paar royalistischen Vertrauten den Plan gefaßt, Napoleon tot zu sagen und ein Senatskonsult zu fälschen, welches ihm das Kommando der Stadt übertrug und eine provisorische Regierung von gemäßigten Republikanern und Konstitutionellen, Moreau und Carnot an der Spitze, einsetzte. Hierauf gestützt, wollte man die Munizipalgarde und die in Paris garnisonierende Nationalgarde gewinnen, sich der Behörden bemächtigen und so das Empire stürzen. Seit zwei Wochen war vom Kaiser keine Kunde eingetroffen. Die Bevölkerung hatte anfänglich den Zug nach Rußland als den letzten entscheidenden Schritt zur Begründung eines dauernden Friedens gutgeheißen, war dann aber durch das immer weitere Vordringen stutzig gemacht, durch den Brand von Moskau schließlich aus allen Illusionen gerissen worden und sah fortan nur neue endlose Kämpfe voraus. Auf all das rechnete Malet, als er am Frühmorgen des 23. Oktober ans Werk ging. Ein Regiment Nationalgarden, die altgediente Munizipalgarde, zwei Generale, die er aus dem Gefängniß abholte, Alle hielten seine Vorspiegelungen für wahr und gehorchten ihm. Sie halfen ihm Savary, den Polizeiminister, festnehmen, und der Seinepräfekt war so überzeugt von der Sache, daß er bereits im Stadthause den Saal für die Sitzungen der provisorischen Regierung in Stand setzen ließ. Erst auf der Kommandantur wurde Malet durch die Geistesgegenwart zweier Offiziere mit seinem Begleiter ergriffen, gebunden, und den untenstehenden Truppen verkündet,

daß der Kaiser lebe. „Vive l'Empereur!" scholl es zurück, und der Putsch war zu Ende. Malet und seine von ihm getäuschten Anhänger wurden kurz nachher kriegsrechtlich erschossen.

Das war die Nachricht, die Napoleon auf dem Marsche empfing. Was ihm an ihr auffiel und auch für die Geschichte merkwürdig bleibt, ist der Umstand, daß von all denen, die so leicht an den Tod des Kaisers glaubten, keiner sich der Dynastie erinnerte, sondern jeder eine Änderung im Staatsregiment als etwas nunmehr Selbstverständliches hinnahm. „Wie?" rief er in seiner Enttäuschung aus, „an meine Frau, an meinen Sohn, an die Institutionen des Kaiserreichs, an das alles hat man also gar nicht gedacht!" Und damit nicht genug. Wenn derlei bis zu einem gewissen Grade gelingen konnte, solange man die Armee nur in der Ferne wußte, was konnte nicht erst gewagt werden, wenn man erfuhr, daß sie gar nicht mehr existierte? Und ihr Schicksal ließ sich doch nicht verheimlichen. War es nicht auffallend, daß er seit Smolensk keinen Kourier mehr erhalten hatte? Nein, nein, er mußte fort, mußte in Paris gleichzeitig mit der Nachricht vom Scheitern der Expedition und vom Verderben der Hunderttausende, die er mit sich geführt, eintreffen, um dem Eindrucke mit der dominierenden Gewalt seiner Persönlichkeit zu begegnen. Er hatte noch an der Beresina seine Schuldigkeit als General gethan. Nun wo die Armee sich auflöste, blieb für den Feldherrn nichts mehr zu thun übrig, als ihr Hilfe zu schaffen, was auch nur aus der Ferne möglich war. Die Besorgnis über die Haltung der Deutschen kam noch dazu. Und so wird er denn, sobald die Kolonne nur einmal bei Molodetschno die Wilnaer Heerstraße erreicht hat, sie verlassen und nach Hause eilen.

Am 5. Dezember — man war unter Arrieregefechten mit dem nachrückenden Feinde, dem tausende von wehrlosen Gefangenen in die Hände fielen, nach Smorgonj gelangt — versammelte er seine Marschälle um sich und teilte ihnen seinen Entschluß mit. Murat solle die Armee hinter den Niemen füh-

ren. Vor Wilna werde man bairische Truppen unter Wrede und eine frische Division finden. Für die Reste des Heeres wie für Frankreich sei seine Anwesenheit in Paris unerläßlich. Von dort aus allein könne er Österreicher und Preußen im Zaume halten. Sie würden sich's überlegen, ihm den Krieg zu erklären, sobald sie ihn an der Spitze der französischen Nation — er war in diesem Augenblicke ganz Franzose — und einer neuen Armee gewahrten. Vorher hatte er ihnen das letzte Bulletin, aus Molodetschno den 3. Dezember datiert, von Eugen vorlesen lassen; es war das 29. und enthielt, wenn auch nicht die unumwundene Mitteilung, so doch Andeutungen vom Untergange der großen Armee. Volle Wahrheit war darin nicht zu lesen, und dem Kenner all des Jammers muß es fast wie ein verabscheuungswürdiger Scherz mit dem Unglück erscheinen, wenn es u. A. heißt: „Menschen, welche die Natur nicht hinreichend gestählt hat, um über alle Wandlungen des Schicksals und des Glücks erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als von Unglück und Niederlagen; diejenigen jedoch, welche sie Allem überlegen schuf, bewahrten Heiterkeit und Haltung und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten." Auch wie die Hunderttausende zu grunde gingen, stand nicht in dem Bulletin. Alles hatte die böse russische Kälte gethan. Vor dem 6. Dezember sei das Heer noch stolz und stattlich und siegreich gewesen, bis das fürchterliche Klima des Nordens es verdarb und verzehrte. Daß er selbst, und nur er selbst das Verderben herbeigeführt, verriet der kaiserliche Autor mit keinem Wort. Von seinem unausgesetzten Vorwärtsstürmen über Witebsk und Smolensk hinaus in der heißen Zeit des russischen Sommers, der dem Heere viel mehr Leute gekostet hatte als der Winter, davon war nichts zu lesen. Und wenn es schon die Kälte gewesen sein mußte, daß *er* sie mit seinem trotzigen Ausharren in der verbrannten Hauptstadt heraufbeschworen hatte, davon ward nichts mitgeteilt. Vor allem mußte die Welt Eines wissen:

daß er lebte und sich wohl befand. „Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals eine bessere gewesen", schloß das Bulletin. Dann nahm er Abschied von den Generalen und fuhr mit Caulaincourt, als dessen Sekretär Rayneval er gelten wollte, mit Daru und Mouton von dannen.*) Am 6. trifft er mit Maret bei Wilna, am 10. mit dem französischen Bevollmächtigten de Pradt in einer Vorstadt Warschaus, am 14. mit dem Könige von Sachsen in Dresden zusammen, wo er noch vor sieben Monaten im vollen Glanze seiner Macht die Huldigung der halben Welt entgegengenommen hatte; unerkannt erreicht er die französische Grenze und am 18. Dezember vor Mitternacht Paris, wo tags vorher sein Bulletin angelangt war.

Auf der Heimfahrt soll er zweimal von Attentaten bedroht gewesen sein: das erste Mal noch auf russischem Boden in Osmiana, wo ihm die kombinierte Division Loison begegnete und ein französischer Major derselben einigen deutschen Hauptleuten den Gedanken nahelegte, ihm das Schicksal Wallensteins zu bereiten; das zweite Mal in Glogau. Die Angaben hierüber sind sehr bestimmte und lassen nicht zweifeln, daß die Idee gefaßt und besprochen wurde. Doch ist sie in keinem Falle zum ernsten Vor-

---

*) Hier — wie es geschehen ist — von Desertion zu sprechen, ist ebenso unrichtig und weit unrichtiger noch als dort, wo Bonaparte das ägyptische Expeditionsheer verließ. Er war Souverän und konnte seine Armee befehligen oder nicht, wie es ihm gutdünkte, und folglich auch das Kommando abgeben, wann er wollte. Und der herabgekommenen Truppe Rettung zu verschaffen, vermochte er viel eher, wenn er ihr vorauseilte als wenn er blieb. Auch den eigentümlichen Schluß des 29. Bulletins hat man oft als cynisch gerügt. Derselbe war hervorgerufen durch einige Bemerkungen in Briefen seines vertrauten Korrespondenten, des Staatsrates Fiévée, der gelegentlich des Maletschen Putsches an den Bulletins tadelte, daß darin niemals zu lesen sei, ob der Kaiser lebe, „was man doch vor Allem darin suche". In einem vorhergegangenen Briefe vom 23. Oktober hatte es geheißen: „Die Anwesenheit des Kaisers in Paris würde, wenn er ohne Gefahr für die Armee abkommen könnte, sehr viel Gutes stiften." Napoleon pflegte diesem Ratgeber ein seltenes Zutrauen zu schenken.

satz gediehen, und Napoleon entkam. Sein Stern sollte noch nicht verschwinden. Aber schon neigte er sich zum Horizont. Blutrot, wie das Gestirn des Tages vor seinem Untergang, wird er noch einmal Europa in die Farben von Mord und Feuer tauchen ehe er im Ozean des Westens versinkt.

Drittes Kapitel.

Leipzig.

Das war ein schmerzliches Erwachen aus dem Traume von einer unbegrenzten Herrschaft über Staaten und Völker, den Napoleon geträumt, als er nach Moskau ging! Seine Geltung, die er sich mit einer langen Reihe genialer Kriegsthaten erkämpft, war erschüttert. Denn wenn er auch im letzten Feldzuge nicht besiegt worden war, so war er doch geflohen, sei es nun vor dem Mangel, vor der Kälte, vor dem sicheren Verderben, gleichviel, er war geflohen und der Eindruck nicht auszutilgen, den dieses unerhörte Ereignis in der Welt hervorbrachte. Die „Große Armee", deren tüchtigste Elemente bei Austerlitz und Friedland gesiegt hatten, existierte nur noch in kaum nennenswerten Resten. Und wir wissen, was ihm die Armee war. „Seine Nation" nannte sie einmal mit einem treffenden Worte Jaucourt, der Freund Talleyrands. Allerdings stand noch ein Heer seinem Willen zu Diensten, aber es war an Größe dem verlorenen nicht zu vergleichen und lag überdies gegen Engländer und Spanier zu Felde; allerdings hatte er noch Alliierte, aber sie waren Alliierte seines Glücks und seiner Stärke gewesen, und es war doch sehr fraglich, ob sie auch seiner Schwäche verbunden bleiben würden.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Ziele, die der Kaiser auf seinem Zuge nach dem Osten im Auge gehabt, so war

es nicht nur die Ausdehnung seiner kontinentalen Macht über Rußland gewesen, die er erstrebte, sondern zugleich die völlige Absperrung Europas gegen England, welches, dadurch in seinen wesentlichsten Interessen getroffen, einen Frieden nachsuchen, sein Heer aus Spanien ziehen und der Weltpolitik des Eroberers den Ozean eröffnen sollte. Vielleicht wäre dieses Ziel erreicht worden, wenn Napoleon nach seinem ursprünglichen Plane bei Smolensk Halt gemacht und Litthauen befreit hätte. Er hätte seine Armee gesammelt, durch Nachschübe ergänzt, ein geordnetes Verpflegswesen eingerichtet und in imponierender Stärke gegen die beiden russischen Hauptstädte eine drohende Position eingenommen, die auch auf die großen Weltverhältnisse nicht ohne Rückwirkung geblieben wäre. Denn gerade als er den Niemen überschritt, fand er in seinem Kriege gegen England einen Helfer. Das waren die nordamerikanischen Vereinsstaaten, welche im Juni 1812 an Großbritannien den Krieg erklärten. Schon seit zwei Jahren hatte Napoleon hieran gearbeitet, indem er ihnen Ausnahmen von den Dekreten von Berlin und Mailand versprach, wenn sie nicht mehr mit England und seinen Kolonieen verkehren und in London die Aufhebung der Edikte von 1807 erreichen wollten. Er wußte gut, daß die Engländer sich hierzu nicht oder doch nicht im Wesentlichen verstehen würden. Sie lehnten auch das Ansinnen ab und benahmen sich überdies durchaus feindselig, suchten auf allen amerikanischen Fahrzeugen nach britischen Matrosen, um dieselben für ihre Marine zu pressen, und erregten der Regierung von Washington auf dem nordamerikanischen Kontinent Feinde. So kam es dann 1812 zum offenen Kampfe, der in der ersten Zeit den Briten einige Verluste zur See eintrug. Diese neue Verwicklung, zusammen mit den stets sich verschlimmernden Finanzzuständen des Inselreichs und einer drohenden Haltung Napoleons in Rußland, wäre vielleicht geeignet gewesen, den Gedanken eines allgemeinen Friedens in London zu unterstützen, namentlich da auch auf der iberischen Halbinsel das Jahr nicht mit großen Erfolgen für England zu

Ende ging. Denn trotz des Sieges, den Wellington bei Salamanca davongetragen, und der ihm den Oberbefehl über alle antifranzösischen Streitkräfte einbrachte und Kadix von der feindlichen Belagerung befreite, ward er durch die Fehler und die Selbstsucht der Spanier schließlich doch wieder zum Rückzug an die portugiesische Grenze gezwungen. Aber als in London Kunde auf Kunde aus Rußland eintraf vom Zusammenschmelzen der Großen Armee, von dem entscheidungslosen Morden bei Borodino, vom Brande Moskaus, von der Retraite und ihren Schrecken: da war selbstverständlich von Vergleich und Frieden mit Napoleon nicht mehr die Rede. Vielmehr gewann jetzt die Kriegstendenz unbestritten die Oberhand.

Noch während des Sommers war Großbritannien mit Rußland zu einem friedlichen Abkommen gelangt und hatte zu gleicher Zeit durch seinen Einfluß einen Vertrag Alexanders I. mit der spanischen Regentschaft zu stande gebracht (18. und 20. Juli 1812), sodaß, als das Schicksal des Feldzugs noch nicht entschieden war, bereits eine Koalition bestand, welche nicht so sehr gegen Frankreich selbst, als gegen das ihm von Napoleon erkämpfte und in dessen ehrgeiziger Persönlichkeit repräsentierte Übergewicht gerichtet war. Es ergab sich nun die für die fernere Entwicklung der Dinge entscheidende Frage: ob nicht auch die im Bannkreise der napoleonischen Macht stehenden Völker, angesichts der starken Einbuße, welche dieselbe erlitten, mit oder trotz dem Willen ihrer Regierungen sich der allgemeinen Bewegung anschließen werden?

Die ganze Tragweite der Ereignisse in Rußland scheint Napoleon nicht sogleich erkannt zu haben. Nach seiner Abreise von der Armee hatte er noch gehofft, die letztere werde sich in Wilna nähren und ordnen, die entgegenkommende Division ihr den notwendigen Halt gewähren, Murat, unterstützt von Macdonald mit den Preußen einerseits und von Schwarzenberg andrerseits, hinter dem Niemen sich behaupten können. Als er Warschau passierte, versicherte er der dortigen Regierung, er habe noch 120 000 Mann. An ein Aufgeben seiner vorherrschenden

Stellung in Europa dachte er nicht. Er dachte selbst dann nicht daran, als er endlich vernehmen mußte, daß die Überbleibsel der „Großen Armee“ sich auch in Wilna nicht hatten halten können, sondern, die anlangenden frischen Truppen in ihre Unordnung fortreißend, unter unsäglichem Jammer und stündlichen Verlusten über den Niemen zurück nach Königsberg gebracht werden mußten, wo die alte Garde nur noch 400 Mann, die Gardekavallerie 800 Reiter zählte, während der Rest aus einer chaotischen Masse von mehreren tausend Offizieren und Unteroffizieren bestand. Das war freilich viel Unglück. Aber doch nicht soviel, um allen Mut zu verlieren. Napoleon wird eine neue Armee ins Feld und im Frühling den Russen gegenüberstellen. Sogleich nach seiner Ankunft in Paris werden umfassende Anstalten zu Rüstungen ins Werk gerichtet, die er sich wohl auf dem langen Rückmarsche reiflich überlegt haben mag.

Das Wichtigste war freilich, daß sein Regiment in Frankreich noch fest genug stand und das französische Volk ihm den Gefolgsdienst nicht weigerte. Allerdings, die Behörden und die Korporationen — welche insgeheim Winke erhalten hatten — ließen es auch jetzt an devoten Huldigungen und Versicherungen unwandelbarer Treue nicht fehlen. In den Antworten, die der Kaiser darauf erteilte, hören wir ihn auf das Maletsche Unternehmen hinweisen und auf die Haltung der Regierungsorgane. „Furchtsame und feige Soldaten“, sagte er der Deputation des Senats, „können einer Nation ihre Unabhängigkeit kosten, zaghafte Beamte aber vernichten die Herrschaft der Gesetze, die Rechte des Thrones und die gesellschaftliche Ordnung. Der schönste Tod würde der des Soldaten auf dem Felde der Ehre sein, wenn der des Beamten, der fällt, indem er seinen Monarchen, den Thron und die Gesetze verteidigt, nicht noch ruhmreicher wäre.“ In der Erwiderung der Ansprache des Staatsrats erhob er sich zu einem Ausfall gegen die doktrinären Naturrechtsmenschen, denen er auch jetzt wieder die Schuld an der Unsicherheit der öffentlichen Institutionen beimaß. „In der That“

sagte er, „wer hat das Prinzip der Empörung zur Pflicht erklärt? wer dem Volke geschmeichelt, indem er ihm eine Souveränetät zuerkannte, die es auszuüben nicht fähig war? wer zerstörte die Achtung und Heiligkeit der Gesetze, indem er sie nicht von den geheiligten Grundsätzen der Gerechtigkeit, von der Natur der Dinge und des bürgerlichen Rechtes, sondern lediglich von dem Willen einer Versammlung von Männern abhängig machte, denen es an allem Verständnis des Zivil- und Strafrechts, der Verwaltung, der militärischen und politischen Gesetze fehlte? Ist man berufen, einen Staat zu regenerieren, so gilt es geradezu entgegengesetzten Prinzipien zu folgen. Die Geschichte schildert das menschliche Herz, in ihr muß man nach den Vorzügen und Nachteilen der verschiedenen Gesetzgebungen forschen.“ Welche Absicht verfolgte wohl Napoleon mit diesen Auslassungen? Gewiß nur die, wieder einmal recht deutlich darauf hinzuweisen, wie er es war, der seinerzeit den Staat aus der Verwirrung errettete, in die ihn jener Geist der Empörung gestürzt. Dieser habe sich nun neuestens wieder geäußert, und ohne Zweifel würde ihm der Staat anheimfallen, wenn man den Kaiser jetzt im Stiche ließe, anstatt ihn mit allen Kräften zu unterstützen, ihn sowie den Erben seines Thrones und seiner Grundsätze.

Es kam nun darauf an, ob sich das Volk von Frankreich mit der gleichen Überzeugung durchdringen ließ. Denn dies war nötig, wenn es Napoleon gelingen sollte, mit einem neuen Heere seine alte Stellung wieder zu erkämpfen.

Bei seiner Heimkehr stand ihm an Rekrutenmaterial nur die Aushebung von 1813 zu Gebote, etwa 140 000 Mann, von denen die Mehrzahl noch im Dezember bei den Depots einrückte und von den bereitstehenden Cadres aufgenommen wurde. Binnen einigen Monaten sollten sie hinreichend exerziert sein, um zur Verwendung zu gelangen. Von gedienten Soldaten kamen nur vier Regimenter Marine-Artillerie, 3000 Gendarmen und zwei Bataillone Pariser Munizipalgarde in Betracht. Diese Streitkräfte konnten dem Kaiser in seiner Lage und mit seiner Absicht

auf neuen Kampf und Sieg keineswegs genügen. Er bedurfte weiterer und weit größerer Machtmittel. Da waren allerdings die Cohorten der Nationalgarden, 80 000 Mann stark; aber sie waren nicht nach auswärts zu verwenden und hatten nur teils invalide, teils pensionierte oder verabschiedete Offiziere zu Führern. Hier mußte geholfen werden. Zunächst soll der Senat einen Beschluß fassen, daß die Cohorten, gleich der Linie, in auswärtigen Kriegen zu dienen hätten, und dann muß von der „Großen Armee" — wenn einmal das Chaos der „Isolierten" entwirrt war — an Generalen, Stabs-, Ober- und Unter-Offizieren herbeigesandt werden, was nur irgend noch tauglich schien. Beides wurde erreicht. Man brachte es dahin, daß aus der Nationalgarde selbst, auf Bestellung natürlich, vereinzelte Bitten um den Vorzug einliefen, gegen den Feind geführt zu werden, worauf dann am 11. Januar 1813 der gewünschte Senatsbeschluß erfolgte. Derselbe eröffnete außerdem noch die Aussicht auf weitere 250 000 Mann, d. i. 100 000 aus den vier letzten Altersklassen, welche von der Aushebung bisher nicht betroffen worden waren, und 150 000 der Konskription von 1814, die der Kaiser übrigens erst im Frühling zu den Waffen rufen wollte. Damit war das Menschenmaterial für die neue Armee beschafft, und wenn man nun auch noch von den Korps in Spanien Cadres und einzelne größere Truppenkörper entnahm, so konnte allerdings ein achtunggebietendes Heer im Felde stehen. Napoleon wird sich aber auch damit noch nicht zufrieden geben, sondern im April vom Senate nochmals 180 000 Mann, Nationalgarden und Rekruten, heischen, um dann — Desertion, Untauglichkeit, Krankheit berücksichtigt — eine Truppenmenge von ungefähr 600 000 Mann für den Feldzug von 1813 zur Verfügung zu haben. Dem Pferdemangel trachtete er durch Aufkäufe in Frankreich und Hannover abzuhelfen. Außerdem wurde Korporationen und reichen Privatleuten der Gedanke nahegelegt, sie könnten sich durch die freiwillige Stellung ausgerüsteter Reiter dem Kaiser besonders empfehlen.

Es war die alte rastlose Thätigkeit, die Napoleon im Januar 1813 entfaltete, die alte Kenntnis seiner Hilfsmittel bis ins Kleinste, von einem namenlosen Gedächtnis bereitgehalten. Man hört nicht auf zu staunen, wenn man diesen einzelnen Mann, dem jetzt nicht, wie sonst, die sorgfältig gearbeiteten Tabellen der Truppenbestände vorlagen, unter Verhältnissen, die jedem anderen die Übersicht getrübt und die Ruhe geraubt hätten, umgeben von Dienern, die nur im Untergeordneten Helfer waren, mit unermüdlicher Emsigkeit an dem Neubau seiner Macht arbeiten sieht, und man bedauert tief, daß dieses große Genie der Administration, welches ehedem dem Staate Ordnung und Stärke zu verleihen wußte, jetzt sich nur noch darin erschöpft, demselben seine Kräfte zu entziehen.

Für diese neuen Opfer war es aber nicht genug, die Zustimmung des Senats erreicht zu haben. Man mußte auch den guten Willen der Bevölkerung gewinnen, oder doch ihren Widerwillen besiegen, und das war keine leichte Aufgabe. Hier half aber der Patriotismus der Franzosen. Nicht nur der Kaiser, auch Frankreich hatte durch das Unglück des letzten Jahres dem Auslande gegenüber seine imponierende Position, das entscheidende Übergewicht eingebüßt. Mochte man nun auch noch so sehr den ewigen Kriegszustand und seine Konsequenzen beklagen, ein schwaches Frankreich wollte man dennoch nicht. Und schon begannen die Folgen des Machtverlustes sich offen zu äußern.

Zunächst in Preußen, das man nur durch eine bedrohliche Übermacht gezwungen hatte, sich an die Seite seines Bedrängers zu stellen. Dort erblickte das Volk in dem Verderben des großen Heeres, dem die eigenen Krieger entgangen waren, eine Art Gottesgericht und den Wink, das Joch der erniedrigenden Bundesgenossenschaft nun abzuwerfen;

„Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen“,

sang ihm ein Dichter vor. Die Bedrückungen von seiten der durchmarschierenden Truppen hatten den Zorn gegen die Frem-

den entflammt und einen unendlichen Haß erzeugt, der nach thätlichem Ausdruck rang. Danach ermesse man die Stimmung, die in dem preußischen Korps herrschte, welches gezwungen war, dem Volksfeinde zu dienen. Dasselbe hatte sich vor Riga allerdings gut gehalten. Als aber später der russische Kommandant der Festung, Paulucci, vom Zaren autorisiert, den General von York, der statt des erkrankten Grawert den Befehl führte, zum Übertritt zu bewegen suchte und einen Brief vorwies, worin Alexander sich feierlich verpflichtete, die Waffen nicht eher niederzulegen, ehe Preußen wieder in seine Machtstellung von 1806 eingesetzt sei; als dann im Dezember, auf dem Rückmarsch nach Süden, die Abteilung Yorcks eine russische Division unter Diebitsch vor sich fand, der in einer Unterredung das Versprechen des Zaren bestätigte; als endlich sichere Nachrichten von der Auflösung der Großen Armee eintrafen: da schloß der preußische General am 30. Dezember 1812 bei Tauroggen eine Konvention ab, derzufolge das Korps neutralisiert wurde und sich verpflichtete, selbst wenn der König den Vertrag verwerfen und den Zurückzug zur französischen Armee befehlen sollte, zwei Monate lang nicht gegen Rußland zu fechten. Das war eine entscheidende That, weil sie zeigte, daß selbst ein Mann von eiserner Pflichttreue und konservativster Gesinnung, der den Scharnhorst und Stein als Reformatoren durchaus abgeneigt war, dem allgemeinen Zuge der Volksstimmung Herrschaft über sich einräumen mußte. „Mit oder ohne König“ hatten die Blücher und Bülow 1809 zu Gunsten Österreichs agieren wollen; jetzt weigerten sich sogar die York, gegen die Russen zu fechten, der König mochte ratifizieren oder nicht. So gewann es die nationale Gesinnung selbst über die monarchische. Die Kabinettsregierung Friedrich Wilhelm III. begann ihrer Machtmittel unsicher zu werden; sie wird notwendig die Schwenkung mitmachen müssen, um sich wieder in ihren vollen Besitz zu bringen. Auf das übrige Deutschland aber war die That von Tauroggen von unbeschreiblich ermutigender Wirkung. „Die, deren Erinnerung in jene Zeit

zurückreicht", schreibt Ranke, „werden sich entsinnen, daß die Nachricht davon auch dem weit Entfernten wie ein Blitzstrahl erschien, der den Gesichtskreis durchzuckte und veränderte. Noch unter dem französischen Drucke fühlte man allenthalben die ungewohnten Pulsschläge des nationalen Bewußtseins."

Der Eindruck, den dieselbe Nachricht auf Napoleon machte, war tief und nachhaltig. Die Lehre über die Aktionskraft der Nationen, welche er in Rußland erhalten und stündlich noch in Spanien erhielt, hatte seinen Blick endlich auch hiefür geschärft, sodaß er sich über die moralische Tragweite des Ereignisses nicht täuschte. Daneben jedoch, und das war ihm in erster Linie fatal, hatte dasselbe noch eine strategische Bedeutung. Denn nun, nach dem Abfall des alliierten Korps, war an ein Verweilen der inzwischen verstärkten Armeereste in Königsberg nicht mehr zu denken. Murat mußte vor den verfolgenden Russen zurück nach Posen und die Weichsellinie aufgeben. Dies war es, was Napoleon den Franzosen gegenüber zur Geltung brachte. „Sogleich nachdem ich den Verrat Yorcks erfahren hatte", schreibt er am 9. Januar an Berthier, der bei der Armee geblieben war, „hab' ich mich entschlossen, der Nation eine Mitteilung zu machen, die morgen erfolgen wird, und außerordentliche Aushebungen zu veranstalten." Die Antwort war der erwähnte Senatsbeschluß vom 11., der dann nirgends auf nachhaltigen Widerstand traf, sodaß Maret immerhin die Gesandten im Auslande verständigen konnte, es sei die Absicht des französischen Volkes, nicht bloß seinen Verlusten entsprechend zu rüsten, „sondern auch sein Ansehen, seinen Ruhm und seine Ruhe gegen alle Vorkommnisse sicherzustellen." Dem preußischen Gesandten Krusemarck in Paris versicherte der Kaiser, die Franzosen würden ihm unbedingt folgen, und nötigenfalls werde er selbst die Frauen bewaffnen.

Aber wenn das Opfer der neuen Blutsteuer ohne Widerstand dargebracht werden sollte, dann mußten auch Ansehen und Ruhm des Heerführers ungeschmälert gelten. Darum wurde

jetzt, wo es nur anzubringen war, versichert, daß der Kaiser überall die Russen geschlagen, daß eben nur die böse Kälte das Heer zerstört habe, welches eigentlich erst unter Murats Führung zu Grunde gegangen sei. Seit Kurzem ist ein Gespräch zwischen dem Kaiser und einem seiner höheren Beamten, dem Grafen Molé, aus dem Februar 1813 bekannt geworden, welches deutlich zeigt, wie Napoleon sich beurteilt zu sehen wünschte. Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Der König von Neapel ist unfähig, einen Oberbefehl zu führen; er hat mir meine Armee verloren, denn als ich dieselbe verließ, hatte ich noch eine, und jetzt hab' ich keine mehr. Nach meiner Abreise verlor der König den Kopf, er wußte nicht zu imponieren, die Undisziplin stieg aufs höchste, in Wilna plünderten die Truppen zwölf Millionen, und der Soldat war zu nichts mehr zu gebrauchen."

Ein andres Mittel, die Abneigung des Volkes gegen seine neuen Rüstungen zu besiegen, gewahrte er in der Beilegung seines Streites mit dem Papste. Damit gedachte er die Millionen gläubiger Katholiken, die seine Gewaltmaßregeln wider Pius VII. ihm abwendig gemacht hatten, wiederzugewinnen. Mußten nicht auch sie in dem Untergange des Heeres einen Wink des Himmels erblicken, welcher dem mit dem Banne belasteten Führer seine Gunst verweigerte? Onkel Fesch, der Kardinal, besaß den Mut, dies geradezu herauszusagen. Da mußte Rat werden. Der Papst hatte, wie wir wissen, 1811 in Savona das vom Nationalkonzil erlassene Dekret, betreffend die Einkleidung neuernannter Bischöfe, nur unter gewissen Vorbehalten angenommen; er hatte das Konzil nicht anerkannt und den Metropoliten die Institution im Falle der päpstlichen Verweigerung bloß in der Weise zugestanden, daß sie dieselbe nur im Namen des Kirchenoberhauptes erteilten, während der Kaiser wünschte, daß in solchen Fällen die Einkleidung der neuen Bischöfe im Namen des Imperators erfolgen sollte. Hierauf einzugehen wehrte sich Pius, der bereits unter seiner Reue litt, worauf Napoleon befahl, ihn von Savona weg nach Fontainebleau zu bringen, wo unter dem Beistand er-

gebener Prälaten aufs neue Unterhandlungen begannen, die dann der Kaiser selbst zu Ende führte. Alle Register seiner diplomatischen Kunst und Künste zog er seinem Gefangenen gegenüber auf. Einmal stellte er Forderungen ohne Ernst und nur in der Absicht, sie für andres, das ihm wichtiger war, fallen zu lassen; dann drohte er, wurde heftig, warf dem hl. Vater seine Unkenntnis in kirchlichen Angelegenheiten vor, und dann wieder entrollte er vor ihm ein glänzendes Zukunftsbild von der Ausdehnung und Machtstellung, zu der er der Kirche verhelfen würde — die Rekatholisierung Deutschlands obenan — wenn Pius sich seinen Wünschen fügen, der weltlichen Herrlichkeit entsagen, das Konzilsdekret schlichtweg annehmen und seine Residenz in Paris aufschlagen wollte. Aber zu dem Letzteren war der Papst nicht zu bewegen, er wählte Avignon, das allerdings in dem Übereinkommen, welches man niederschrieb, nicht besonders genannt wurde und wo es bloß hieß: „Seine Heiligkeit wird die päpstliche Gewalt in Frankreich und im Königreich Italien in derselben Art und Form wie seine Vorgänger ausüben.“ Und wie Napoleon hier nachgab, so bestand er auch nicht auf der ausdrücklichen Artikulierung des Verzichtes auf das Erbe des hl. Petrus. Derselbe ging aus dem Inhalte des Vertrags von selbst hervor. Am 25. Januar 1813 ward das neue Konkordat unterzeichnet. Das Konzilsdekret bezüglich der Institution der Bischöfe fand darin Wort für Wort Aufnahme. Der Papst wird für sein verlorenes Land mit zwei Millionen Franken jährlicher Rente schadlos gehalten; der Kaiser begnadigt die widerstrebenden Prälaten. Damit hatte Napoleon freilich nicht Alles erreicht, was er gewünscht: eine Stellung als kirchliches Oberhaupt, etwa wie sie der Zar in seinem Lande einnahm, nur noch größer, allgemeiner, wie es der Name der Kirche besagte, und unbegrenzt, wie ihre Mission war, hatte er nicht erlangt. Aber der Vorteil, den er zunächst angestrebt, war doch gewonnen. Er hatte seinen Frieden mit dem Papste gemacht, und das konnte die Welt nicht rasch genug erfahren. Zeitungsartikel und Kirchenglocken tönten es hinaus, und allerorten sang

man Te deum laudamus. Wenn auch Pius, von Bedenken und Reue gefoltert und von seinen alten Räten, die wieder Zutritt zu ihm erhielten, über Napoleons politische Situation aufgeklärt, zwei Monate später seine Zusage widerrief, so hatte mittlerweile die Kunde vom Versöhnungswerke zu Fontainebleau ihre Wirkung thun können, und die Rüstungen waren dann zum guten Teil beendet.

Außer den Gläubigen hatte aber der Kaiser auch jene zu gewinnen, die den irdischen Gütern mehr Beachtung schenkten als den ewigen. Das war nun freilich sehr schwierig, denn wenn er, wie wir sahen, den russischen Feldzug mit der Erwartung unternommen hatte, derselbe werde, wie die Kriege von 1805 und 1807, materiellen Gewinn und Ordnung in den Haushalt des Staates bringen, so war die Enttäuschung eine ungeheure. Und die neuen Rüstungen erforderten neue außerordentliche Ausgaben. Man erwartete für 1813 ein Defizit von beinahe 150 Millionen Franken, und die Abgänge der beiden vorhergehenden Jahre, über 80 Millionen, waren auch noch nicht gedeckt. Der Tresorminister Mollien, ein überaus ehrenwerter Charakter, der mit unverhohlenem Bangen der Politik des Kaisers folgte, riet zur Erhöhung der direkten Steuern. Aber Napoleon wies jetzt mehr als je diesen Gedanken ab. Er scheute sich, das persönliche Eigentum des Einzelnen zu treffen. Er ersann etwas Andres. Er wird sich an das Gemeingut halten. Einige tausend Gemeinden besaßen Gründe und Güter, die nicht öffentlichen Zwecken dienten, sondern verpachtet waren, im Verkaufswerte von 370 Millionen Franken. Der Pachtschilling war gering, er betrug etwa neun Millionen. Neun Millionen Zinsen ergaben aber schon 135 Millionen 5% Rente, die damals mit 75 gehandelt wurde. Garantierte man nun den Gemeinden ihre neun Millionen jährlicher Revenüen durch eine Einschreibung von 140 Millionen in das große Buch der Staatsschuld, so hatte man, wenn man die Güter von staatswegen verkaufte, die 230 Millionen für das Erfordernis, und der Ausfall war gedeckt.

Für den Verkauf hatte die Amortisationskasse*) zu sorgen, die für die Zwischenzeit amortisierbare 5%ige Anweisungen emittierte, mit denen der Minister die Staatsgläubiger, Lieferanten u. dgl. bezahlte, was bei der Sicherheit der Verzinsung leicht möglich war. Napoleon selbst kaufte 71 Millionen davon aus dem Tuilerienschatz, um die Geltung des Papiers zu erhöhen. Mollien wehrte sich lange gegen diese Gewaltmaßregel, welche die Gemeinden nicht blos ihres Gutes beraubte, sondern sie auch für alle Zukunft auf die genannte geringfügige Summe der Einkünfte fixierte, während naturgemäß ihre Ausgaben wuchsen und dann nur durch erhöhte Umlagen, die ja doch schließlich den Einzelnen trafen, zu bestreiten waren. Es konnte also nur für den Moment scheinen, als wäre der Einzelne mit seiner Habe durch die neuen Anstrengungen des Staates nicht ins Mitleid gezogen. Aber Napoleon galt lediglich der Moment. Der große Begründer der Staatsordnung und Volkswohlfahrt von ehedem ist kaum wiederzuerkennen in diesem Virtuosen des Augenblicks. Rücksichtslos strebt er auch jetzt nur — wie im verflossenen Sommer — nach dem entscheidenden Siege, der ihm Europa zu Füßen legen soll. Dann will auch er wieder Ordnung und Wohlfahrt stiften, aber allerdings erst dann.

Als das neue Finanzgesetz durchberaten war, gelangte es, wie die Verfassung vorschrieb, vor den Gesetzgebenden Körper. Vor dem russischen Feldzuge hatte man dieses Zugeständnis nicht mehr gemacht; das Finanzgesetz für 1812 war gegeben worden, ohne die bestellten Legislatoren zu befragen. Ja, Napoleon schien die feste Absicht gehabt zu haben, nach seinen Siegen über Rußland den Gesetzgebenden Körper ganz aufzulösen, von dem er in Dresden zu Metternich sagte, er habe ihn geknebelt und diskreditiert und brauche nun nur noch den Schlüssel des Beratungssaales zu sich zu stecken. Er hatte damals ein neues Programm im Sinne. „Frankreich", sagte er, „eignet sich

*) Siehe Band I. S. 223.

weniger für die Form der Volksvertretung als viele andre Länder. Im Tribunat trieb man nur Revolution; ich habe Ordnung geschafft, hab' es aufgelöst. Übrigens will ich gar nicht die absolute Gewalt, will mehr als bloße Formen. Ich will etwas, was ganz und gar nur der Ordnung und dem Gemeinwohle dient. Ich werde den Senat und den Staatsrat neu organisieren. Der Erstere soll das Oberhaus, der Zweite die Deputiertenkammer ersetzen. Ich werde fortfahren, alle Senatoren zu ernennen, ein Drittel des Staatsrates durch Wahl aus dreifachen Listen hervorgehen lassen, die anderen zwei Drittel wähle ich selbst. Da wird dann das Budget gemacht, werden die Gesetze durchberaten. So werd' ich eine wirkliche Volksvertretung haben, denn sie wird nur aus erfahrenen Geschäftsleuten bestehen; kein Geschwätz der Ideologen, kein falsches Rauschgold mehr. Dann wird Frankreich auch unter einem unthätigen Fürsten — denn es werden solche kommen — gut regiert werden, und die Art, wie man Fürsten zu erziehen pflegt, wird vollkommen ausreichen." Die Rede sollte der bestimmten Absicht dienen, Metternich und mit ihm der Welt klarzumachen, daß sein Werk, das Empire, nicht bloß auf zwei Augen stehe. Er werde schon dafür sorgen, daß es beständig bleibe, auch unter denjenigen Kaisern seiner Dynastie, denen Geist und Thatkraft nicht in dem hohen Maße wie ihm innewohnten. Gut. Daß er aber dabei das Heil nur von den Bureaukraten erwartete, ließ auch seinen Geist nicht grenzenlos erscheinen, der es nicht zu fassen vermochte, daß nur aus einem Zusammenwirken von Theorie und Praxis, nur dort, wo der Gedanke die That und umgekehrt das Werk die Idee zu berichtigen vermag, ein gesundes Staatsleben sich entfaltet, während er mit der beabsichtigten Alleingeltung der praktischen Machtfaktoren in ein ebenso unfruchtbares Extrem verfiel wie die linkischen Rechtstheoretiker, die ihm in Frankreichs Regierung voraufgegangen waren. War denn, was er als die Grundlagen des modernen Staates erkannte und mit seinen Heeren, seinen Beamten und Gesetzbüchern in der Welt

verbreitete, nicht auch einmal der Traum solcher Ideologen gewesen, die er so bitter haßte? Er mochte noch so geringschätzig über sie urteilen; ohne sie und die Frucht ihres Denkens wäre sein Name vielleicht gar nicht auf die Nachwelt gekommen.

Aber diese Pläne des Imperators aus der Zeit seines höchsten Glanzes waren seitdem durch die Ereignisse unausführbar geworden. Er beabsichtigte jetzt durchaus keine Verfassungsänderung. Er sperrte den Saal des Gesetzgebenden Körpers nicht ab, sondern eröffnete vielmehr selbst am 14. Februar 1813 dessen Sitzungen mit einer Rede, von der er wünschte, daß sie als eine Mitteilung an die Nation aufgefaßt und verbreitet würde. Dieser letzte Rest von Volksrepräsentanz war ihm jetzt ein ganz willkommenes Mittel der Verständigung. Er verwies auf den Minister des Innern, welcher den Beweis führen werde, daß zu keiner Zeit in Frankreich Handel und Gewerbe in solcher Blüte gestanden hätten wie zur Stunde. Darauf schilderte er den Verlauf des russischen Krieges in der bekannten Weise, nur daß hier zum ersten Male der „vorzeitig eingetretenen Winterkälte“ Erwähnung geschah, welche sich dann jahrzehntelang als ein wesentlicher Bestandteil der Napoleonlegende in der Geschichte zu erhalten gewußt hat. Außerdem sprach er vom Frieden mit dem Papste, von den Engländern, welche Spanien wieder hatten räumen müssen, wo die „französische Dynastie“ herrsche und auch weiterhin herrschen werde. Von der Haltung seiner Verbündeten sei er befriedigt, er werde keinen aufgeben und die Integrität ihrer Staaten aufrecht erhalten. Damit war gesagt: er will Polen, den Rheinbund und Italien, kurz die ganze Machtsphäre des verflossenen Jahres ungeschmälert festhalten und sichern, just als ob nicht ein unglücklicher Krieg seine Kräfte um eine erprobte Armee von über 400 000 Mann gemindert hätte. Aber die Welt hatte ihn ja daran gewöhnt, Außerordentliches zu wollen, und für ihn war es schon des Opfers genug, daß er seine Absichten auf die Beherrschung der Erde verschieben mußte, da die Kontinentalsperre nun nicht durchzuführen

war, England seinen Seehandel nach der Ostsee und dem baltischen Meere, nach Kadix und der Levante ungehindert weiterbetrieb, und das indische Projekt in entlegenen Fernen verschwand. Er mußte erst wieder kämpfen und siegen, unerhört siegen, um den Faden dort anzuknüpfen, wo er abgerissen war.

Wenn nun Napoleon von den Franzosen nochmals die Ausrüstung zu einem neuen Waffengange erlangte, so entstand daneben die Frage: ob er wohl auch jetzt noch über die Streitkräfte all seiner Verbündeten werde verfügen können, wie im letzten Feldzuge?

Am 18. Januar 1813 hatte er an die Fürsten des Rheinbundes geschrieben und sie zur Stellung neuer Kontingente aufgefordert. Um ihnen Mut zu machen, behauptete er, die Russen hätten sich schlecht geschlagen und nur die Kosaken sich in ihrer Art, den Krieg zu führen, tüchtig gezeigt. Die Große Armee in Deutschland, mit dem Korps von Schwarzenberg, betrage noch immer 200 000 Mann (!), die er bis zum März durch die Nationalgarden, neue Aushebungen und Zuzüge aus Italien auf eine Höhe bringen werde, die ihn jede weitere Hilfe von Seiten „seiner Völker“ entraten lassen könnte, wenn nicht — Yorck mit 20 000 Preußen abgefallen wäre. Dadurch sei die Armee genötigt worden (man merke wohl: eine Armee von 200 000 Mann) sich vor den Russen (die so schlecht fochten) hinter die Weichsel zurückzuziehen, und so sei der Krieg in die Nähe Deutschlands gerückt. Zwar wäre er mit allen Kräften bereit, die Grenzen des Rheinbundes zu verteidigen, aber die Bundesstaaten müßten doch auch die Notwendigkeit empfinden, sich daran entsprechend zu beteiligen.

Auf diesen Appell lautete die Antwort durchaus befriedigend, wenn auch die Beteiligung an den Rüstungen je nach der Entfernung von Frankreich eine geringere wurde. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin war der einzige der Rheinfürsten, der

offen von Napoleon abfiel. Alle anderen blieben treu. Am gefügigsten zeigte sich, weit gefügiger als des Kaisers eigener Bruder Jérôme, der Großherzog von Frankfurt, welcher sofort eifrigst zwei Bataillone zu rüsten begann, um Napoleon „Gelegenheit zu neuem Ruhme zu geben." Eine drückende Accise lieferte die nötigen Geldmittel. Der König von Württemberg, dessen Armeekorps von 14000 Mann auf 173 Offiziere und 143 Bewaffnete zusammengeschwunden war, eilte zu versichern, daß er sogleich, nachdem ihm das 29. Bulletin bekannt geworden sei, sich damit beschäftigt habe, sein Bundeskontingent wiederherzustellen. Jérôme von Westfalen klagte dem Bruder neuerdings seines Staates Geldnot — für sich selbst hatte er 19 Millionen in Frankreich angelegt — verstand sich jedoch auf Napoleons kategorische Zurechtweisung dazu, neben den 20000 Mann seines Pflichtteils noch Magdeburg mit Lebensmitteln für 15000 zu versehen. Da kein Geld vorhanden war, wurde schlechtweg requiriert. Bayern, das nicht weniger als 28000 Mann verloren hatte, mußte ein ganz neues Heer schaffen, was nur möglich wurde, wenn man im Jahre 1813 mehrmals konskribierte. Solche Opfer erschienen in München zu hoch, und man überlegte einen Augenblick, ob man sich nicht neutral halten sollte, ließ sich aber schließlich von den gewaltigen Rüstungen Napoleons einschüchtern und gab willig zunächst eine Division ab. Der Rest des Kontingentes wurde in einem Lager bei München unter Wrede gesammelt. Noch mehr als der bayrische Hof geriet der sächsische ins Schwanken, da er Polen in die Hände der Russen geraten und bald auch sein Land von einer russischen Invasion bedroht sah. Seine Politik wird ganz von der Haltung seiner beiden deutschen Nachbarn abhängen, von Österreich und Preußen.

Und damit ist die Hauptfrage berührt: ob die beiden deutschen Großmächte die Allianz mit Frankreich aufrecht erhalten werden oder nicht? Von ihrer Beantwortung hing in der nächsten Zeit Alles ab.

Früher noch als an den Rheinbund hatte sich Napoleon an

die Höfe von Berlin und Wien mit dem Ansinnen gewendet, ihre Kontingente zu verstärken. Darauf erfolgte der Abfall Yorcks. War das zugleich die Antwort Friedrich Wilhelms III.? Napoleon, mißtrauisch wie immer, mochte dies vermuten, gab aber dann doch den Versicherungen des preußischen Gesandten Raum, daß der König dem Schritte fernstehe. Und so war es auch. Nicht nur, daß er ihn nicht anbefohlen hatte, er fühlte sich vielmehr von dem eigenmächtigen Thun des Generals in seiner Politik geradezu gestört. Denn wenn es auch wahr war, was vertrauenswürdige Berichterstatter über das Schicksal der Großen Armee schon seit dem November nach Berlin mitgeteilt hatten, die Folge konnte doch nur sein, daß die Russen nicht versäumen würden, einen so unerhörten Vorteil auszunützen. Nun war aber die Abneigung gegen das, was man die „russische Präponderanz“ nannte, in Berlin fast ebenso groß wie die Lust, das französische Joch los zu werden. An einen Wiedergewinn der preußischen Lande jenseits der Elbe glaubte man nicht entfernt denken zu dürfen, und das im Jahre 1807 verlorene Stück Polen nahm jetzt wahrscheinlich Rußland für sich in Anspruch. Und gerade an Polen hatte Hardenberg in der letzten Zeit eifrig gedacht, ja sogar gemeint, Napoleon könnte Friedrich Wilhelm dieses Königreich verleihen, was dann einen starken Wall gegen Rußland abgäbe. So war man denn am Berliner Hofe Ende 1812 eher geneigt, sich mit Österreich, wo ebenfalls eine stark russenfeindliche Tendenz herrschte, über eine Mittelstellung zu verständigen und ein Vertrauter des Königs begab sich nach Wien. Da traf auf sicheren Wegen der Antrag des Zaren ein, man möge sich von Frankreich trennen und ihm anschließen, er wolle Preußen wieder in den Besitz seiner Machtstellung von 1806 bringen; würde jedoch der König bei seinem Bunde mit Napoleon beharren, so müßte man dies als Kriegserklärung ansehen und sich vorbehalten, das preußische Land zu teilen.

Das war keine leere Drohung. In Alexanders Abmachungen mit Bernadotte zu Åbo war von der Annexion Ostpreußens

bis zur Weichsel die Rede gewesen, die der Kronprinz von Schweden gleichsam als Äquivalent für das versprochene Norwegen zugestand. Und jetzt noch hielt eine starke Partei in der Umgebung des Zaren daran fest, man solle auf die Bedingung der Weichselgrenze hin Frieden mit Napoleon machen. Diese Partei — Kutusow und Rumänzow gehörten zu ihr — drang aber nicht durch. Alexander gab vielmehr einer anderen Auffassung Raum, die ein junger Diplomat, Nesselrode, mit Glück vertrat. Rußland thue ein langer und sicherer Friede not, meinte der; ein solcher sei nur zu gewinnen, wenn durch entscheidende Siege über Frankreich dessen Übergewicht endgiltig zerstört und das alte Gleichgewicht der Mächte wiederhergestellt werde. Zu solchem Unternehmen sei Rußland allein nicht im Stande und bedürfe der Unterstützung der Mittelmächte. In diesem Sinne erfolgte dann die Eröffnung an Preußen. Der Zar verzichtete damit auf das ostpreußische Land. Allerdings nicht auch auf die Erwerbung des Herzogtums Warschau, in dessen Gebiet er eben einrückte. Wir erfahren, daß er nun wieder, wie im Jahre 1811, eifrig das Projekt eines einigen Polens unter seiner Herrschaft d. i. in Personalunion mit Rußland erwog. Nur die Rücksicht auf die öffentliche Meinung daheim, die den Polen abträglich sei, und die andere auf Österreich und Preußen hinderten ihn, damit schon jetzt hervorzutreten, wie er am 13. Januar 1813 an Czartoryski schreibt. Diese Absicht mußte aber notwendig eine Verständigung mit Friedrich Wilhelm III. erschweren, und es kam nun ganz besonders darauf an, ob dessen Abgesandter Knesebeck in Wien fand, was er suchte: die Bereitwilligkeit zu einer gemeinsamen bewaffneten Vermittlung, um einerseits die Schwächung Frankreichs auszunützen und andrerseits einem drohenden Übergewicht Rußlands vorzubeugen.

Nirgends war man mehr erstaunt über den Ausgang des russischen Feldzugs als am Hofe Franz I. Noch im Oktober hatte Metternich, der es nach Abschluß der französisch-preußischen Allianz passend gefunden hatte, Hardenberg näherzutreten, dem-

selben vertraulich geschrieben, er halte nach der Art, wie die Russen den Krieg führen, die europäische Existenz ihres Staates für verloren, und da man auch in England die Notwendigkeit des Friedens fühle, beabsichtige er eine allgemeine Pazifikation in Anregung zu bringen. Das war in der That sein Vorhaben. Um nun aber die Rolle des Vermittlers mit Anstand spielen zu können, meinte der Minister die geringen Kräfte des verarmten Donaustaates möglichst schonen zu müssen, was übrigens schon während des ganzen Feldzugs sein Bestreben gewesen war. Denn schon im April 1812 hatte er dem russischen Botschafter Stackelberg in Wien den ostensiblen Teil des Allianzvertrags mit Frankreich unter der Versicherung mitgeteilt, daß Österreich sein Hilfskorps gewiß nicht über 30000 Mann erhöhen, sonst aber nur zu seiner Verteidigung rüsten werde. Rußland, dem die Sicherheit von der österreichischen Grenze her ebenso willkommen war, wie den Österreichern die von der russischen, antwortete mit der Bereitwilligkeit, im Falle seines Sieges den Interessen des wiener Hofes nicht entgegenhandeln zu wollen. So war es zu einer Art ungeschriebener Konvention zwischen den zwei erklärten Feinden gekommen, und die politischen Beziehungen zwischen ihnen wurden nur äußerlich abgebrochen. An ein Einverständnis, welches seine Spitze gegen Napoleon kehrte, ist dabei nicht entfernt zu denken.*) Österreich gewann, daß es sich stärken konnte, ohne von russischer Seite gestört zu werden. Den Krieg gegen Rußland hat es darum nicht, wie gesagt worden ist, als bloßen Scheinkrieg geführt, sondern eben nur wie eine Macht, die ihr bißchen Streitkraft zu Rate hält, weil sie unbedingt muß. Wenn jetzt aber, nach dem Feldzuge, Napoleon von seinem Schwiegervater forderte, er solle sein Hilfskorps, welches mit den Sachsen unter Reynier und einer französischen

---

*) Hat doch zur selben Zeit der österreichische Gesandte Neipperg in Stockholm die schwedisch-russische Verbindung zu stören gesucht, was in Petersburg bekannt wurde. (Martens, Recueil III. 86.)

Division nach Warschau zurückgegangen war, verdoppeln, damit es die Russen beschäftige, während er neue Armeen aushob, so war dies so gänzlich den wiener Absichten entgegen, daß keine zustimmende Antwort erfolgen konnte. Aber auch die Ablehnung durfte nicht schroff und ohne weiteres ausgesprochen werden, um nicht Mißtrauen zu erwecken. Was war zu thun?

Eine Auskunft fand Metternich darin, daß er jetzt seine Pazifikationsidee erst recht vornahm und durch einen besonderen Abgesandten — General Bubna — bei Napoleon versichern ließ, nur ein allgemeiner Friede auf breiter Basis könne die Wunden des letzten Feldzugs heilen und die neue französische Dynastie befestigen. Zugleich ließ er in London zum Frieden raten. Der Franzosenkaiser lehnte die österreichische Intervention nicht ab, aber seine Eröffnungen an Bubna gewährten so gut wie keine Aussicht auf Vergleich: Spanien werde im Besitze seiner Familie bleiben, nur seine Truppen sollten es räumen, und auch nur dann, wenn die Briten Sizilien verlassen wollten, Murat behalte Neapel, keines der durch Senatsbeschlüsse mit Frankreich vereinigten Länder (Piemont, Rom, Toskana, Holland, Wallis, das Hansegebiet, Oldenburg 2c.) werde er aufgeben, vom Herzogtume Warschau nicht ein Dorf. Dagegen wolle er, wenn Kaiser Franz sein Korps verdoppele, für Subsidien sorgen. Er lebte eben ganz in der Erneuerung des Krieges. Kaum hatte man in Wien diese Sicherheit, so richtete Metternich all sein Trachten nur noch dahin, den Lärm der Waffen von Österreich fernzuhalten. Er lehnte zwar die Forderung Napoleons auf Verdoppelung des Hilfskorps ab, trat jedoch keineswegs auf die Seite seiner Gegner. Er verschanzte sich hinter seine Rolle als Friedensprediger, vermied es aber noch sorgfältig, als Friedensvermittler mit bestimmten Bedingungen, die er hätte verteidigen müssen, aufzutreten, denn dazu war man finanziell und militärisch noch lange nicht in der Lage. Er ermutigte Hardenberg zur offenen Parteinahme für Rußland, weil dadurch der Krieg bestimmt im Norden blieb, unterließ es aber, sich für den Heim-

fall des Herzogtums Warschau an Preußen bei Rußland zu verwenden, woran die wiener Mission Knesebecks scheiterte. Um jede Kollision zu vermeiden, ließ er das Hilfskorps nicht von Warschau nach Kalisch — wie es der Vizekönig Eugen, der Murat im Oberbefehl der trümmerhaften Armee abgelöst hatte, verlangte — sondern nach Abschluß eines Waffenstillstandes mit den Russen nach Krakau gehen, „um es für den kommenden Feldzug zu schonen“, wie in Paris versichert wurde. Das war noch nicht der Abfall von Napoleon, wohl aber „der erste Schritt dazu“; so nannte es der Franzosenkaiser selbst. Der erkannte sofort alle Nachteile dieser Maßregel, die Eugen, seines Stützpunktes rechter Hand beraubt, zwingen mußte, von der Weichsel zur Oder zurückzuweichen. Die Russen gewannen freie Bahn vorwärtszugehen.

Ihr Vorrücken drückte aber wieder auf ihre Verhandlungen mit Preußen und mußte dieselben zu einem Abschluß bringen. Friedrich Wilhelm III. war durch die exklusiv österreichische Politik, welche Metternich verfolgte, empfindlich berührt. Er war noch immer derselbe, als den wir ihn in den Krisen von 1805, 1809 und 1811 kennen lernten; auch jetzt noch lebte er der (nicht eben grundlosen) Überzeugung, daß Napoleon nur durch ein Zusammengehen von Rußland, Preußen und Österreich zu besiegen sei, und nur mit Widerwillen entschloß er sich zu Separat-Unterhandlungen mit Alexander. Er hatte Yorck desavouiert, dennoch aber durch denselben Boten, der dem General seine Absetzung ankündigen sollte, dem Zaren insgeheim ein Bündnis in Aussicht stellen lassen, wenn er ihn durch rasches Vorrücken gegen Napoleon schützen und seine polnischen Pläne einschränken wolle. Als Alexander hierauf beruhigend antwortete — er schrieb am selben Tage jenen Brief an Czartoryski! — ließ sich der König zur Abreise von Potsdam nach Breslau bewegen, um aus der Nähe der Franzosen, die Berlin besetzt hielten, fortzukommen (22. Januar 1813). Dem Franzosenkaiser ließ er trotzdem immer noch den Weg offen, sich durch Bezahlung einer durch die letzten

großen Armeelieferungen aufgelaufenen Schuld von 90 Millionen Franken oder durch feste Territorialversprechungen Preußens aufs Neue zu versichern. Napoleon that weder dies noch jenes; er begnügte sich, dem preußischen Gesandten ganz obenhin von Teilen des Herzogtums Warschau und des Königreichs Westfalen zu sprechen, ohne sich im Geringsten zu binden, und erleichterte damit Alexander seine Werbung. Am Tage, da der betreffende Bericht des Gesandten aus Paris in Breslau eintraf, bewog Hardenberg, der bereits für Rußland gestimmt war, den König, eine Rüstungskommission einzusetzen, zu der Scharnhorst beigezogen wurde (28. Januar). Doch dachte Friedrich Wilhelm noch keineswegs an Krieg an der Seite des Zaren. Wenn er am 12. Februar die Linientruppen in Schlesien und Pommern mobil machte, so geschah es nur zur Sicherung gegen einen möglichen Überfall durch die Franzosen, etwa von Berlin her, wo eine Division unter Grenier eingerückt war, und wenn er Knesebeck zu Alexander sandte, um über einen Bundesvertrag zu unterhandeln, so war seine Absicht dabei zunächst nur, durch den Rückhalt an Rußland gesichert, Napoleon einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der die französischen Truppen links der Elbe, die russischen rechts der Weichsel halten und die Einleitung zu einem Frieden, etwa auf der Basis von Lünéville oder Amiens, bilden sollte. Einen Vernichtungskrieg gegen Napoleon zu führen, war vorerst durchaus nicht sein Wille.

Das war aber der Wille seines Volkes. Und wenn dieses auch im Jahre 1809 noch nicht stark genug gewesen war, den König mit sich fortzureißen, jetzt sollte es gelingen. In Denkschriften, Petitionen und Adressen, in Zuschriften ergebener Generale war es dem Monarchen nahegelegt worden, daß jeder Preuße den Krieg gegen Frankreich, dessen Druck man so tief und schmerzlich empfunden, als einen heiligen ansehe. Und wie ernst es der Bevölkerung damit war, sah man, als die Rüstungskommission am 3. Februar die Wohlhabenden und Intelligenten aufforderte, als freiwillige Jäger ins Heer einzutreten, und

einige Tage nachher für das Alter vom 17. bis zum 24. Jahre jede Ausnahme von der Dienstpflicht aufhob und damit allgemeine Wehrpflicht verkündete. Da zogen sie in hellen Scharen herbei, von Begeisterung und Kampfeslust durchglüht, und griffen gierig nach den Waffen, die man ihnen reichte, während Andre, die nicht mitfochten, fast ihre letzte Habe opferten, nur um die Franzosen zu bekämpfen — gewiß zu keinem andern Zwecke, der König mochte beschließen was er wollte. Es war ein revolutionärer Drang im preußischen Volke, wie damals, als vor vier Jahren Friedrich Wilhelm zauderte, nur noch stärker.*) Dazu kam, daß man sich nicht bloß als Preußen, sondern voraus als Deutsche fühlte und sich, wie die Österreicher im Jahre 1809, als „Nation konstituierte", während der König und seine nächsten Vertrauten auf dem Boden des territorialen Partikularismus verharrten. Diese deutschnationale Bewegung im Volke kam aber dem Zaren insofern zu statten, als sie auf den Besitz polnischen Landes unendlich viel weniger Gewicht legte als die Berliner Kabinettspolitik, und Alexander brauchte sie nur wirksam zu unterstützen, um für seine heimlichen Pläne auf Warschau Raum zu bekommen. Er sandte deshalb Stein mit Vollmacht nach Königsberg, damit er dort die Landstände einberufe und sie zu Geldgaben und Rüstungen vermöge, denselben Stein, der als das Haupt der nationalen Partei galt, welche über die Grenzen der deutschen Staaten hinweg nur ein einiges Deutschland erblickte. „Ich habe nur ein Vaterland", hatte er im Dezember 1812 geschrieben, „das heißt Deutschland; mir sind die Dynastieen in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgiltig." In Königsberg erreichte er seinen Zweck vollauf. Der Landtag genehmigte mit Freuden Yorcks Forderungen in betreff der Komplettierung seines Korps und ein von Clausewitz entworfenes Landwehrgesetz, im Ganzen die Stellung von ungefähr 40 000 Mann, und öffnete die ostpreußischen

---

*) Siehe Band II. S. 210.

Seehäfen — alles ganz unabhängig vom Hofe und so, als ob der König dieses Landes bereits endgiltig die russische Partei ergriffen hätte.

Das war aber noch lange nicht der Fall. Vielmehr gerieten die Unterhandlungen zwischen Knesebeck und Alexander in Kalisch ins Stocken, weil Jener über seine Instruktion hinaus, und hartnäckiger als dieselbe es vorschrieb, die Rückgabe aller ehemaligen Besitzungen Preußens in Polen vertrat, wovon der Zar nichts wissen wollte. Erst als dieser auf den Vorschlag Steins über den unbequemen Unterhändler hinweg in Breslau selbst einen Vertrag vorlegen ließ, kam es dort unter dem Eindruck der immer wachsenden Bewegung in Volk und Armee am 27. Februar zum Abschluß. Am nächsten Tage wurde das Abkommen auch in Kalisch unterzeichnet. Man verbündete sich zu Schutz und Trutz zum Zwecke der Befreiung Europas und zunächst der Restauration Preußens in seiner Macht von 1806. Rußland garantiert seinem Alliierten den Besitz Altpreußens, Friedrich Wilhelm giebt seine ehemalige polnische Provinz auf und begnügt sich mit einem Landstrich, der Ostpreußen mit Schlesien verbindet. Beide Mächte werden dahin trachten, Österreich für ihre Sache zu gewinnen, und Rußland wird Preußens Bemühungen um englische Subsidien unterstützen. Zur Herstellung der alten Macht des Hohenzollernstaates sind Eroberungen in Norddeutschland — nur Hannover um Englands willen ausgenommen — bestimmt. Im Artikel III verpflichtete sich der König, seine Streitkräfte durch das Aufgebot einer Landwehr zu vermehren, und am 17. März 1813 erschien das betreffende Edikt, begleitet von einem markigen Aufruf „An mein Volk“ zum Befreiungskriege von dem so lange erduldeten Druck fremder Willkür. Am selben Tage überreichte Hardenberg dem französischen Gesandten Saint-Marsan die Kriegserklärung.

So hatte in Breslau die Nationalpartei über die Territorialpartei den Sieg davongetragen, und bald kam die nationale Tendenz der russisch-preußischen Verbindung in einem neuen Ver-

trage vom 19. März 1813 zum Ausdruck. In einer Proklamation an alle Deutschen des Rheinbundes wollte man die Befreiung Deutschlands vom herrschenden Einflusse Frankreichs als Zweck hinstellen, zu dem alle mitwirken sollten; jeder Fürst, der nicht innerhalb einer bestimmten Frist dem Aufruf entsprochen haben würde, sollte mit dem Verluste seiner Staaten bedroht werden. Wenige Tage darauf ward ein Aufruf Kutusows, des Befehlshabers der alliierten Armeen, „An die Deutschen" veröffentlicht, worin die Drohung gegen jene Fürsten noch deutlicher ausgesprochen war, „welche der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben wollen"; sie seien „reif zur Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen." Eine Zentralverwaltungskommission von vier Bevollmächtigten Preußens und Rußlands — Stein voran — sollte in den besetzten Gebieten die Administration ausüben, requirieren, eine Landwehr ausheben 2c. Dabei war es vor allem auf Sachsen abgesehen, wohin sich der Vizekönig von der Oder weg über Berlin begeben hatte, um es aber noch im März auf besonderen Befehl Napoleons vor den Russen zu räumen und eine feste Stellung bei Magdeburg zu beziehen. Alexander hatte sich zu Knesebeck und andern Vertrauten geäußert, zu Preußens Vergrößerung wäre eben Sachsen, anstatt des polnischen Gebietes, besonders geeignet, was in Breslau Eindruck gemacht haben mag. König Friedrich August war mit zwei Reiterregimentern fort nach Regensburg gezogen, und sein Minister Senfft meinte den Staat am besten aus der Affaire ziehen zu können, wenn er die sächsischen Truppen in Torgau sowohl den Franzosen als den Verbündeten vorenthielt und heimlich ein Bündnis mit Österreich verabredete, welches die Integrität des deutschen Besitzes und für Warschau eine Entschädigung zugestand, wogegen Sachsen mit 30000 Mann die Friedenswerbung des Kaisers Franz unterstützen wollte (20. April 1813). Ein Aufstand des sächsischen Volkes und dessen Vereinigung mit den Preußen, wie die Alliierten gehofft haben mochten, blieb aus, wenn man auch in Dresden,

erbittert über die von dem retirierenden Davoût angeordnete Sprengung der steinernen Brücke, den beiden Monarchen zujubelte, als sie am 23. April in die Stadt einzogen.

Scheiterte hier noch der Apell an das Nationalgefühl, so kam es dafür an andern Orten zu Aufständen, die schon der Nähe der Franzosen wegen ohne nachhaltige Wirkung bleiben mußten: in Hamburg, wo Mitte März ein Kosakenstreifkorps erschien und mit Jubel empfangen wurde, in Oldenburg und an andern Strandorten, wo übereilte Gewaltthat gegen französische Zöllner und Gendarmen später zu argen Repressalien führte, als die Russen wieder umkehren mußten und eine französische Mobilkolonne an ihrer Stelle erschien. Hätte der Preußenkönig zwei Monate früher, als alle Welt noch unter dem frischen Eindruck der Katastrophe des großen Heeres stand, das System gewechselt und die nationale Partei ergriffen, er hätte damit unter den westdeutschen Völkerschaften reichen Anhang gewinnen und der Aufruf an die Nation allenthalben ein Echo finden können.*) Jetzt freilich, wo Napoleon eine neue Armee aus der Erde gestampft und seine Vasallen jenseits des Rheins aufs neue an sich gefesselt hatte, war diese Wirkung nicht mehr zu erzielen. Die Verbündeten waren, wenn sie siegen wollten, nur an sich selbst und die Hilfe der auswärtigen Mächte gewiesen.

Der breslauer Vertrag vom 27. Februar sollte außer Österreich auch Schweden und England mitgeteilt werden. Diese beiden Staaten wurden nun durch Rußland, welches seit einem Jahre mit ihnen verbündet war, in ein näheres Verhältnis zueinander gebracht. England garantierte dem Kronprinzen Karl Johann die künftige Erwerbung Norwegens und versprach ihm die Insel Guadeloupe und entsprechende Subsidien, wenn er mit 30000 Mann in den Festlandskrieg gegen Frankreich eintreten wolle. Napoleon, welcher dergleichen voraussehen mochte, hatte

*) Am 29. Januar noch sagte Fürst Hatzfeldt in Paris zu Napoleon, wenn jetzt der Brand in Preußen ausbräche, würde er ganz Deutschland entzünden, und der Kaiser fiel ihm bei.

Ende Februar 1813 durch einen geheimen Boten noch einen Versuch gemacht, sich Bernadotte zu versöhnen, da er aber wieder nicht Norwegen, sondern nur Pommern und unbestimmte Ländereien zwischen Elbe und Oder — die bekannte Teilung Preußens — anbot, scheiterte auch jetzt die Unterhandlung. Am 3. März wurde der schwedisch-britische Vertrag abgeschlossen, und am 23. schickte der Kronprinz einen offenen Absagebrief an seinen früheren Souverän. Natürlich trat nun auch Preußen, das bis jetzt im Kriege mit England gestanden hatte, zu dieser Macht in ein Bundesverhältnis, welches für Friedrich Wilhelm III. die nötigen Subsidien ergab. Und um diesen Monarchen um so sicherer beim Kriege und damit Rußland bei der Offensive festzuhalten, gab man in London das Projekt auf, zwischen Schelde und Elbe ein welfisches Königreich unter einem britischen Prinzen zu gründen, wie man vorhatte. Der Plan Pitts wurde wieder lebendig: im Kampfe gegen die französische Übermacht das Gleichgewicht der Staaten herzustellen und mit ihm dem britischen Export die alten Märkte wiederzugewinnen. Man holte die alte Karte Europas wieder hervor, die er aufzurollen befohlen hatte, denn sie sollte wieder zur Geltung kommen. Das war nicht mehr die Stimmung, die Metternich an der Themse voraussetzte, als er dort seine guten Dienste für einen allgemeinen Frieden anbieten ließ, in welchem England Napoleon durch überseeische Abtretungen dazu bringen sollte, daß er sich auf dem Kontinent einschränkte und Ruhe hielt. Das Londoner Kabinett ging hierauf jetzt nicht mehr ein. Die Stelle in Napoleons Thronrede über Spaniens Zukunft verbürge allein schon die Aussichtslosigkeit des Schrittes, sagte man.

Das wirkte natürlich auf die Wiener Politik zurück. Denn wenn man hier die Friedensstifterrolle festhalten wollte — und das wollte man schon der eigenen Unabhängigkeit wegen und um von der französischen Allianz loszukommen — so mußte man jetzt dem Franzosenkaiser jene Einschränkungen nahelegen, ohne ihn zunächst dafür entschädigen zu können, und, da er wohl

kaum gutwillig darauf einging, gerüstet sein, damit diesen Propositionen durch Machtmittel Nachdruck gegeben werden könne. Mit andern Worten: Österreich mußte die Haltung des unbewaffneten Intervenienten mit der des bewaffneten Vermittlers vertauschen. Um darin stark zu sein, knüpfte Metternich jenes Band mit Sachsen, versuchte er, Murat, Baiern, ja — wie es heißt — sogar Jérôme für seine Partei der neutralen Mediation zu gewinnen. Diese Wandlung vollzog sich zu einer Zeit, als Napoleon eben im März 1813 einen neuen Gesandten, den Grafen Narbonne, nach Wien gesandt hatte, um auch hier wieder die Teilung Preußens und den Gewinn Schlesiens in Aussicht zu stellen, wenn sein Schwiegervater mit 100 000 Mann an seiner Seite weiter kämpfen wollte. Metternich lehnte ab, und als der Sendbote verlangte, es solle wenigstens das Hilfskorps den im Januar geschlossenen Waffenstillstand kündigen, antwortete er, die Russen selbst hätten ihn bereits gekündigt, verschwieg aber weislich, daß dies auf Österreichs Wunsch und nach Abschluß einer besonderen Konvention vom 29. März geschehen sei, damit sich das Korps vor überlegenen Kräften völlig nach Galizien und von da nach Böhmen ziehen konnte, wo ein neues Heer zu Zwecken der Vermittlung des Kontinentalfriedens gerüstet wurde. Ob dasselbe in Aktion trat? Das hing davon ab, ob Napoleon „vernünftig" wurde, wie Franz I. es nannte, d. h. ob er auf sein drückendes Übergewicht in Europa verzichtete. Die Lage war, wie sie Talleyrand in Paris dem dort wieder eingetroffenen Fürsten Schwarzenberg mit den Worten zeichnete: „Der Augenblick ist da, wo der Kaiser Napoleon König von Frankreich werden muß." Der scharfsichtige Mann wußte genau, daß er damit einen unlösbaren Widerspruch ausdrückte.

Es war ursprünglich Napoleons Absicht gewesen, erst im Mai die Offensive zu ergreifen. Noch Mitte März spricht er in Briefen an Eugen davon, und daß er nicht bloß mit der von diesem befehligten Elb-Armee, sondern auch mit einer zweiten,

in Mainz und Erfurt gesammelten Main-Armee im Norden Magdeburgs die Elbe überschreiten und in Gewaltmärschen über Stettin nach Danzig rücken wolle, wo Rapp mit etwa 30 000 Mann des Entsatzes harrte. Er meinte für diese Bewegung bis zu jener Zeit 300 000 Mann zur Verfügung zu haben, um sich in den Besitz der unteren Weichsel zu setzen. Dann mußten die Russen zurück, Preußen fiel in seine Hände, und wir sahen bereits, wie er in seinen Anerbietungen den Staat der Hohenzollern aufteilte. Es war eine große Konzeption, wenn auch noch lange kein Kriegsplan. Bald — nach ein paar Wochen schon — ward sie fallengelassen. Die Allianz der nordischen Mächte mit ihren insurrektionellen Tendenzen, der drohende Verlust Sachsens, namentlich aber Österreichs immer deutlicher zu Tage tretende Unverläßlichkeit änderten das Vorhaben. Napoleon kam zu der Überzeugung, daß er je eher je besser das Gewebe der Diplomatie mit seines Schwertes Schärfe zerschneiden müsse, um die Schwankenden durch das Machtwort des Siegers und das Gut des Besiegten wieder an seine Seite zu bringen. Darum entschloß er sich den Krieg früher, als er vorhatte, zu beginnen. Am 15. April 1813 verließ er St. Cloud und war zwei Tage später in Mainz.

Was er hier und bald darauf in Erfurt von den Zurüstungen zu sehen bekam und was er an Truppen Revue passiren ließ, konnte ihn nicht eben mit großer Zuversicht erfüllen. Zwölf Armeekorps sollte — außer der Garde — sein neues Heer umfassen. Davon waren aber vor erst nur sieben zu seiner Verfügung, und von diesen stand das erste unter Davoat im Hannoverschen, um die untere Elbe zu dominieren, und kam für die Offensive nicht in Betracht. Zwei andere (47 000 Mann) befehligte Eugen, und den Rest, etwa 135 000 Mann, führte der Kaiser selbst Ende April nach Sachsen.*)

*) Die eingehendsten Forschungen über die französische Armee des Jahres 1813 sind jüngst in den Jahrbüchern f. d. deutsche Armee und Marine, 1888, veröffentlicht worden, deren Ziffern hier angenommen sind. Sie

Es waren demnach nur wenig über 180 000 statt der 300 000 Krieger, mit denen er noch vor einem Monate gerechnet hatte, und da der Feldzug früher als ursprünglich vorgesehen war begann, ließ auch deren Ausrüstung viel zu wünschen übrig. Vor allem fehlte es noch an Kavallerie. Die ganze Armee — das Korps Davoûts abgerechnet — hatte nicht mehr als 10 000 Reiter, und von diesen waren die Rekruten in der kurzen Zeit mit ihren Pferden noch nicht vertraut geworden. Die Infanterie hatte die Waffen spät bekommen und sich erst auf dem Marsche einüben können. Die besten Geschütze waren in Rußland verlorengegangen oder standen jenseits der Pyrenäen; man mußte die zurückgestellten älteren schwerbeweglichen Kanonen hervorholen. Aber auch sonst fehlte es allerorten: voraus an Offizieren, und soviel man deren auch aus Spanien heranzog, sie genügten nicht. Insbesondere schlecht bestellt war es um den Generalstab. Die Korps von Marmont und Oudinot hatten gar keinen. Dazu Mangel an Sanitätspersonal und eine elende Administration. So war es im Ganzen ein ungenügend gerüstetes Rekrutenheer, das jetzt den Riesenkampf um die Weltherrschaft erneuern sollte. Welcher Unterschied gegen das Vorjahr! Napoleon fühlte wohl, daß er das volle Gewicht seiner genialen Persönlichkeit hinzulegen mußte, wenn er siegen wollte. „Ich werde", sagte er, „diesen Krieg als General Bonaparte und nicht als Kaiser führen."

Einen Vorteil hatte er übrigens außerdem noch auf seiner Seite: er war den Gegnern an Zahl der Truppen doch weit überlegen. Der frühe Losbruch traf auch die Alliierten mitten in ihren Rüstungen. Erst Ende Mai, schrieb Scharnhorst am

---

gewinnen durch die annähernd gleiche Schätzung Jominis (Précis des campagnes etc. I. 237) an Gewicht. Dieser zählt dem Kaiser 140 000, dem Vizekönig 40 000 Mann zu, ohne die Abteilungen Davoûts und Victors. Die Angaben Thiers sind zu hoch, die Camille Roussets zu niedrig gegriffen. Die Ziffern in den deutschen Quellenschriften von Clausewitz, Odeleben, Müffling u. A. sind sämtlich irrig.

2. April, werde die preußische Armee etwas leisten können, vorher habe man viel vom Glück zu erwarten. Von den Russen war nach den Einbußen des letzten Feldzugs und nach der Einschließung der von Franzosen noch immer besetzten Festungen an der Weichsel und an der Oder nur wenig für den offenen Kampf übrig geblieben, kaum über 50 000 Mann, die mit den etwas stärkeren Preußen in drei Armeen unter Wittgenstein, Blücher und Tormassow (statt des erkrankten Kutusow, der noch Ende April starb) vorrückten. Nur an Kavallerie hatten die Alliierten mehr als das Doppelte, ein Vorzug, der auf den Gang der Kriegsereignisse nicht ohne Einfluß sein sollte. Als jetzt Napoleon von Erfurt auf Leipzig heranrückte, vereinigten sich diese Heerteile zwischen der Elster und Pleiße, und Wittgenstein, dem der Oberbefehl übertragen ward, beschloß, am 2. Mai bei Pegau in der Richtung auf Lützen in die Flanke des marschierenden Gegners vorzustoßen.

Einer solchen raschen Offensive versah sich der Franzosenkaiser keineswegs, wenn er auch von der Konzentration der Feinde und ihrer Stellung bei Pegau Kunde erhalten hatte. Er dachte vielmehr, nachdem er Fühlung mit Eugen gewonnen, selbst von Leipzig herab auf des Gegners rechten Flügel und in dessen Rücken zu fallen. Am 1. Mai war er bei Lützen auf die russische Vorhut getroffen und hatte sie in östlicher Richtung zurückgeworfen; dann hatte das Ney'sche Korps ostwärts dieser Stadt Posto gefaßt, indes Eugen von Markranstädt nach Leipzig rückte und die übrigen Korps von Marmont, Bertrand &c. einzelweise auf der Linie Naumburg-Lützen herankamen. Napoleon war eben am nächsten Morgen vor Leipzig angelangt, wo eine detachierte feindliche Division Widerstand leistete und ihn glauben ließ, er habe hier stärkere Massen zu bewältigen, als ihn plötzlich heftiger Kanonendonner im Rücken eines anderen belehrte: er zweifelte nicht, Neys Truppen waren von überlegenen Kräften attakiert worden. Sofort entschloß er sich, die im Marsch überraschte Armee halten, Eugen von Markranstädt südwärts, Mar-

mont ostwärts zur Rechten Neys avancieren zu lassen und den Letzteren durch die Garde als Reserve von Lützen her zu unterstützen. Mittlerweile konnte auch Bertrand rechts von Marmont des Feindes linken Flügel bedrohen, indes ein Korps der Eugenschen Armee unter Lauriston sich Leipzigs bemächtigte. Das alles war im Fing erdacht und angeordnet worden. Es handelte sich nun nur darum, ob Neys Rekruten dem Angriff solange Stand hielten, bis die anderen Heeresteile in die Schlachtlinie eintreten konnten. Und was man kaum zu hoffen gewagt, geschah. Die jungen, ungeübten, schlecht verpflegten Mannschaften, die dem Rufe des Kaisers nur mißmutig und widerwillig gefolgt waren, schlugen sich jetzt mit der größten Hartnäckigkeit gegen die Bravour der Preußen und waren erst am Nachmittage nach langen blutigen Kämpfen aus den von ihnen besetzten Dörfern — Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Kaja — vertrieben und in Unordnung gebracht. Unterdessen hatte aber Marmont in das Gefecht eingreifen, Bertrand sich in seiner drohenden Haltung zeigen können, und als vollends Napoleon im Centrum die Garde vorschickte, um Kaja und die anderen Ortschaften wieder zu erobern, und ein Korps des Vizekönigs unter Macdonald die rechte Flanke des Feindes angriff, mußte dieser der Übermacht weichen, und die Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen war von den Franzosen gewonnen. Napoleon hatte sich an diesem Tage mehr als je exponiert, um die neuen Truppen zu befeuern. Zum Lohne bekam er auch von den jüngsten seiner Soldaten, ja selbst von Verwundeten und Verstümmelten, das enthusiastische Vive l'Empereur! seiner alten Krieger zu hören.

Freilich, ein so vollkommener Sieg, wie er sich ihn mit der Umarmung des Feindes über Leipzig gedacht haben mochte, war nicht errungen, und es war auch nicht unbedingte Notwendigkeit gewesen, daß die Verbündeten sofort des Nachts über die Elster und dann weiter bis an die Elbe zurückgingen. Napoleon, der etwa 120 000 Mann in der Schlacht gehabt haben mochte, hatte

größere Einbußen erlitten als seine Gegner: über 20 000 Mann waren tot oder verwundet und darunter sehr viel Offiziere, die er schwer entbehrte. Kein Gefangener, kein Geschütz war erbeutet worden. Der Mangel an Reiterei und die doch zu geringe Spannkraft der jungen Infanterie ließen eine wirksame Ausnutzung des Sieges nicht zu. Die Vorhutgefechte der nächsten Tage waren ohne Belang. Gleichwohl war der Sieg bei Lützen nicht ganz ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse: er brachte Sachsen wieder an Napoleons Seite. Der Kaiser zog am 8. Mai in die Altstadt Dresden ein und ließ von hier aus den in Prag weilenden König auffordern, sich als Feind oder Freund zu erklären, worauf Friedrich August, trotz seines Abkommens mit Österreich, das Letztere wählte und Napoleon seine Garde-Kavallerie und die gesamte Garnison von Torgau zur Verfügung stellte. Ney brach mit drei Korps nach dieser Festung auf, um die Sachsen aufzunehmen und zugleich durch das Überschreiten der Elbe die Verbündeten bei Dresden von diesem Flusse fortzunötigen. Am 11. Mai ist denn auch die Neustadt von ihnen geräumt worden, und erst hinter der Spree wird das preußisch-russische Heer von neuem Posto fassen.

Die wichtigste Frage aber hat der unvollkommene Sieg von Lützen nicht, wie Napoleon gehofft, entschieden: Österreich hielt auf der eingeschlagenen Bahn nicht inne. Kaum war die Kunde davon nach Wien gelangt, als Metternich alsbald den Grafen Philipp Stadion, den Minister des Kriegsjahres 1809, in das Hauptquartier der Verbündeten sandte, um dort die Donaumacht nun schon als bewaffneten Vermittler anzukündigen und Bedingungen mitzuteilen, für deren Durchführung der Wiener Hof sich mit allen Kräften einsetzen wolle. Das Minimum derselben war: Auflösung des Herzogtums Warschau, Verzicht Napoleons auf die überrheinischen Departements (Holland, Oldenburg, Hansestädte), Verzicht auf das Protektorat über den Rheinbund, Wiederherstellung Preußens, Abtretung Illyriens und Dalmatiens an Österreich, welches auch eine neue Grenze

gegen Baiern erhalten sollte. Neue Erfolge des Feindes im Felde würden diese Bedingungen allerdings ermäßigen, die politische Haltung Österreichs jedoch nicht ändern. Dieselben Bedingungen waren es, die Metternich Napoleon annehmbar zu machen gehofft hatte, wenn es ihm gelang, England zur Herausgabe von Kolonieen zu vermögen. Wie wir sahen, hatte die Weigerung Großbritanniens diesen Plan vereitelt.

Wie wenig die letzte Aktion angethan war, Kaiser Franz in die abhängige Allianz des Vorjahres zurückzubringen, ward Napoleon sofort klar, als in seinem Hauptquartier zu Dresden Graf Bubna erschien, um das Programm Österreichs folgendermaßen auseinanderzusetzen: ein allgemeiner Friede sei nur durch Abtretungen von seiten des Empire möglich, wofür England Ersatz zu leisten habe; da nun dieses sich zur Zeit weigere, so müsse der Imperator den Anfang machen; dann werde das durch den Kontinentalfrieden isolierte Inselreich auch seinerseits nachgiebig werden. Mußte diese letzte Bemerkung Napoleon nicht wie eine hohle Phrase in die Ohren klingen, ihm, der seit Jahren gerade diese Isolirung Englands mit allen Mitteln vergeblich betrieben hatte? Er gewann die Überzeugung, daß Österreich seinen Gegnern bereits weit näher stehe als ihm, und ergriff sofort seine Maßregeln. Dem Kaiser Franz schrieb er: er wünsche zwar den Frieden mehr als irgendeiner, sei bereit, einen Kongreß zu beschicken, auf welchem selbst die Vertreter der spanischen Insurgenten Platz finden könnten, und auch dem von Bubna vorgebrachten Gedanken eines Waffenstillstandes während der Unterhandlungen sei er geneigt, nur in Englands Augen lächerlich wolle er nicht werden, lieber an der Spitze aller hochherzigen Franzosen sterben. Zur selben Stunde wies er den Vizekönig, der nach Italien gereist war, an, bis längstens Ende Juni eine neue Armee zu sammeln, die 60 bis 80 000 Österreicher im Süden festhalten könne, wovon man die Kunde eifrig nach Wien verbreiten solle, um dort einzuschüchtern.

Da er aber immer mehrere Sehnen auf seinem Bogen hatte,

machte er zugleich auch den Versuch, sich ohne Österreichs aufdringliche Vermittlung, die ihm Opfer zumutete, mit dem geschlagenen Zaren zu verständigen. Caulaincourt sollte mit dem Antrag auf Kongreß und Waffenstillstand zu den feindlichen Vorposten gehen, sich die Erlaubnis zu einer Besprechung mit Alexander I., der beim Heere war, verschaffen und demselben die Gelegenheit eröffnen, „sich glänzend für die dumme Diversion Österreichs in Rußland zu rächen", wie es in der Instruktion heißt. Und was hatte der Herzog von Vicenza zu bieten? Zunächst Polen. Das Großherzogtum Warschau und die Republik Danzig sollten, zwar nicht an Rußland, wohl aber an Preußen kommen, einen Strich ausgenommen, der den Herzog von Oldenburg entschädigen würde. Friedrich Wilhelm hätte dafür sein Land westlich der Oder, d. i. die Mark Brandenburg mit Berlin und von Schlesien jenen Teil abzutreten, den eine von Glogau nach der böhmischen Grenze gezogene Linie markiert. Auf diese Weise fiele Preußen, das seine Hauptstadt in Warschau, Königsberg oder Danzig hätte, unbedingt in die Machtsphäre Rußlands. (Brandenburg war für den König von Westfalen, das Krossener Land offenbar für Sachsen bestimmt.) Auf die Tilsiter Abmachung gegen England wolle Napoleon nicht wieder zurückkommen, da es sich um die Anbahnung eines allgemeinen Friedens handle und der Zar schon selbst ein System werde finden müssen, um seiner Flagge in der Zukunft Achtung zu verschaffen.*) Mit diesen Zugeständnissen hoffte Napoleon die Koalition zu sprengen. Polen aufgegeben, die Kontinentalsperre fallen gelassen, mußte das nicht Rußland genügen? Waren dies nicht die wesentlichsten Punkte des Zwistes von 1812? Vor sechs Jahren hatte er, was er jetzt be-

*) Nur ein Teil dieser Instruktion hat in die Korrespondenz Napoleons Aufnahme gefunden. Die eigentlichen Präliminar-Vorschläge sind von Lefebvre (Histoire des Cabinets de l'Europe, V. 331) mitgeteilt worden, während das Fallenlassen des Punktes der Kontinentalsperre nur bei Jomini, (Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814, I. 261) erwähnt wird, der gleichfalls wörtlich citiert.

zweckte, durch den glänzenden Sieg bei Friedland erreicht. Auch jetzt soll ihm ein zweites Friedland Gehör verschaffen. Sein Abgesandter harrte noch vergebens der erbetenen Audienz, als bereits wieder die eisernen Würfel rollten.

Am 18. Mai — am selben Tage, an welchem Caulaincourt abgefertigt wurde — erließ Napoleon den Befehl an Ney, den er mit drei Korps bei Luckau weiß, eilends mit der Direktion auf Drehsa, östlich von Bautzen, heranzurücken; dann eilte er selbst am folgenden Tage von Dresden über Hartha in die Nähe dieser Stadt, wo sich Wittgenstein entschlossen hat, eine zweite Schlacht zu wagen. Dieser war durch neue Truppen, die Barclay und der preußische General Kleist herbeiführten, verstärkt und in einem vorzüglichen Terrain, welches im siebenjährigen Kriege zu Ansehen gelangt war, verschanzt, um Napoleon zu empfangen, wenn er von Westen herankam. Als man nun aber im Hauptquartier der Verbündeten vernahm, daß auch von Norden her feindliche Kräfte im Anmarsch seien — und das war in der That der Fall, da Ney, noch ehe ihn der Befehl des Kaisers erreichte, auf den Rat seines Generalstabschefs Jomini sich südwärts dirigiert hatte — sandte Alexander, anstatt Napoleon mit Übermacht anzugreifen, Barclay und Yorck Ney entgegen, wodurch es am 19. Mai bei Weißig und Königswartha zu Gefechten kam, die den Franzosen nicht mehr Schaden brachten als den Verbündeten. Sie hatten zur Folge, daß der Franzosenkaiser am 20. Mai selbst losschlug, um die Verbündeten von Ney abzulenken und diesem den Vormarsch zu erleichtern. Mit vier Korps und der Garde griff er am Mittag von Westen her an, überschritt die Spree an mehreren Orten und warf des Feindes Vorhut aus Bautzen zurück. Am Abend ist es ihm gelungen, jenseits festen Fuß zu fassen, und unterdes ist auch Ney mit zwei Korps bei Klix an den Fluß herangekommen und nur Reynier noch zurück. Der nächste Tag soll die Entscheidung bringen, die voraussichtlich nicht zum Vorteile der Verbündeten fallen wird, weil sie nunmehr in der Minderzahl sind.

Der Kaiser hat den Plan, Ney gegen Barclay, der die Rechte des Feindes bildet und an den sich Blücher im Centrum anschließt, vorstoßen und die gegnerische Rückzugslinie gewinnen zu lassen, während er selbst die Russen in der Front durch seine persönliche Anwesenheit und die Entwicklung starker Kräfte über seine wahre Absicht täuschen wird. Er arbeitet bis zum frühen Morgen und läßt alsbald die Aktion rechts beginnen, um Ney das Zeichen zum Vorrücken zu geben; erst dann legt er sich für ein paar Stunden auf dem Schlachtfeld zur Ruhe. Hätte Alexander seinen großen Widersacher so ruhig schlafen sehen, er hätte wohl kaum, die Einwendung Wittgensteins nicht achtend, an dieser Stelle die Entscheidung gesucht, wie er es that, indem er Ney gegenüber den schwachen Barclay ohne Verstärkung ließ. Dieser ist denn auch schon nach wenig Stunden weit hinter Gleina zurückgeworfen und dadurch Blüchers Flanke ernstlich gefährdet. Anstatt nun aber — wie ihm Jomini geraten haben will — seinen Weg im Rücken Blüchers dreist fortzusetzen, handelt Ney zum erstenmal bedächtig. Er konnte ja auch freilich nicht vermuten, daß der Feind seinen rechten Flügel so unverantwortlich schwach besetzen werde, und wollte Reyniers Ankunft abwarten. Erst als dieser bei Klix erschien, rückte er neuerdings vor, nun aber nicht mehr — denn der günstige Moment ist verpaßt — geradeaus auf Hochkirch, sondern rechts auf Blücher los, der ihn bereits mit seinen Geschützen bedient. Dadurch bleibt die Görlitzer Straße offen, und die Masse der Verbündeten, die jetzt auch von Napoleon ernsthaft angegriffen werden, kann sich noch rechtzeitig aus der Schlinge ziehen. Sie haben die Schlacht, wie verdient, verloren, aber ihr Heer haben sie gerettet, welches der Vernichtung preisgegeben war, wenn der kühnste Marschall des Kaiserreichs an diesem Tage seinem Rufe nicht untreu wurde. Umsonst, daß Napoleon dem Feinde nachdrängt. Es fehlt ihm hier, wie bei Lützen, an der nötigen Reiterei, und seine jugendlichen Kolonnen sind vom Kampf ermattet. Als er Tags darauf, am 22. Mai, selbst zur Avant-

garde vorreitet, um sie zu rascher That gegen die hartnäckig widerstrebende Nachhut der Russen anzufeuern, verliert er drei tüchtige Generale seiner Suite und darunter seinen vertrauten Duroc, den er aufrichtig betrauert.

War das die Schlacht, mit welcher Napoleon dem Zaren seine Vorschläge aufzwingen wollte? Gewiß nicht. Und der politische Erfolg entsprach dem militärischen. Caulaincourt erhielt von Alexander I. nicht die Erlaubnis zu einer Besprechung, sondern nur den Bescheid, man habe die österreichische Vermittlung akzeptiert, und werde nur durch diese Macht Anträge entgegennehmen. Bloß den Gedanken eines Waffenstillstandes hielten die Verbündeten fest und ließen durch Stadion an Berthier schreiben, daß sie geneigt seien, über diesen Gegenstand bei den Vorposten unterhandeln zu lassen. Es kam nun darauf an, ob es Napoleon damit ernst war.

Der war unterdes, immer fechtend, hinter dem Feinde hergezogen. Nur das Korps Oudinots hatte er in Bautzen zurückgelassen, um es dann über Hoyerswerda gegen Berlin zu entsenden. Die Verbündeten hatten sich schließlich von Liegnitz und Jauer rechts ab gegen Schweidnitz gewendet und Breslau preisgegeben. Sie waren nicht einig über die Fortsetzung des Krieges. Barclay, der Wittgenstein im Oberbefehl ablöste, war dafür, mit seinen in Unordnung geratenen Russen nach Polen zurückzuziehen, um sie dort zu reorganisieren und mit Munition zu versehen, die bereits zu fehlen begann. Solle er in Schlesien bleiben, so bedürfe er sechs Wochen Ruhe. Dieses Moment neben der Rücksicht auf Österreichs Rüstungen wurde im Lager der Alliierten entscheidend, da Friedrich Wilhelm III. nur mit der größten Besorgnis einer Trennung der beiden Armeen entgegensah. Hätte Napoleon von dieser kritischen Situation seiner Gegner Kenntnis gehabt, er hätte kaum gethan, was er später selbst — und andere mit ihm — als den größten Fehler seines Lebens bezeichnet hat. Er wußte nichts davon, und so ließ er sich zum Waffenstillstand herbei. Freilich hatte auch er seine

besonderen Gründe dazu. In einem Briefe an den Kriegsminister Clarke vom 2. Juni gab er zwei derselben an: den Mangel an Kavallerie, der ihn verhindere entscheidend zu schlagen, und die feindliche Haltung Österreichs. Das waren aber nicht alle. Auch in seiner Armee gab es der Unordnung nur zu viel. Die großen Verluste an Offizieren in den beiden Schlachten machten sich empfindlich geltend. Die junge Infanterie versagte auf dem anstrengenden Marsche; die meisten Korps hatten ein Drittel, das Ney'sche über die Hälfte des Bestandes in den Spitälern. Infolge der durch die schlechte Administration verursachten Not desertirten Tausende oder zerstreuten sich in zügelloser Maraudage, um für sich selbst zu sorgen. So war das Heer trotz der Nachschübe bald auf 120000 Mann eingeschrumpft.*) Dazu kam, daß feindliche Parteigängerkorps im Rücken desselben manchen Schaden thaten, Zuzüge abschnitten, zwei Artillerieparks eroberten u. dgl. m. Es schien Napoleon allzu kühn, auf solche Verhältnisse die Hoffnung eines dritten Sieges zu bauen, den man doch wieder ebensowenig würde ausnützen können wie die beiden ersten, und der mit seinen neuen Verlusten nur dem zaudernden Österreich ein neues Übergewicht verschaffen mußte. Und noch Eins. Die Nachrichten aus Paris häuften sich, die von dem sehnlichsten Verlangen der Bevölkerung nach Frieden sprachen. Sogar die Männer, deren erprobte Gefügigkeit den Kaiser nur selten unangenehme Wahrheit hören ließ, die Maret und Savary, wurden eindringlich mit ihren Bitten um Beschluß der Feindseligkeiten, und er mußte der öffentlichen Stimmung Frankreichs für den Augenblick Rechnung tragen. So ward am 4. Juni — die Armee war unterdes nach Breslau vorgedrungen, Oudinot stand an der schwarzen Elster Bülow gegenüber, Davoûts Truppen hatten Hamburg besetzt — zu Poischwitz der Waffenstill-

*) Lefebvre (V. 348), der sich aus den Akten des pariser Kriegsarchivs zu unterrichten wußte, nennt diese Ziffer vor Abschluß des Waffenstillstandes.

standsvertrag unterzeichnet. Die Franzosen ziehen sich hinter die Katzbach zurück, die Verbündeten hinter eine Linie, die von der böhmischen Grenze über Landeshut, Striegau, Canth östlich von Breslau an die Oder führt. Von der Mündung der Katzbach nördlich rahmt die Oder, dann die sächsische Landesgrenze, endlich die Elbe bis zur Nordsee das französische Heergebiet ein. Der Krieg hat bis zum 20. Juli zu ruhen.

Wenn es Napoleons Absicht gewesen war, mit raschem Losschlagen der Diplomatie ihr Spiel zu verderben und insbesondere das Gespinnst Metternichs zu zerreißen, so war ihm das durch den Frühjahrs-Feldzug nicht gelungen — weder gelungen die Allianz Rußlands mit Preußen zu trennen, noch Österreich an seine Seite, etwa wie Sachsen, zurückzubringen. Vielmehr hatte er durch die beabsichtigte Sonderunterhandlung mit dem Zaren diesem nur das Mittel zu einer Pression auf den Wiener Hof an die Hand gegeben, das alsbald in Anwendung gebracht wurde. In Wien war man nach dem Eintreffen der Kunde von der zweiten verlorenen Schlacht, dem wiederholten Erscheinen Caulaincourts bei den Vorposten der Verbündeten und den Waffenstillstandsunterhandlungen in nicht geringe Angst geraten. Man fürchtete, Napoleon könnte sich nun gegen Österreich wenden und dessen Anschluß erzwingen, oder Rußland, wie 1805 und 1807, die Partie aufgeben. Hier mußte man wenigstens durch einen äußerlichen Akt den Alliierten entgegenkommen und sie bei der Sache festhalten. Darum begab sich Franz I. mit seinem Minister in den ersten Junitagen nach Schloß Gitschin in Böhmen, um ihnen näher zu sein. Dort traf, von Alexander gesendet, Graf Nesselrode ein, mit der Aufgabe, den förmlichen Beitritt der Donaumacht zu betreiben. Was er fand, war zunächst eine große Abneigung des Kaisers, mit seinen noch ungerüsteten Kräften in den Krieg einzutreten, so lange nicht die Unmöglichkeit erwiesen sei, durch Unterhandlungen zum Frieden zu gelangen.

Aber er erreichte doch, daß Metternich sechs Bedingungen nannte, die er für den Frieden nötig erklärte und von denen man die ersten vier, wenn sie Napoleon ablehnte, mit den Waffen gegen ihn geltend machen wollte: 1) die Auflösung des Herzogtums Warschau, 2) die daraus erfolgende Vergrößerung Preußens nebst der Rückgabe von Danzig an dasselbe, 3) Rückfall der illyrischen Territorien an Österreich, 4) Unabhängigkeit der Hansestädte, 5) Auflösung des Rheinbundes, 6) Wiederherstellung Preußens möglichst wie vor 1806. Da war mit den ersten vier Bedingungen allerdings nicht das gesagt, was Österreich früher als sein „Minimum" in Vorschlag gebracht hatte, und insofern hatte der Sieg bei Bautzen doch auch auf die Donaumacht eingewirkt; dafür aber war man jetzt sicher, daß dieselbe unter bestimmten Umständen gegen Frankreich, nie aber gegen die Alliierten kämpfen werde. Diese hatten sich freilich schon am 16. Mai zu Wurschen über ein viel weiter gehendes Programm geeinigt, d. i. außer den obenerwähnten Punkten noch die Trennung Hollands von Frankreich, die Wiederherstellung der Bourbons in Spanien, Österreichs auf dem Stande vor 1805, den Rückzug der Franzosen über den Rhein und die Befreiung Italiens zu fordern; aber die nunmehr erlangte Sicherheit der Mitwirkung Österreichs, welche Metternich dem Kaiser Alexander auf dem böhmischen Schlosse Opočno persönlich verbürgt haben will, ließ sie bereitfinden, auch schon unter jenen Bedingungen über einen Frieden mit Frankreich zu unterhandeln. Denn daß Napoleon, der Sieger, selbst darauf nicht eingehen würde, schien so gut wie ausgemacht. Dieser Friede sollte dann allerdings nur ein Präliminarfriede sein, dem später erst die Verhandlung über eine definitive Pazifikation zu folgen hätte und die dann nicht ohne Englands Beiziehung und Zustimmung zu Stande kommen durfte. (Zu letzterem mußten sich Preußen und Rußland verpflichten, als sie Mitte Juni Subsidientraktate mit der Londoner Regierung abschlossen, die ihnen das zur Fortführung des Krieges nötige Geld lieferte.) So kam es denn am

27. Juni 1813 zu Reichenbach, im Hauptquartier der Verbündeten, zur Unterzeichnung eines geheimen Vertrages zwischen Österreich, Preußen und Rußland, der schon in Opočno formuliert worden war und die vier unumgänglichen Artikel des Wiener Hofes nebem dem feierlichen Versprechen des letzteren enthielt, sofort an Frankreich den Krieg zu erklären, wenn Napoleon dieselben bis zum 20. Juli nicht angenommen haben würde.*) Dann allerdings sollte der Krieg von den drei Mächten nicht mehr um jenen bescheidenen Preis, sondern für das ganze umfassende Programm vom 16. Mai geführt, d. i. Frankreich in seine natürlichen Grenzen zurückgezwungen werden. Die Mächte verpflichteten sich außerdem, keiner von Napoleon etwa beabsichtigten Sonderunterhandlung Raum zu gestatten.

Napoleon, der durch die Reise Metternichs zu Alexander unruhig gemacht und durch Bubna's Eröffnungen nicht befriedigt worden war, lud den Minister Österreichs zu sich nach Dresden. Metternich folgte dem Rufe, nachdem er vorher mit Nesselrode ins Reine gekommen, und stand am 26. im Palais Marcolini vor dem Imperator. In einer neunstündigen Unterredung, in der es dieser nicht an lebhaften Ausbrüchen seines Temperamentes fehlen ließ — ging er doch so weit, seine zweite Heirat als Dummheit zu bezeichnen und Metternich der Käuflichkeit zu beschuldigen — versuchte er, Österreich auf den Stand der bewaffneten Neutralität zu fixieren, während dessen Minister beharrlich auf dem der bewaffneten Vermittlung stehenblieb. Die Unterredung ist zu einer welthistorischen Berühmtheit gelangt, weil man in ihr die entscheidende Wendung für die Politik des Donaustaates und für das Schicksal Napoleons zu sehen glaubte. Dies ist nicht richtig. Der Wiener Hof folgte vielmehr schon seit einiger Zeit einem Druck von russischer Seite und ein Einhalten in seiner Bewegung war kaum mehr denkbar, sodaß der

*) Unter die unerläßlichen, Österreich zum Kriege verpflichtenden Forderungen wurde auch die Räumung der Weichsel- und Oderfestungen durch die Franzosen aufgenommen.

Franzosenkaiser mit einer Äußerung, die er in jener Zeit über Metternich that, nicht so unrecht hatte: „Er glaubt alle Welt zu lenken, und alle Welt lenkt ihn.“ Nur nicht Napoleon selbst. Denn das Wort, das er dem Minister am Schluß jener Besprechung vertraulich sagte: „Ihr werdet mir ja doch nicht den Krieg machen“, sollte nicht in Erfüllung gehen.

Die Entrevue in Dresden endete damit, daß der Kaiser Österreich entgegenkam, indem er nicht nur den Allianzvertrag von 1812 für aufgehoben erklärte, sondern auch die bewaffnete Vermittlung Franz I. annahm. Man könnte sich über diesen Entschluß Napoleons wundern, fände man nicht die Erklärung dafür in einer am 30. Juni von Maret und dem österreichischen Minister unterzeichneten Konvention, des Inhalts, daß im Interesse der auf einem Kongreß zu Prag stattfindenden Friedensunterhandlungen der Waffenstillstand bis 10. August zu währen und Österreich die Verbündeten für diese Verlängerung desselben zu gewinnen habe. Schon in der ersten großen Unterredung vom 26. Juni hatte sie Metternich als Preis für die Annahme seiner Mediation angeboten, ein Beweis, daß es ihm damals mit dem Frieden noch recht Ernst war.*) Und auch Napoleon

*) Die Frage, ob Napoleon oder Metternich in Dresden die Verlängerung vorgeschlagen habe, war von jeher kontrovers. Seit der Mitteilung des authentischen Berichts, den der Minister Franz I. 1820 über die große Besprechung verfaßt hat, scheint doch nur das Zweite noch zulässig. Denn darin verzeichnet Metternich folgende Antwort, die er Napoleon auf dessen Begehr nach Österreichs Neutralität gegeben haben will: „Kaiser Franz hat den Mächten seine Vermittlung, nicht seine Neutralität angeboten. Rußland und Preußen haben sie angenommen; an Ihnen ist es heute, sich zu entscheiden. Entweder Sie nehmen an, dann wollen wir einen Zeitraum für die Dauer der Unterhandlungen feststellen; oder Sie lehnen ab, dann wird sich mein Herr unabhängig erachten in Bezug auf seine Entschlüsse und sein Benehmen“, d. h. wenn Napoleon die Vermittlung annimmt, proponiert Österreich eine nicht an die Bestimmungen des Waffenstillstandsvertrages gebundene Frist für deren Dauer. Die Verlängerung kam zwar auch den österreichischen Rüstungen zu gute, aber doch weit mehr den französischen. Wenn also Metternich ein solches Angebot

war es keineswegs um Krieg auf alle Fälle zu thun. Auch er wäre vielleicht bereit gewesen, Frieden zu schließen, wenn auch am liebsten einen allgemeinen, der allen Feindseligkeiten mit einem Mal ein Ende machte und das französische Volk beruhigte. Um einen bloßen Kontinentalfrieden, der den Krieg mit England fortbestehen und die französischen Kolonieen in britischen Händen ließ, war es ihm weit weniger und wohl nur unter zweierlei Umständen zu thun: entweder nach vernichtenden Schlägen im Felde, die das Übergewicht des Empire für lange sicherten, oder in einer besonderen Abkunft mit Rußland, ähnlich jener zu Tilsit. Nun, um vernichtende Schläge zu führen, bedurfte er ausgedehnter Rüstungen und dazu eines entsprechenden Zeitraumes, den er in der Instruktion für Caulaincourt vom 26. Mai mit drei Monaten berechnet hatte. Davon war der Waffenstillstandsvertrag vom 4. Juni weit entfernt geblieben. Jetzt ließ sich ein wertvolles Plus gewinnen, und sofort griff der Kaiser zu. Zugleich aber hoffte er auf dem Kongreß Gelegenheit zu finden, sich mit dem Zarenreiche besonders zu verständigen. Er wird deshalb nicht nur den am österreichischen Hofe beglaubigten Narbonne, sondern auch Caulaincourt nach Prag entsenden. Allerdings nicht sogleich. Er hält den Marschall zurück, bis am 26. Juli zu Neumarkt die Verlängerung des Waffenstillstandes von den militärischen Unterhändlern unterzeichnet worden war. Warum? Hat er gehofft, schon in Neumarkt Anknüpfungspunkte mit Rußland zu finden? Oder wollte er in Prag nicht unter dem frischen Eindruck der Nachricht auftreten, daß Wellington am

---

dafür machte, daß Napoleon auf seine Vermittlung einging, so mußte es ihm doch recht sehr um sein Friedensgeschäft zu thun sein, welches eine feindliche Invasion fernhielt. Er selbst erklärte noch in den ersten Julitagen dem Grafen Hardenberg, Kaiser Franz sei überzeugt, daß die ganze Last des Krieges auf Österreich fallen, daß daraus für die Monarchie die größten Unglücksfälle hervorgehen würden, und wolle, um das zu vermeiden, auf jede Gebietserwerbung verzichten. (Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, II. 399.)

21. Juni bei Vittoria, weit nördlich vom Ebro, die Franzosen total geschlagen und in die Flucht gejagt habe, daß nur wenig feste Plätze ihnen noch jenseits der Pyrenäen geblieben seien, nach deren Fall Frankreich unmittelbar Gefahr drohe? Fürwahr, der Gedanke lag ihm nahe genug, im Osten die Hände mit Ehren frei zu bekommen, und so erhielt denn Caulaincourt die Instruktion mit auf den Weg, „mit Rußland einen für diese Macht glänzenden Frieden zu schließen".*)

In der Hauptstadt Böhmens gelangte Caulaincourt bald zur Überzeugung, daß hier dem Wunsche seines Herrn keine Erfüllung winke. Anstett, der Vertreter Rußlands, war ein entschiedener Napoleonhasser und außerdem mit Metternich übereingekommen, die Verhandlungen in der Art wie auf dem Teschner Kongreß von 1779 zu führen, d. h. sich nicht in Konferenzen zu besprechen, sondern nur schriftlich, jede Partei für sich, mit der vermittelnden Macht zu verkehren. Metternich hatte diese Form gewählt, um jede Möglichkeit einer Verständigung hinter seinem Rücken auszuschließen, und die Verbündeten waren darauf eingegangen, damit sich Österreich um so sicherer Frankreich gegenüber kompromittiere. Unter diesen Umständen fand Caulaincourt nichts zu thun, und Napoleon mußte die Idee eines Separatabkommens mit dem Zaren aufgeben. Die Nachricht, daß Alexander und Friedrich Wilhelm auf dem schlesischen Schlosse Trachenberg mit Bernadotte über einen Kriegsplan beraten hätten, schloß vollends jeden weiteren Gedanken an Frieden aus. Er verließ Ende Juli Dresden, um in Mainz mit der Kaiserin-Regentin und den Ministern zusammenzutreffen, ihre Berichte entgegenzunehmen,

*) Ernouf, Maret, S. 571. Daß damals Napoleon einem allgemeinen Frieden nicht abgeneigt war, bestätigt Metternich in einem Briefe vom 28. Juni aus Dresden an Kaiser Franz, „überzeugt, daß die Frage des allgemeinen Friedens weit leichter durchzufechten wäre als jene eines bloß kontinentalen Friedens". (Oncken, II. 395.) Maret übergab ihm sogar einen bezüglichen Entwurf. (Ernouf, 565.) Die Beteuerung Napoleons auf St. Helena, in Dresden den allgemeinen Frieden gewollt zu haben, ist durch Montholons „Erzählungen von St. Helena" bekannt geworden.

ihnen Weisungen für die Zeit des nächsten Feldzuges zu erteilen und die Divisionen zweier neuer Korps zu inspizieren. Dann kehrte er am 5. August wieder nach Sachsen zurück. Nur noch fünf Tage hielten den Schluß des Kongresses auf, und noch war man über die Formalitäten nicht hinaus. Natürlich. Denn jetzt lag niemandem mehr etwas am Frieden. Die Verbündeten hatten ihn von der Vermittlung Österreichs nie erwartet, sondern waren auf dieselbe nur eingegangen, um der Donaumacht eine „Brücke von jenseits nach diesseits“ zu bauen, und Metternich selbst war, unter dem Eindrucke der Ereignisse in Spanien, ganz kriegerisch geworden. Er hatte nur noch den einen Wunsch, seinen zaghaften Herrn von der Unmöglichkeit eines Ausgleichs mit Napoleon zu überzeugen, was ihm endlich auch gelang.*) Fouché, der in jenen Tagen als neuernannter Gouverneur von Illyrien durch Prag kam, hatte hier viel von der prekären Lage des Franzosenkaisers und der schwierigen Stimmung seines Volkes erzählt. Die Bevölkerung Österreichs selbst war schließlich in eine Gährung geraten, mit welcher der Minister rechnen mußte. Broglie, der Sekretär Narbonnes, berichtet in seinen Erinnerungen: „Wir konnten nicht mehr über die Straße gehen, ohne insultiert zu werden.“

Was aber das Wesentlichste war: auch Napoleon gewann endlich die Überzeugung, daß er sich in Bezug auf Österreichs künftige Haltung geirrt hatte, als er in Dresden zu Metternich vertrauensselige Worte sprach. Die Berichte Caulaincourts, namentlich aber die Tabellen über die österreichischen Rüstungen, welche sich die Franzosen in Prag zu verschaffen wußten, ließen ihn das Moment einer Kriegserklärung von dieser Seite ernster in Erwägung ziehen, als er bisher gethan. Er sah sich plötzlich einer Koalition gegenüber, wie sie gewaltiger noch nie wider ihn gestanden hatte, und von Mächten, die er bisher in ihren Inter-

*) Wellington konnte demnach immerhin mit einem Schein von Recht behaupten, sein Sieg bei Vittoria habe Napoleon aus Deutschland vertrieben. (Historical review, 1887, S. 598.)

essen unvereinbar geglaubt. Er machte noch einen letzten Versuch, sie zu stören. Kaum nach Dresden zurückgekehrt, beauftragte er Caulaincourt, heimlich bei Metternich anzuklopfen: „wie Österreich den Frieden verstehe und ob es, wenn Napoleon seine Bedingungen annehme, mit ihm gemeinschaftliche Sache machen oder neutral bleiben wolle?“ Doch dazu war es nun zu spät. Metternich übergab zur Antwort nicht nur die vier unerläßlichen Artikel, für welche Österreich zu kämpfen sich verpflichtet hatte, sondern alle sechs Punkte, für die es diplomatisch eintreten wollte, d. h. er verlangte auch die Auflösung des Rheinbundes und die Wiederherstellung des alten preußischen Staates — und alles das, damit Napoleon ja nicht nachgab. Die Erklärung hierauf sollte, ja oder nein, längstens bis zur Mitternacht des 10. August in Prag eintreffen. Es mögen unangenehme Stunden gewesen sein, die Metternich seit dem Abgang dieses Ultimatums verlebte. Wie, wenn Napoleon kurzweg und noch rechtzeitig erklärte, daß er darauf einging? Welche Verlegenheit für Österreich! Doch Metternichs Rechnung war sicher. Der Sieger von Lützen und Bautzen konnte ein Programm nicht annehmen, das ihm das Verfügungsrecht über seine deutschen Truppen bestritt und ihn die Weichsel- und Oderfestungen räumen hieß. „Will man von mir“, hatte er damals in Dresden zu dem Minister gesagt, „daß ich mich entehre? Niemals! Eure auf dem Throne geborenen Souveräne können sich zwanzigmal schlagen lassen und dennoch jedesmal in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glücks; ich würde aufgehört haben zu regieren an dem Tage, wo ich aufgehört hätte, Achtung zu gebieten.“ Er ist jetzt empört über Österreichs Zumutungen, die er in seinen Briefen an Jérôme und Cambacérès bis zur Wiedererstattung von Venedig übertreibt, und nur um auch seinerseits einen Schritt zu thun, bietet er die Auflösung des Herzogtums Warschau, Danzig als Freistaat, Illyrien ohne Triest. Das bekam Bubna noch am 9. abends in Dresden zu hören und berichtete es rechtzeitig nach Prag.

Die offizielle Antwort Napoleons aber traf erst am 11. dort ein, als die Vertreter Frankreichs bereits mit ihren Pässen auch die Kriegserklärung Österreichs in Händen hatten. Der Kongreß war zu Ende. Ein neues entsetzliches Ringen begann.*)

Es kann hier nicht daran gedacht werden, genauer die Kämpfe zu schildern, in denen sich die Völker und Staaten Europa's, ihres wechselseitigen Zwistes vergessend, gemeinsam der drückenden Übermacht des imperialistischen Frankreichs erwehrten. Nur die wesentlichsten Momente, und diese nur in übersichtlicher Weise, dürfen zur Sprache kommen.

Napoleon hatte die Zeit des Waffenstillstands mit allen Kräften ausgenützt. Auf 440 000 Mann wird die Heeresmacht angegeben, die er jetzt seinen Feinden entgegenstellte. An Reiterei, deren Mangel er vor Wochen so bitter beklagte, hatte er nun Überfluß, an Artillerie desgleichen. Und waren es auch nur die Jüngsten der kampffähigen Jugend Frankreichs und der rheinbündischen Länder, die er herbeizog, so sahen wir doch bei Lützen und Bautzen diese Jünglinge trotz wetterfesten Männern fechten. Sie werden auch jetzt ihre Schuldigkeit thun, und würden es sogar mit Lust und Eifer, wenn nicht Ebbe in der Kriegskasse eingetreten und etwas mehr Ehrgefühl in die Seelen der Ver-

*) Napoleon hat übrigens das diplomatische Spiel nicht so rasch verloren gegeben. Die Feindseligkeiten konnten erst nach einer Woche Aufkündigungsfrist beginnen. Er benützte diese, um auf Österreichs Ultimatum schließlich einzugehen — gewiß nur, um das Odium des Angreifers auf andere Schultern zu laden. Aber er erreichte damit nichts mehr. Am 16. August — Alexander und Friedrich Wilhelm waren unterdes nach Prag gekommen — erhielt sein Bevollmächtigter in das nahe Königssaal ablehnenden Bescheid. Im Jahre 1814 sagte der entthronte Kaiser zu dem österreichischen General Koller: „Was den Prager Kongreß betrifft, so gestehe ich, daß ich mich in Euch getäuscht habe; ich habe Euch für das gehalten, als was ich Euch bei früheren Gelegenheiten kennen gelernt, und Ihr hattet Euch inzwischen zu Eurem Vorteil verändert“.

waltungsbeamten eingekehrt wäre. Aber die Gelder fehlten für den Sold, und die Korruption war beispiellos, sodaß die jungen Krieger außerordentlich vom Hunger litten, der viele Tausende in die Spitäler schaffte.*) Woran es überdies der Armee noch immer mangelte, das war an Offizieren und Unteroffizieren: das Letztere wohl deshalb, weil der Kaiser die tüchtigsten Elemente in seine Garde zog, die jetzt bis auf 58 000 Mann (Sollstärke 80 000) angewachsen war und mit jener Sorgfalt berücksichtigt und bevorzugt wurde, die wir bereits kennen; es sah fast aus, als ob sich der an kein Volk gebundene Imperator mit diesem Heer im Heere eine persönliche Armee zu schaffen gedächte. Außerdem gab es noch vierzehn Armeekorps. Von der unter Davoût an der Niederelbe stehenden Heeresabteilung war ein Korps unter Vandamme abgezweigt und nach Dresden dirigiert worden. Ein zweites wurde aus Franken herbeigezogen und unter St. Cyr gestellt. Poniatowski hatte 12 000 Polen durch Österreich, entwaffnet, herbeigeführt. Und neben all dem gab es noch fünf Reservekavalleriekorps unter Murat, den der Kaiser durch dieses Kommando offenbar seinen politischen Schwankungen zu entreißen und an sich zu fesseln gedachte. Diese ganze Macht war zum größten Teile zwischen Dresden und Liegnitz postiert, nur drei Korps standen unter Oudinot von Kottbus und Kalau nordwärts, Bülow gegenüber, der Berlin sichern sollte.

Auch die Verbündeten hatten während der letzten Monate gewaltig gerüstet. Alexander I. hatte das Ergänzungssystem ge-

*) Die Listen weisen nicht weniger als 90 000 Kranke auf, welche in die 440 000 Mann, mit denen man die Armee in Deutschland bezifferte, nicht eingerechnet waren. Die Korruption erstreckte sich in die nächste Umgebung des Monarchen. Ein Augenzeuge erzählt, wie der Zahlmeister Peyrusse von 4000 Franken, die der Kaiser für ein Denkmal Durocs bei Reichenbach ausgesetzt hatte, 1000 Franken in die Tasche steckte mit dem Bemerken, das sei so Brauch. (Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen, S. 255.)

ordnet, sodaß aus allen Teilen des russischen Reiches Truppen herankommen konnten, abgesehen von den großen Reserven in Polen. Von seiten Preußens war dank der Kampfbegeisterung des Volkes Unerhörtes geleistet worden. „Wir haben nun eine Armee“, schrieb Gneisenau schon am 11. Juli an Stein, „wie Preußen nie, selbst in seiner glänzendsten Periode nicht hatte“. Und auch Österreich hatte alle denkbaren Anstrengungen gemacht. Über den Plan, wie man diese Kriegskräfte — man zählte über 480 000 Mann — gegen den gefürchteten Cäsar verwenden wollte, war schon im Juni zu Gitschin, als Franz I. seine Mitwirkung nur erst in mögliche Aussicht stellte, eine vorläufige Übereinkunft entstanden, die dann in den Besprechungen zu Trachenberg mit dem Kronprinzen von Schweden erweitert und zum Abschluß gebracht wurde. Danach sollten drei Armeen aufgestellt werden: die Hauptarmee aus Rücksicht auf das umworbene Österreich, welches eine neue Invasion von Norden und eine Okkupation Wiens besorgte, in Böhmen; sie wird durch Zuzug verbündeter Truppen aus Schlesien auf die entsprechende Höhe gebracht und zählt am Ende des Waffenstillstandes 230 000 Mann; dann eine Nordarmee unter Bernadotte (156 000 Mann, von denen jedoch über 40 000 detachiert sind) und eine schlesische Armee unter Blücher (95 000 Mann). Der wesentlichste Grundsatz der Kriegführung, den man vor allen befolgen wollte, war der, daß, wenn der Feind sich mit seiner Hauptmacht auf eine der Armeen warf, diese zurückweichen sollte, indes die beiden anderen vorwärtsgingen und losschlugen.

Von diesem Plane hatte Napoleon keine Kenntnis erhalten. Erst spät erfuhr er von dem Marsche russischer Truppen nach Böhmen. Die Absicht, die man ihm im feindlichen Lager zuschrieb, er wolle auf Wien losgehen, hat er nie gefaßt. Wohl aber eine andere: er wollte Davoût von Hamburg her und Oudinot nordwärts zusammenwirkend gegen Berlin die Offensive ergreifen lassen, was er sich erfolgreich dachte, da er die feindliche Nordarmee weit unterschätzte und hier die Schwäche des

feindlichen Aufmarsches vermutete. Zur Verbindung der Beiden hatte eine Division unter Girard von Magdeburg ostwärts zu ziehen. Nach der Einnahme der preußischen Hauptstadt sollten sofort Küstrin und Stettin entsetzt und so der linke Flügel der ganzen Aufstellung nach Osten vorgerückt werden. Unterdes wollte der Kaiser diese Unternehmung durch eine wirksame Defensive gegen die beiden anderen Armeen sichern, den Feinden den Angriff überlassend. Woher nun derselbe kommen werde, war ihm nicht klar. Für alle Fälle nahm er bei Görlitz mit der Garde und einigen Korps eine abwartende Stellung ein, in der Vermutung, daß die vereinigten Russen und Österreicher aus Böhmen über Zittau vorbrechen könnten. Dresden hat er durch Erdwerke und Pallisaden gegen einen Handstreich zu sichern gesucht und Saint-Cyr für diesen Fall die Verteidigung übertragen, in die er übrigens nach wenig Tagen selbst einzugreifen imstande war.

Die Offensive des Feindes über Zittau erfolgte nicht. Dagegen hat Blücher schon vor dem 16. August die Feindseligkeiten begonnen und vier französische Korps unter Ney, die ihm bei Liegnitz unmittelbar gegenüberstanden, hinter den Bober zurückgedrängt. Napoleon will dies wieder gutmachen und Blücher aufs Haupt schlagen. Aber dieser merkte alsbald — schon an der Haltung der französischen Truppen, wenn nicht an dem „Vive l'empereur“, das herüberschallte — die Anwesenheit des feindlichen Kriegsherrn und damit die Absicht eines entscheidenden Vorstoßes, und that, wie verabredet war: er wich kämpfend hinter die Katzbach zurück. Daß dies willkürlich geschah, merkte der Kaiser nicht und drängte eifrig nach, bis ihn unversehens die Bitte Saint-Cyrs um Beistand ereilte, denn Dresden sei durch den Anmarsch eines feindlichen Heeres vom Erzgebirge her aufs Ernstlichste gefährdet.

So winkte die Entscheidung an ganz anderer Stelle als Napoleon vermutet hatte. Er läßt Macdonald mit drei Korps Blücher gegenüber stehen und bricht mit dem Reste am 23. August

nach Westen auf. Nach dreitägigen beispiellosen Eilmärschen langen die Truppen in der Nähe Dresdens an, und der Kaiser faßt nun den kühnen Plan, die Elbe unterhalb des Feindes, der bereits nahe an die Stadt herangekommen war, zu überschreiten, ihn zwischen sich und Saint-Cyr zu bringen und von seiner Rückzugslinie abzuschneiden. Aber er muß den genialen Gedanken alsbald wieder fallen lassen. Saint-Cyr ist zu schwach, um ausdauernd Widerstand zu leisten, die Befestigungsarbeiten sind noch nicht vollendet: man muß daher den sichern Weg wählen und dem Gegner von Dresden aus entgegentreten. Nur Vandamme wird mit 40 000 Mann nach Pirna und Königstein geschickt, während Napoleon selbst am Vormittage des 26. August mit den Garden, die in drei Tagen über neunzehn Meilen von Löwenberg her zurückgelegt haben, in die Stadt einmarschiert. Die Korps von Marmont und Viktor sind noch unterwegs. Ein Glück, daß im feindlichen Hauptquartier, wo Schwarzenberg den von drei Monarchen und ihren Ratgebern unaufhörlich beeinflußten Oberbefehl führte, der günstige Moment zum Angriff am Morgen dieses Tages aus nichtigen Gründen verpaßt und der Sturm auf die Stadt auf den Nachmittag verschoben worden war. Dann erst, um vier Uhr, rücken die Verbündeten in einem von dem plauenschen Felsengrunde unterbrochenen Halbkreis vor, können jedoch, trotz der größten Bravour, ohne Sturmmittel und ohne Succurs, da alle Kräfte verzettelt sind, keine nachhaltigen Erfolge erringen, sondern verbluten sich nutzlos an der Umfassung der Vorstädte. Des Abends geht Napoleon aus den Thoren heraus zum Angriff über und drängt links die Russen weit hinter Striesen, rechts die Österreicher gegen Löbtau und Cotta, im Centrum Österreicher und Preußen gegen die Räcknitzer Höhen hin zurück. Die Schlacht war gewonnen ohne die Korps von Marmont und Victor, die erst während der Nacht anlangten und das französische Heer wesentlich verstärkten.

Am nächsten Tage ergreift der Kaiser sofort die Offensive. Er beschäftigt des Gegners rechten Flügel und dessen Centrum,

indes Murat mit seinem Reiterkorps zwischen diesem und dem linken Flügel vordringt, denselben abtrennt, umfaßt, wirft und eine österreichische Division gefangennimmt. Der Fehler des Feindes, der seine Kavallerie ungenützt im Centrum stehen ließ und keinen Vorstoß wagte, förderte den Sieg der Franzosen. Unterdes hat auch Vandamme bei Pirna die Elbe überschritten und ist bei Königstein mit einem schwachen feindlichen Korps ins Gefecht geraten. Im Rücken bedroht, auf dem linken Flügel empfindlich geschlagen, ziehen sich die Verbündeten zurück. Sie haben in den zwei Tagen fast ein Drittel ihrer Stärke an Toten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt, während ihr Gegner in seiner geschützten Stellung weit geringere Verluste und einen neuen stolzen Sieg zu verzeichnen hat. Wenn er ihn mit derselben Umsicht ausnützt, mit der er ihn gewann, kann die Hauptmacht seiner Feinde eine Katastrophe ereilen, die kein Erfolg der beiden anderen Armeen aufzuwiegen vermag. Er hat es nicht gethan. Zunächst deshalb, weil er am 27. abends zwar seines Sieges sicher, aber noch keineswegs gewiß war, ob die Gegner, deren Hauptkräfte im Centrum und auf dem rechten Flügel nur wenig beschäftigt gewesen, die Schlacht nicht noch einmal erneuern würden. Seine Befehle, die er des Abends erteilte, lassen keinen Zweifel übrig, daß er noch einen dritten Kampftag erwartete. Und in der That wurde im Hauptquartier der Verbündeten bis tief in die Nacht hinein der Plan diskutiert, sich mit der ganzen Armee auf die Höhen von Dippoldiswalde zurückzuziehen und dort das Gefecht zu erneuern, bis endlich Schwarzenberg die mangelhafte Ausrüstung der Österreicher geltendmachte und den Rückzug anordnete. Erst als Napoleon am nächsten Morgen in die Kampflinie des vorhergehenden Tages vorritt, sah er die feindlichen Kolonnen auf den Wegen nach Maxen und Dippoldiswalde in den Bergthälern verschwinden. Da Vandamme mit seinen 40 000 Mann die große Pirnaer Straße, die über Peterswalde nach Teplitz führte, besetzt hielt, war es des Kaisers Überzeugung, daß die Ver-

bündeten die letztere Stadt auf dem zwar weniger bequemen aber kürzeren Wege über Altenberg zu gewinnen trachten werden. Er läßt ihnen hier Saint-Cyr und Marmont, auf der Straße über Sayda Victor folgen, während Murat nach Freyberg und Frauenstein marschieren und ihnen Flanken und Rücken bedrohen soll. An Vandamme, den Mortier bei Pirna ablöst, schickt er am 28. ein Schreiben, daß der Gegner die Richtung auf Altenberg einzuschlagen scheine und er demselben auf seinen Verbindungen mit Teplitz zuvorkommen und namentlich seinem Troß manchen Schaden thun könne*). Er selbst hält den Feind, von dem er noch soeben die Erneuerung der Schlacht erwartet hatte, keineswegs für überwunden, und es scheint ihm offenbar schon ein großer Erfolg, den Anprall der Hauptarmee siegreich zurückgewiesen zu haben. Hätte er von der Niedergeschlagenheit im andern Lager, von der schlechten Stimmung der Österreicher, von der üblen Ordnung auf dem Rückzuge, dem Ineinandermarschieren der Kolonnen, sodaß vierzigtausend Preußen unter Kleist, um überhaupt nur vorwärts zu kommen, von Altenberg ostwärts über das Gebirge ausweichen mußten, hätte er von alledem auch nur eine Ahnung haben können, er hätte sicher nicht eine Sekunde geschwankt, seinen Sieg durch einen vernichtenden Schlag zu vollenden.**)

---

*) Dieser Brief Berthiers an Vandamme wird von allen Geschichtsschreibern, auch den militärischen, mit dem ganz sinnlosen Schreibfehler „Annaberg“ für das einzig mögliche „Altenberg“ wiedergegeben. Weder der Wortlaut dieses Briefes noch Napoleons Schreiben an Murat vom folgenden Tage mit dem Satze: „toute l'armée se retire par Altenberg sur Toeplitz“ lassen einen Zweifel übrig.

**) Ein Unwohlsein, welches Napoleon am 28. Mittags befiel, als er auf der Straße nach Pirna frühstückte, soll ihn in seinem Vormarsch gehindert und nach Dresden zurückgeführt haben. So will es die Legende Nun, das Unwohlsein mag auf Wahrheit beruhen; aber dasselbe muß ein rasch vorübergehendes gewesen sein, denn man sah ihn „sehr heiter und lustig“ nach Dresden zurückfahren, wo ihn dann ein Bote, der von der Katzbach kam, „bei vollster Gesundheit“ antraf. Er selbst hat freilich später, im

Dazu kam aber noch Anderes. Der Kaiser war in den letzten Tagen von einem Unfall, der die Armee Oudinots betroffen, benachrichtigt worden, die Bülow bei Groß-Beeren am 23. August geschlagen und zum Rückzug auf Wittenberg genötigt hatte. Und daran nicht genug, traf eben jetzt, als er sich zu den verfolgenden Korps begeben wollte, die Kunde von einem glänzenden Siege Blüchers bei Wahlstatt an der Katzbach über Macdonald am 26. ein, der die Ostarmee der Franzosen mit einem Verluste von bei 20000 Mann in die Lausitz zurückwarf. Durfte er unter diesen Umständen noch nach Böhmen ziehen? Er überlegte die Frage und beantwortete sie in einer Reihe von Notizen, die gegen diese Absicht sprachen. Es war ja sein ursprünglicher Hauptplan, im Süden defensiv zu bleiben und nur im Norden offensiv vorzugehen. Darum hat er die Affaire bei Dresden lediglich als Sieg in der Defensive aufgefaßt, während sein Angriffsprojekt auf Berlin und die Oderfestungen, deren Besatzungen sich nach seiner Berechnung nur bis in den Oktober halten konnten, am Scheitern war. Hier also denkt er persönlich und mit stärkeren Kräften eingreifen zu müssen, während er Dresden bloß in besseren Verteidigungsstand setzte. Und nun war es der Politiker in ihm, der sich zu dem Strategen gesellte und denselben beirrte: „Ich kann damit erreichen, daß sich die Russen von den Österreichern trennen, denn ich kann Österreich gegenüber meine Rücksicht für dasselbe geltendmachen, den Krieg nicht nach Böhmen getragen zu haben.“ Binnen der nächsten zwei Wochen will er — Macdonald werde sich gegen Blücher schon behaupten — Berlin genommen, Stettin verproviantiert, die Werke der Preußen zerstört und die Landwehr desorganisiert haben. Die Verfolgung nach Böhmen unterbleibt.

Es muß den Kriegskundigen überlassen werden, die strategische Seite dieses Planes zu prüfen. Sie haben ihn bisher

Jahre 1815, einigen Generalen gegenüber, seinen großen Irrtum über die Bedeutung seines Dresdener Sieges mit diesem geringfügigen Zufall maskiert.

verurteilt. Und als ob die Ereignisse selbst dem Kaiser Unrecht geben wollten, hatte eben jetzt der isoliert vorgeschobene Vandamme am 29. August bei Kulm von Russen und Österreichern in der Front überlegenen Widerstand erfahren und war schließlich am 30. auch noch von Kleist, der auf der Peterswalder Straße hinter ihm dreinmarschiert war, im Rücken gefaßt worden. Sein Korps wurde bis auf einen geringen Rest vernichtet, der in der Flucht über die Berge sein Heil suchte.

Aber auch das Unternehmen gegen Berlin sollte nicht zur Ausführung gelangen. Schon waren anfangs September die Befehle dazu erteilt, als von Macdonald ein trostloser Bericht eintraf, der den Kaiser mit den Hilfskorps nach Bautzen rief. Er begiebt sich dahin. Hier will er die Garde, das Korps von Marmont und ein Kavalleriekorps als Verstärkung einsetzen, um den heftig vordringenden Blücher zu schlagen, und dann „in großer Eile" auf Berlin marschieren. Gut. Wie aber, wenn es gar nicht zur Schlacht kam? wenn Blücher, dessen urkräftiges Ungestüm durch die geistige Überlegenheit seines Generalstäblers Gneisenau gelenkt und gemäßigt ward, neuerdings, wie schon im August einmal, Napoleons Anwesenheit erfahrend, zurückwich und ihn hinter sich her in das ausgesogene Land lockte? Das geschah wirklich. Blücher ging von Hochkirch fechtend zurück nach Görlitz. Diesmal aber merkte Napoleon die Absicht und ließ von der „Verfolgung" ab. Er muß nun ohne, wie er gehofft, die schlesische Armee geschlagen zu haben, gegen Bernadotte ziehen. Auch hierzu sind schon die Ordres ausgegeben, als von Dresden her die Nachricht von einer neuen Offensive der böhmischen Armee an ihn gelangt. Er wäre übrigens für diesmal im Norden zu spät gekommen, wo Bülows kraftvolle Energie und die Tapferkeit der preußischen Landwehr, die Napoleon nicht gering genug zu schätzen wußte, am 6. September bei Dennewitz so entscheidend über Ney, der an Oudinots Stelle getreten war, gesiegt hatten, daß derselbe bis Torgau und weit darüber hinaus flüchten mußte. „Ihre linke Flanke ist offen",

schreibt der geschlagene Marschall am Tage darauf an den Kaiser, „nehmen Sie sich in Acht. Ich glaube es ist Zeit, die Elbe zu verlassen und an die Saale zurückzugehen“.*)

Ehe ihn dieses Schreiben fand, war Napoleon in Dresden angekommen und gewahrte bei einer Rekognoszierung die Höhen der Gebirgsstraßen nach Böhmen in feindlichen Händen. Die Alliierten hatten nämlich, durch den eigenen Sieg bei Kulm und die Erfolge der beiden andern Armeen völlig aufgerichtet, auf die erste Kunde von dem neuen Vormarsch des Kaisers gegen Blücher eine doppelte Diversion zu dessen Gunsten unternommen. Eine Abteilung von 60 000 Österreichern sollte auf das rechte Ufer der Elbe hinübergehen und bei Rumburg in die Flanke des avancierenden Feindes fallen, während der Rest der Hauptarmee die bei Dresden zurückgebliebenen Streitkräfte festhielt. Napoleon hatte von der Diversion über Rumburg Kenntnis. Er will den Moment benutzen, die Feinde nach Peterswalde zurückwerfen und dort unter Umständen einen Vorstoß nach Böhmen wagen. Das Erste gelingt, das Zweite unterbleibt, des ungünstigen Terrains wegen, und am 12. September ist der Kaiser wieder in Dresden. Als bald darauf die Verbündeten, die auf die erste Kunde von Napoleons Anwesenheit das detachierte österreichische Korps bis auf eine Division zurückgerufen haben, aufs neue über das Gebirge rücken, um einen Zug Schwarzenbergs nordwestwärts in der Richtung auf Leipzig zu maskieren, hindert Jener diese Absicht, indem er wieder bis gegen Kulm vorbricht. Zu einem erfolgreichen Angriff erscheint ihm aber auch jetzt wieder die feindliche Stellung zu stark, da er

*) Von den übrigen Heeresteilen, die gegen die Nordarmee der Verbündeten zu operieren hatten, war Girards Division, als sie von der Affaire bei Großbeeren hörte, umgekehrt und auf dem Rückzuge nach Magdeburg zersprengt worden, Davoût dagegen, dessen Korps über die Hälfte aus Holländern und Niederdeutschen, also aus den unzuverlässigsten Elementen bestand, konnte nur einen schwachen Offensivversuch wagen, der ebenfalls schon nach der Niederlage Oudinots aufgegeben wurde.

selbst durch die Schwierigkeit der Verpflegung seines Heeres genötigt ist, zwei Korps nordwärts zu entsenden, um die Zufuhr auf der Elbe zu decken. Er muß sich Schwarzenberg gegenüber mit dem „System des Hin und Her“ begnügen, wie er am 18. September an Saint-Cyr schreibt. Auch hier wünscht er sehnlich angegriffen zu werden, doch vergebens. Die Feinde weichen dem obersten Heerführer aus und schlagen seine Generale.

Er darf jedoch nicht lange unthätig bleiben, da sich der Kreis der gegnerischen Kräfte um ihn her immer mehr verengt und er die Masse seiner Truppen auf dem eingeschränkten Raume nur mit täglich wachsenden Schwierigkeiten ernähren kann. Nachrichten von Ney, der auf das linke Ufer der Elbe zurückgegangen war, melden, daß die Armee Bernadottes und Bülows den Übergang über diesen Fluß plane und in der Nähe von Dessau Anstalten dazu treffe, und daß vom Heere Blüchers eine Abteilung nordwestwärts heranziehe. Bei solcher Gefahr, überflügelt zu werden, befiehlt Napoleon den Rückmarsch auf das linke Ufer der Elbe und giebt das rechte auf.

Seitdem er den entscheidenden Moment nach der Dresdner Schlacht versäumt hatte, war sein Wille machtlos, er selbst nur ein Spielball seiner Gegner geworden, bald hierhin, bald dorthin geworfen, sodaß ihn der Volkswitz, seiner wiederholten Fahrten nach Bautzen wegen, den „Bautzner Boten“ nannte, bis schließlich seine vorgeschobene Position ganz unhaltbar wurde. Und dazu im Heere die unerquicklichsten Zustände! Mißmut und Verdrossenheit, wohin man horchte! Voraus bei den höheren Offizieren. Selbst Fernerstehende mußten aufmerksam werden. „Es scheint mir“, schreibt der württembergische General Franquemont an seinen König am 10. September, „die französischen Generale und Offiziere sind des Krieges überdrüssig, und die Soldaten kann bloß die Gegenwart des Kaisers beleben“. In der That, wo sein Auge nicht auf ihnen ruhte, warfen sie ihre Pflicht ab, wie eine drückende Last, entledigten sich häufig ihrer Waffen und verließen die Kolonnen oder stahlen sich unter

die Leichtverwundeten, indem sie sich selbst verstümmelten. Kaum ein Monat war seit dem Wiederbeginn des Feldzugs verflossen, und schon waren über 60 000 Mann und fast 300 Geschütze in des Feindes Hände geraten, und Haufen von Hunderten, ja Tausenden Unbewaffneter zogen nach Westen. Was diese aus den Reihen trieb, war die entsetzliche Not, die einriß, als die gepeinigten schlesischen und sächsischen Landschaften ihre letzte Kartoffel hergegeben hatten und die Zufuhr auf der Elbe durch das Zurückweichen Neys fast unmöglich geworden war. „Herr Graf Daru“, schreibt der Kaiser selbst am 23. September an den Direktor der Armeeverwaltung, „die Armee wird nicht mehr ernährt. Es wär' eine Illusion, die Sache anders anzusehen“. Aber er kann nicht helfen. Und doch gewahrt er bei weitem nicht den ganzen Jammer, den ihm pflichtvergessene Augendienerei ebenso sorgsam zu verbergen sucht, als sie ihn nur zu oft über die Wahrheit widerwärtiger Ereignisse zu täuschen weiß.*) Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß von den 400 000 Mann, die der Kaiser Mitte August in Sachsen zur Verfügung hatte, Ende September kaum 250 000 beim Appell antworteten. Und diesen gebrach es an Ausrüstungsgegenständen, an Kleidung, an Schuhen und bald auch an Munition, da die Transporte aus dem Westen immer häufiger von feindlichen Parteigängern abgefangen wurden. Während die Alliierten sich um ein Heer von 50 000 Mann russisch-polnischer Reserven, das Bennigsen heranbrachte, verstärkten, kam nur Augereau mit 16 000 nach Leipzig. Zwar wurde am 27. September in Paris die Aushebung von 160 000 Konskribierten von 1815 und 120 000 der sieben letzten Altersklassen gefordert, aber wenn auch der Senat

*) Besonders Bertrand, ein devoter Günstling ohne viel Talent und Verdienst, bekannt durch seinen Ehrenwortsbruch vom Jahre 1805 im Kriege mit Österreich, suchte mit derlei Nachrichten sich angenehm zu machen. Seine Berichte nach der Schlacht bei Groß-Beeren mögen Napoleon veranlaßt haben, die Nordarmee nicht zu verstärken, was dann den zweiten Sieg der Preußen erleichtert hat.

sofort sein Dekret ausfertigte, so konnten die neuen Rekruten doch noch nicht für die nächste, offenbar sehr kritische Zeit in Betracht kommen.

In dieser ernsten Lage der letzten Septembertage, da sich „sein Schachspiel verwirrte“, wie der Kaiser zu Marmont sagte, hat er es wieder mit der Politik versucht. Wir kennen einen Brief an Franz I., den er am 25. durch den Adjutanten Flahault als Parlamentär dem österreichischen General Bubna, der mit seiner Division zum Blücherschen Heere detachiert blieb, überbringen ließ. Darin ward die geplante Übergabe der polnischen Festung Zamosc zum Vorwand genommen, um von Frieden zu sprechen. Der Abgesandte hatte daneben die mündliche Instruktion, zu versichern, daß es seinem Herrn jetzt besonders um den Abschluß desselben zu thun und er bereit sei, für Österreich und Preußen große Opfer zu bringen, „wenn man ihn nur hören wolle“. Aber Franz I., der am 9. September zu Teplitz seine bisherige Waffenbrüderschaft in ein festes Bündnis mit Rußland und Preußen umgewandelt hatte, stand nun vertragsmäßig zu diesen. Am 3. Oktober wird er mit England einen Subsidientraktat abschließen und fünf Tage später werden Unterhandlungen, die er in Ried mit Baiern pflegen läßt, zu einem förmlichen Anschluß auch dieses Staates an die Koalition geführt haben. So versagt sich die Politik dem Kaiser der Franzosen, und alles hängt nur noch von seiner Feldherrnkunst ab. Sie wird den Abgang an verbündeten Kräften, die mangelnde Begeisterung seiner Truppen, das Defizit an Mut und Selbstverleugnung in seinem Heere wettzumachen haben. Wird sie dieser Aufgabe gewachsen sein?

Napoleon hat sich noch im September entschlossen, Blücher in sicherer Stellung hinter der Elbe zwischen Königstein und Meißen zu erwarten. „In dieser Position werd' ich“, schreibt er am 23. an Murat, „den Feind mit den Augen verfolgen und, wenn er sich auf irgendeine Angriffsoperation einläßt, mich auf ihn stürzen, sodaß er eine Schlacht nicht vermeiden kann“. Aber

er wartete vergebens. Mehr als eine Woche verging, und der Angriff Blüchers erfolgte nicht. Was war der Grund? Blücher war schon am 26. — Macdonald täuschend — mit seinem Heere von Bautzen über Kamenz in der Richtung auf Wartenburg abmarschiert, wo dann Yorck am 3. Oktober gegen Bertrand den Übergang erkämpfte. Zur gleichen Zeit war die russische Reservearmee unter Bennigsen durch Schlesien und Böhmen bis Teplitz gelangt, Bernadotte bei Dessau über die Elbe gegangen, die Hauptarmee hatte die Offensive in der Richtung auf Leipzig ergriffen. Von alledem erfährt Napoleon erst recht spät. Noch am 4. Oktober fragt er bei Macdonald an, wo die Blücherschen Korps stehen. Als er endlich die Wahrheit vernimmt, ist er höchlich überrascht; derlei große Unternehmung hatte er dem Feinde nicht zugetraut. Nun wo es offenbar war, daß die Gegner sich in seinem Rücken vereinigen wollen, ließ sich auch die Elblinie nicht länger halten, und seines Bleibens konnte in Dresden nicht mehr sein. Am 5. Oktober faßt er den Plan, zwei Armeen zu bilden: die eine unter Murat, drei oder vier Korps stark, wird er zwischen das Schwarzenbergsche Heer und Leipzig stellen mit der Aufgabe, sich durchaus defensiv zu verhalten und allmählich vor den überlegenen Kräften des Feindes auf diese Stadt zurückzuweichen; die zweite will er selbst rasch über Meißen und Wurzen zu Ney führen, sich mit diesem vereinigt zwischen Leipzig und die schlesische Armee schieben, die Letztere schlagen und werfen, und dann sich mit Murat wider das gegnerische Hauptheer wenden. Von diesem Plane kam er später nur in dem Punkte zurück, daß er Dresden von zwei Korps unter Saint-Cyr besetzt ließ. War es in der Absicht, von der Schwarzenbergschen Armee mehr in Böhmen festzuhalten? oder wollte der Protektor des Rheinbundes die Residenz des getreuesten Bundesfürsten nicht in Feindeshand fallen lassen und damit sein Prestige schädigen? Gleichviel, er hatte später in der großen Entscheidungsschlacht den Abgang der 30 000 Mann bitter zu beklagen.

Von dem Herankommen Napoleons erhielten nun aber wieder

Blücher und Bernadotte, die am 7. Oktober zusammengekommen waren und den gemeinsamen Marsch auf Leipzig beschlossen hatten, lange keine Nachricht. Dann warf die plötzliche Kunde von dem Anrücken des entfernt Geglaubten ihre Absicht um. Bernadotte, der bisher seine Siege durch die Preußen hatte erkämpfen lassen und sein schwedisches Korps mit ängstlicher Vorsicht vor Verlust bewahrte, sprach sofort von Rückzug über die Elbe, den er auch Blüchern empfehlen wollte, erklärte sich aber schließlich doch bereit, diesseits zu bleiben und von Aken südwärts zu marschieren, als der preußische Feldherr sich anheischig machte, über die Mulde auszuweichen und mit der Nordarmee verbunden hinter die Saale zu gehen. Dieser kühne Plan hatte zur Folge, daß Napoleon, der nun ganz sicher auf eine Schlacht gerechnet hatte, sich doch wieder nur einem ausweichenden Feinde gegenübersah. Er ist deshalb in der denkbar schlechtesten Stimmung während der vier Tage, die er vom 11. bis 14. Oktober auf dem Schlosse zu Düben zubringt. Daß sich Blücher nicht fassen ließ, giebt ihm hier die Absicht ein, gegen die rückwärtigen Verbindungen der schlesischen und der Nordarmee, d. i. auf Wartenburg und Dessau zu operieren, sie dadurch zurückzunötigen, zu schlagen, über die Elbe zu werfen, Berlin zu bedrohen, dann selbst auf dem rechten Ufer stromaufwärts nach Dresden zu rücken, die dortige Besatzung mit sich zu nehmen und wider die Hauptarmee loszugehen. So weitausschauende Projekte muß er entwerfen, um seinen Vorsatz, die Gegner getrennt zu besiegen, noch festzuhalten. Von dem Marsche Blüchers zur Saale, wo derselbe von Halle aus Fühlung mit der Hauptarmee sucht, weiß er zunächst nichts. Er läßt wirklich an die Elbe vorstoßen, und da das Korps Tauenziens, welches Bernadotte, ehe er nach Cönnern aufbrach, am Flusse zurückgelassen hatte, auf das rechte Ufer genötigt wird, wiegt er sich in der falschen Vorstellung, Bernadotte sei mit allen Truppen wieder hinüber. Über Blücher erfährt er erst am Morgen des 12. annähernd Richtiges, nur vermutet er ihn noch nicht bei Halle. Und da scheint es ihm nun, da Schwar-

zenberg immer entschiedener sich Leipzig nähert, das Nötigste, diesen im Südosten der Stadt, und ehe er sich noch mit Blücher vereinigen kann, total zu schlagen. Aber ist es nicht schon zu spät? Hat er nicht zu lange in Düben verweilt und auf gute Kundschaft gehorcht, ehe er handelte? Wer ihn dort, wie Odeleben, sich langweilen sah, „auf Nachrichten von der Elbe harrend, auf einem Sofa seines Zimmers, ganz geschäftslos vor einem großen Tische sitzen, auf dem ein Bogen weißes Papier lag, das er mit großen Frakturzügen erfüllte“, wer ihn so sah, den thätigsten Mann der Welt, der konnte leicht, wie Marmont, von ihm sagen: „Man erkennt Napoleon während dieses Feldzugs nicht wieder!“ Wie die Dinge lagen, konnte wohl kein Manöver mehr die Zusammenwirkung der feindlichen Armeen aufhalten. Strategisch war er bereits besiegt, und nur als letzte Hoffnung blieb ihm die Entscheidungsschlacht, die er jetzt gegen eine ungeheure Übermacht — 200 000 Mann gegen 300 000 — wagen muß.

So schlimm freilich sah der Kaiser seine Lage nicht an, als er am 14. Düben verließ und nach Leipzig fuhr. Er hatte nun zwar auch erfahren, daß Bernadotte nicht jenseits der Elbe stand, aber er glaubte fürs erste doch gegen Norden und Westen sicher zu sein und bei der nächsten Aktion nur mit Schwarzenberg zu thun zu haben. Und hätte er nicht so lange gesäumt, so wär' es auch wirklich so gekommen. Denn von dem feindlichen Hauptheere war noch keineswegs alles Murat gegenüber südlich der Stadt angelangt: Bennigsen mit den Reserven und ein Korps, welches Dresden beobachtet hatte und nun herankommandiert ward, etwa 65 000 Mann, standen am 16. noch eine Tagreise weit entfernt. Auch war Bernadotte, welcher sich, wie immer bisher, weit vom Schuß hielt, mit 60 000 Mann nicht in Verbindung mit Blücher vorgegangen, der deshalb wieder nur sehr vorsichtig avancierend erst am 15. von Halle nach Schkeuditz gelangte. Überdies hatte Schwarzenberg eine durch die Flüsse Elster und Pleiße und das Leipziger Ratsholz zer-

legte Aufstellung genommen, und wenn Napoleons Heer nur um einen Tag früher ankam, so stand es mit überlegenen Kräften — er hat über 170 000 Mann zur Verfügung — gegen einen schlecht situierten Feind und konnte ihn werfen. Aber die Garden, die Truppen Mortiers, Oudinots und die Reiterdivisionen sind erst am 15. zu Murat gestoßen, dessen drei Korps (Poniatowski, Victor, Lauriston) die Linie zwischen Pleiße und Liebertwolkwitz halten. Macdonald wird erst während des Kampfes am nächsten Tage auf dem linken Flügel einrücken. Marmont muß nördlich der Parthe bleiben und bei Möckern gegen größere Massen sich zu halten suchen, denn Blücher war nun doch herangekommen. Reynier ist noch in Düben zurück. Der Kaiser steht allerdings auch jetzt an der wichtigsten Stelle, im Süden der Stadt, dem Feinde mit starken Kräften gegenüber, aber die Situation im Norden ist um so kritischer.

Am 16. Oktober um neun Uhr vormittags beginnen die Verbündeten den Kampf um die Ortschaften Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz, der sich mit der größten Hartnäckigkeit zwei Stunden lang fortsetzt. Unterdes sind Macdonald und das Reiterkorps Sebastianis angekommen, und Napoleon geht nun seinerseits zum Angriff über: er will das Centrum des Gegners zwischen Wachau und Liebertwolkwitz durch 150 Geschütze erschüttern und durch eine mächtige Reiterattacke durchbrechen lassen, während Macdonald dessen linken Flügel über Seifertshayn umgeht; dann wird der Feind westwärts in die Flüsse geworfen und von seinen Nachschüben getrennt. So die Absicht. Noch in den Mittagsstunden beginnt die Kanonade und darauf die Kavalleriecharge, welche das Centrum wirklich bis über Gossa zurückwirft. Aber die nachrückenden Infanteriekolonnen treten nicht rasch genug in die gerissene Lücke ein; die Reiterei selbst verliert den Zusammenhalt und kann durch die eilends von Magdeborn herbeigerufenen russischen Reserven und ein von Schwarzenberg über die Pleiße herzubeordertes Korps Österreicher zurückgewiesen werden. Unter diesen Umständen nützt es

wenig, daß Victor, den Oudinot verstärkt, rechts bis Auenhayn vorgedrungen ist und Macdonald den rechten Flügel der Verbündeten bis Groß-Pößnau umgebogen hat, auch nichts, daß ein schlechtüberlegter Angriff des österreichischen Korps Merveldt in der rechten Flanke auf Dölitz total mißglückt. Gerade dieser Angriff hat einen letzten Ansturm der alten Garde auf das Centrum hintangehalten, indem er dieselbe auf sich zog. Ein entscheidender Sieg ist somit nicht errungen. Nur ein Stück Schlachtfeld ist gewonnen. Aber gerade ein entscheidender Sieg mit Flucht und Auflösung des Feindes hätte müssen errungen werden, wenn Napoleons Sache nicht gänzlich scheitern sollte. Denn Marmont war unterdes durch Blücher nach hartnäckigster Gegenwehr von Möckern und Widderitsch bis hinter Gohlis und Eutritzsch an die Parthe zurückgedrängt worden. Und so ist trotz des Terrainerfolges bei Wachau der Tag für Napoleon verloren, da der nächste schon des Gegners Kräfte wesentlich vermehren, Bernadotte und Bennigsen heranführen muß.

Obgleich ihn eine Rekognoszierung am Morgen des 17. Oktober seine verzweifelte Situation erkennen und den Entschluß zum Rückzug fassen läßt, steht der sofortigen Ausführung desselben doch mancherlei entgegen. Einmal war das Korps Reyniers noch immer zurück und ebenso Maret mit den Kanzleien. Deren Eintreffen mußte abgewartet werden. Dann: hieß es nicht eine Niederlage eingestehen, wenn man sofort zur Retraite blies? Und wir wissen, wie ängstlich Napoleon gerade über den Schein wachte. Endlich waren die Truppen, die sich tags zuvor so trefflich geschlagen hatten, so sehr ermattet, daß sie den Abmarsch, der gewiß nicht ohne ernste Kämpfe abging, nicht sogleich antreten konnten. Man brauchte Zeit; man mußte sie gewinnen. Der Kaiser ließ den bei der Affaire von Dölitz gefangenen Merveldt vor sich kommen, gab ihm gegen Ehrenwort seinen Degen zurück und sandte ihn mit friedlichen Anträgen, die zunächst einen Waffenstillstand bezweckten, an Kaiser Franz ins Hauptquartier. „Ich werde mich“, sagte er zu dem Österreicher, „wenn man will,

hinter die Saale zurückziehen, Russen und Preußen gehen hinter die Elbe, Ihr nach Böhmen, und das arme Sachsen soll neutral bleiben.“ Er ließ auch durchblicken, was er von seiner europäischen Stellung aufzugeben bereit wäre: Hannover an England, die deutsche Nordseeküste, vom Rheinbund Alles was freiwillig von ihm abfiel, dann Polen, Spanien und Holland, doch das Letztere nur, wenn seine Unabhängigkeit gegen Großbritannien gesichert werde. Italien aber sollte nicht mehr in seine alten Verhältnisse, d. i. unter die Vorherrschaft Österreichs, zurückkehren; es würde nur unter einem einzigen Herrscher vereinigt dem System von Europa entsprechen. Mit dieser Klausel benahm er der Sendung Merveldts alle Aussicht auf Erfolg. Denn gerade um die Vorherrschaft in Italien hatte Österreich zehn Jahre lang gefochten, und ein Austerlitz hatte dazu gehört, ihm den Verzicht darauf abzuringen. Man einigte sich denn auch rasch im Hauptquartier, wo Franz I. den Sendling vor Zeugen empfing, den Antrag unbeantwortet zu lassen. Den Wiederbeginn des Kampfes verschob man, der erwarteten Verstärkungen wegen, auf den nächsten Vormittag. Ein Angriff von der Blücherschen Armee her, welcher die Franzosen hinter Gohlis und die Parthe drückte, wurde bald wieder abgebrochen.

Nachdem Napoleon bis zum späten Abend vergebens auf Merveldts Rückkehr gewartet, traf er die ersten Dispositionen zum Rückzug, indem er Bertrand, der am 16. Lindenau gegen ein österreichisches Korps gehalten hatte, Befehl erteilte, am nächsten Morgen auf der Lützener Straße bis Weißenfels vorzugehen und diesen Weg zu sichern; die junge Garde sollte ihn in Lindenau ersetzen. Das war aber zunächst auch alles, und dem Geschichtschreiber fehlen die Behelfe, sich und anderen zu erklären, warum der Kaiser nicht schon bei Einbruch der Nacht, wo Reynier bereits eingerückt, die Truppen ausgeruht waren und der gute Ruf des Feldherrn nicht mehr in Gefahr stand, mit aller Energie den Rückzug durch Leipzig antreten ließ. Scheute er die Verwirrung des nächtlichen Marsches durch die Stadt und über die

einzige Brücke? Denn andre hatte man zu bauen unterlassen. „Der 17. verlief ruhig“, erzählt Marmont in seinen Memoiren; „der Feind wartete seine Verstärkungen ab. Was uns betraf, so waren wir damit beschäftigt, die Ordnung unter unseren Truppen wiederherzustellen. Doch hätten wir von dem Augenblick an unsern Rückzug beginnen, oder doch die Mittel vorbereiten müssen, um ihn bei einbrechender Nacht zu bewerkstelligen. Aber eine gewisse Sorglosigkeit von seiten Napoleons, die man unmöglich erklären und nur schwer bezeichnen kann, machte das Maß unsrer Leiden voll“. Erst nach Mitternacht zog der Kaiser das Heer etwas näher an Leipzig heran, behielt es jedoch in Gefechtstellung. Es ist nun entschieden, er will den allerdings sehr schwierigen Durchzug durch Leipzig erstreiten, die ganze Armee des Feindes im Osten beschäftigen, ihn bei jeder Dorfschaft aufhalten, um so einem seiner Korps nach dem andern den ungestörten Abmarsch im Westen zu sichern. Für ihn handelte es sich also am nächsten Tage nur um ein Rückzugsgefecht, wie man es richtig bezeichnet hat, allerdings das großartigste, welches die Geschichte kennt. Er hat nach dem Eintreffen Reyniers und dem Abgang Bertrands noch gegen 146 000 Mann; die Verbündeten verfügen über die doppelte Anzahl, da auch Bernadotte endlich herangekommen ist und, nachdem ihm Blücher hochherzig 30 000 seiner Leute abgetreten, zur Teilnahme am Kampfe sich bereiterklärt hat.

Die französische Armee war am 18. in einer Linie aufgestellt, die sich von Connewitz die Pleiße aufwärts bis Dölitz zog, von da über Döfen nach Zuckelhausen und Holzhausen vorsprang, dann nordwärts bis Schönfeld und die Parthe entlang nach der Halleschen Vorstadt lief. Napoleon selbst nahm bei einer Tabaksmühle an der Colditzer Straße nächst Stötteritz seinen Standplatz. Die Verbündeten begannen um 8 Uhr anzugreifen. Sie erreichten, daß die Österreicher links über Dölitz, Döfen und Lößnitz hinausdrangen, die Russen im Centrum Zuckelhausen und Holzhausen eroberten, endlich die Preußen unter

Bernadotte, der bei Taucha mit 50 000 Mann über die Parthe gegangen war und nachmittags von dorther in Fühlung mit Bennigsen avancierte, den Feind bis an die Dörfer Anger, Krottendorf, Volkmarsdorf zurückwarfen. Die Dunkelheit machte dem blutigen Wüten ein Ende. Ein überwältigender Sieg, wie er der ungeheuren Übermacht entsprochen haben würde, ist, wie man sieht, von den Alliierten nicht errungen worden. Denn die Stellungen bei Connewitz und im Centrum bei Probstheida und Stötteritz sind im Besitze der Franzosen geblieben. Aber die Gefahr, die vom linken Flügel her droht, wo eine sächsische Division und eine württembergische Kavalleriebrigade zum Feinde übergegangen waren, zwingt Napoleon, schließlich auch diese Positionen aufzugeben und damit seine Niederlage einzugestehen. Schon mittags hatte er den Rückmarsch des Trains, am Nachmittag den dreier Reiterkorps angeordnet; bei einbrechender Nacht fuhr der große Artilleriepark durch die Stadt, und da diktierte der Kaiser Berthier auch die Ordre für den allgemeinen Rückzug. „Man hatte ihm", erzählt Odeleben, „einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, in Schlummer sank. Seine Hände ruheten, nachlässig gefaltet, im Schoß; er glich in diesen Augenblicken jedem andern, unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen marschierten in einiger Entfernung vorüber." Dann begab sich Napoleon nach Leipzig, wo er im Hôtel de Prusse die Nacht verbrachte.

Erst spät nach Mitternacht zogen auch die tapferen Verteidiger von Probstheida und Stötteritz in die Vorstädte hinein. Nur eine Nachhut blieb zurück, die den Feind bis nächsten Mittag von der Stadt fernhalten sollte. Erfolgte dann der allgemeine Sturm, so war es Aufgabe der letzteingerückten Korps, Leipzig womöglich noch bis Mitternacht zu halten. Aber es sollte anders kommen. In der Nacht und am Morgen des 19. war die Verwirrung in der Stadt, in die alles bei drei

Thoren hineinströmte, was doch nur bei einem einzigen wieder herauskonnte, ganz ungeheuer. Am Vormittage täuschte das unvermutete Vordringen einiger russischer Jägerabteilungen vom Rosenthal her den an der hohen Elsterbrücke postierten Genie-Korporal derart über die Lage, daß er die Brücke sprengte und dadurch die Korps der Arrieregarde völlig preisgab. Es blieb diesen Truppen nur übrig, sich zu ergeben. Ihre Führer suchten zu entkommen. Hier war es, wo sich Macdonald mit dem Pferde durch den Fluß schwimmend rettete, während Poniatowski, der edelste unter den Marschällen des Kaiserreichs und mit einer der tapfersten, in den Fluten versank; die anderen, Lauriston und Reynier, wurden gefangen; sie waren beide verwundet. Verwundet waren auch Ney, Macdonald, Marmont, Latour-Maubourg, Sebastiani u. a. Fünf Divisionsgenerale lagen tot. Über 60000 Mann hatten Napoleon die beiden Tage vom 18. und 19. Oktober gekostet. Etwas viel für ein Arrieregefecht Und nicht genug daran. Mit dem Rückzug nach dem Rheine, der jetzt unerläßlich geworden war, wurden auch die Besatzungen der Elbe-, Oder- und Weichselfestungen aufgegeben, d. i. etwa anderthalb hunderttausend Mann. Und noch ein Opfer forderte der Krieg: die Majestät Friedrich Augusts von Sachsen, dem Napoleon vor seinem Abgang vorgegaukelt hatte, er verlasse die Stadt nur, um im offenen Felde zu manövrieren, und werde sie in zwei bis drei Tagen wieder entsetzen.*) Der König ging als Gefangener nach Berlin, und Stein ward, als Vorsitzender einer Administrationskommission, Chef der Verwaltung des Landes im Namen der drei verbündeten Monarchen.

Als Napoleon bei Weißenfels etwas Ordnung in das retirierende Heer zu bringen trachtete, hatte er noch etwa 120000 Mann um sich. Aber sobald man hinter die Saale und dem

*) König Friedrich August selbst hatte sich zu mehreren Personen (dem Russen Toll, dem Preußen Natzmer) über Napoleons Vorspiegelung geäußert.

nachrückenden Feind aus den Augen gelangt war, bröckelten von dieser Masse mit jedem Tage Tausende ab. Ein Teil warf die Waffen fort und desertierte, Andere zogen als marodierende Banden von „Fricoteurs“ hinterher, Andere blieben entkräftet zurück. In den Kolonnen wütete der Hungertyphus, fortan der treue Begleiter der Armee. Erst in Erfurt, wo die wenig eifrige Verfolgung der Gegner dem Heere eine zweitägige Ruhe gönnte, konnte es sich etwas restaurieren und sammeln. Doch schon jenseits des Thüringerwaldes, den der Kaiser bei Eisenach umging, um über Fulda und Hanau nach Frankfurt und Mainz zu gelangen, waren es wieder nur noch kaum mehr als 60000 Mann, die in Reih' und Glied marschierten. Und auch diese mußten sich die Rückkehr an den Rhein erst noch erkämpfen, als ihnen am 30. Oktober Wrede bei Hanau mit einem bairisch-österreichischen Korps von 35000 Mann, das er in Eile vom Inn herangeführt, in den Weg trat. Bis nahe an Fulda war Blücher hinter Napoleon marschiert. Blieb er auf diesem Wege, so konnte das französische Heer jetzt, wenn Wrede aushielt, in die ärgste Lage geraten. Aber im Hauptquartier der Monarchen hatte man die Ansicht gewonnen, der Feind werde nicht über Fulda und Hanau, sondern über Alsfeld und Gießen nach dem Rheine streben, hatte demgemäß Blücher auf diese Straße verwiesen und auch Wrede entsprechend instruiert. Der Letztere glaubte daher am 30. nicht mit der ganzen feindlichen Armee zu thun zu bekommen und griff herzhaft an; seinen Irrtum erkennend, hielt er gleichwohl aus politischen Gründen — „Wir sind zu neue Freunde, um nicht unsern guten Willen mit Ernst zu bethätigen“, sagte er — am Kampfe fest. An diesem Tage standen auch Napoleon nicht mehr als 35000 Mann, darunter die Garden, zur Verfügung; der Rest der Bewaffneten folgte ziemlich weit zurück. Er wollte vorerst diese abwarten ließ sich aber — widerwillig — von Macdonald bestimmen, mit den Garden anzugreifen. Mit Erfolg. Dem Artilleriegeneral Drouot gelingt es, eine größere Anzahl Geschütze in des Feindes

linke Flanke zu bringen, und Wrede verliert nach hartnäckigem Widerstande die Schlacht. Der Weg nach Mainz war frei.

Am 2. November langte Napoleon dort an, um erst nach mehreren Tagen Aufenthalts nach Paris weiter zu reisen. Von der halben Million bewaffneter Männer, die in diesem Jahre, seinem Winke gehorchend, den Rhein überschritten hatten, kehrten kaum 90 000 zurück, viele ohne Wehr und mit dem Gift einer tödlichen Krankheit im Blute, das in der Rheinstadt sofort in fürchterlicher Stärke wüten und dem „Typhus de Mayence“ ein trauriges Andenken sichern sollte. „Die Menschenmasse“, erzählt ein Augenzeuge, „die alle Häuser und Straßen anfüllte, war unbeschreiblich; hier sah man die Soldaten noch mit halbem Leben, von aller Hilfe verlassen, vom Hunger gepeinigt, unter dem freien Himmel, bei Kälte und Regen auf harten Steinen liegen und auf den Tod mit Sehnsucht harren. Zu Hunderten starben sie täglich und lagen oft mehrere Tage unbegraben auf den Straßen.“ Man sah es, und auch der Kaiser sah, wenn er aus den Fenstern seines Palais über den Schloßplatz hinblickte, wie die zweite seiner großen Armeen verdarb. Was er wohl dabei empfinden mochte! Bevor der Feldzug begann, hatte er in Paris dem Grafen Molé versichert: „Glauben Sie nur nicht, daß ich nicht auch, wie die andern, ein fühlend Herz habe; ich bin sogar ein ganz guter Mensch. Aber seit meiner frühesten Kindheit hab' ich mich gewöhnt, diese Saite zum Schweigen zu bringen, und nun bleibt sie stumm.“ Anders äußerte er sich in der Unterredung mit Metternich zu Dresden. Dort hatte dieser ihn gefragt: „Werden Sie, wenn die ohnehin vorweggenommene Generation Franzosen, die Sie unter die Fahnen gerufen, verschwunden sein wird, werden Sie dann noch an die nächste appellieren?“ und Napoleon, durch die ungelegene Frage erregt, geantwortet: „Sie sind nicht Soldat und wissen nicht was eine Soldatenseele ist. Ich bin im Feldlager groß geworden, und ein Mann wie ich schert sich den Teufel um das Leben einer Million Menschen.“ Beinahe soviel hatten ihm

seine beiden letzten Feldzüge gekostet. Und wenn er jetzt in Mainz für Kranke und Verwundete Sorge trug, so geschah es auch nicht sowohl, um sie aus Menschlichkeit zu retten, sondern vielmehr um sie später wieder verwenden zu können. Denn all seine Thätigkeit beherrschte der eine Gedanke, den er kürzlich in Erfurt aussprach: „Bis zum Mai werd' ich eine Armee von 250 000 Streitern am Rheine haben."

Viertes Kapitel.

Elba.

So war nun ein zweites Kriegsjahr mit ungeheuren Verlusten für Napoleon zu Ende gegangen. Der nationale Widerstand der Russen hatte ihn auf einem Leidenswege ohnegleichen aus dem Zarenlande hinausgenötigt, der nationale Aufschwung der Deutschen zwang ihn über den Rhein zurück. Die Politik der Fürsten und ihrer Kabinette verschwand völlig neben dem elementaren Drange des Völkerwillens nach Unabhängigkeit von fremder Willkür. Vergeblich war das Zögern Friedrich Wilhelm III., das zaudernde Wägen und Messen seiner Diplomaten gewesen: er mußte in den Krieg gegen den Alliierten des Vorjahres. Vergebens hatte Metternich für seinen Herrn eine besondere, durch Bündnisse gestärkte neutrale Stellung ausgesonnen: Franz I. mußte sie aufgeben und gegen den Eidam das Schwert ziehen. Umsonst, daß Friedrich August von Sachsen seine Treue gegen den Schöpfer seiner Königskrone bethätigte: seine Regimenter entfremdeten sich ihm und überließen ihn seinem Schicksale. Und ebenso waren westfälische Truppen, württembergische Reiter, badensisches Fußvolk lange schon zum Feinde übergegangen, ehe Jérôme in der letzten Oktoberwoche sein Land verließ, König Friedrich I. und Großherzog Karl sich

den Verbündeten anschlossen. Bald stand der ganze Rheinbund gegen seinen Protektor. Und wie bei den Deutschen gewannen auch bei den andern heerpflichtigen Völkerschaften des Kaiserreichs die Nationalparteien die Oberhand. So bei den Italienern, auf die der „miso gallo“ Alfieris nicht ohne Wirkung geblieben war. Murat mit den Neapolitanern hatte sich noch vor der Hanauer Schlacht unter dem Vorwande, die Lage seines Königreichs erheische seine Rückkehr, von Napoleon getrennt. Seine Gedanken gingen aber nach anderen Dingen: er will nicht nur die Krone Neapels behalten, sondern auch die des ganzen Italien hinzugewinnen — vorausgesetzt, daß sich hier nicht die Donaumacht in ihre alten Rechte setzte. Denn schon Ende Oktober 1813 hatten die Österreicher unter Hiller die Truppen des Vizekönigs Eugen bis hinter die Etsch zurückgetrieben und Triest samt den dalmatinischen Festungen in ihre Hände bekommen. Die Holländer empörten sich Mitte November in Amsterdam offen wider Napoleon und erklärten sich für das angestammte Haus Oranien. Und während all das geschah, hatte auch der spanische Nationalkrieg unter Führung und Teilnahme der Engländer wieder neue Erfolge über die Franzosen ergeben. Im September war die Seefestung San Sebastian, im Oktober Pampeluna in Wellingtons Hände gefallen und dadurch der Weg nach Bayonne völlig frei geworden, den der Brite, nachdem er von Napoleons Mißerfolgen gehört, alsbald einschlug und unter fortwährenden Kämpfen mit Soult fortsetzte. Zugleich wich Suchet, um nicht seine Verbindungen mit Frankreich zu verlieren, aus Katalonien über die Pyrenäen zurück.

So erwehrten sich die fremden Völker des schwer lastenden Übergewichts, und die eigenste Schöpfung Napoleons, das internationale Empire, brach unter dem thatkräftigen Widerwillen der Nationen zusammen. Nun kam für sein Schicksal nur noch in Frage, ob denn nicht jetzt auch diejenige Nation, deren Land und Kraft er zum Stützpunkt seiner Weltherrschaft gemacht hatte, seines Regimentes endlich überdrüssig wurde, das in rule-

losem Drange ohne Grenzen ihr Blut und Gut vergeudete? Jetzt konnte er nicht, wie vor Jahresfrist, die widrigen Elemente der Natur als seine Bezwinger und als die Vernichter der zweiten gewaltigen Armee anklagen, die ihm in der Hoffnung auf Sieg und Frieden überantwortet worden war, und was er als die eigentliche Grundlage seiner Macht ansah, seine Geltung, war tief erschüttert. Wird er noch ein drittes Mal die Mittel zu einem neuen Kriege erhalten?

Allerdings hatte ihm der Senat, noch ehe auf der Leipziger Ebene der entscheidende Schlag fiel, mit gewohnter Devotion, wie erwähnt, 280 000 Mann zugewiesen. Aber wie wenig war das, um gegen Europa zu kriegen. Gewiß, auch der Konvent hatte gegen den ganzen Erdteil den Kampf aufgenommen, aber mit frischen Kräften, die der Enthusiasmus neuerrungener Freiheit beseelte. Seitdem waren zwanzig Jahre fast ununterbrochenen Streitens verflossen, die Nation hatte ihre Freiheit wieder eingebüßt, und ihre Begeisterung für den Mann, der ihr Ordnung und Ruhm verschaffte, war geschwunden, seitdem seine Glorie sich verdüsterte und an die Stelle erträumter Ruhe und friedlichen Genießens nur immer neue Fehden mit immer größeren Opfern traten. Denn die Zeit war lange vorbei, wo der Kaiser als Sieger dem französischen Volke Provinz auf Provinz zu Füßen legen und versichern konnte, daß all diese Kämpfe dem Lande so gut wie nichts kosteten. Im letzten Jahre hatte er die klaffenden Lücken des Staatsbudgets nur noch durch einen dreisten Griff in das Nationalvermögen stopfen können und den Verkauf der Gemeindegüter angeordnet. Nun stellte sich heraus, daß dieses Experiment einen sehr geringen Erfolg gehabt hatte und daß nur ein kleiner Bruchteil der Werte in Geld umgesetzt werden konnte. So fehlte es dem Staate eben jetzt, da er sich in der bedrängtesten Lage befand, an den nötigen materiellen Mitteln. Wo waren sie zu finden, wenn — die Folge der hohen Blutsteuer — die Äcker brach lagen, die Industrie feierte, der Handel stockte? Etwa in der Erhöhung der Zölle? Aber der Im-

port war geringfügig. Oder durch Vermehrung der Grundsteuer (um 30%), der Thüren- und Fenstersteuer, der Patentensteuer, der Salzsteuer und der indirekten Steuern? So beschloß der Senat am 11. November. Aber das Erträgnis wird nicht hinreichen. Man wird im Januar 1814 die Grundsteuer statt um 30% um die Hälfte erhöhen müssen, und ebenso die anderen im gleichen Maße, und gleichwohl vergeblich. Das Steuererträgnis wird in diesem Jahre einen Ausfall von 50% aufweisen. Die Rente ist bis auf 50 gefallen, die Aktien der französischen Bank, welche ehedem 1400 Franken und mehr gegolten hatten, werden nun mit wenig über 700 gehandelt. Niemand kauft, denn niemand hat Geld flüssig. Die Weinbauern behalten ihr Gewächs in den Kellern; die Magazine der Fabriken sind überfüllt. Napoleon wird, wenn er rüsten will, fürs erste nur seinen Tuilerienschatz zur Verfügung haben, von dessen 65 Millionen die nächsten Wochen den größten Teil verschlingen werden.

Und wie an Geld, so fehlte es nun auch schon an Leuten für den Krieg. Zwar die Konskription vom Oktober ging noch leidlich von statten. Der Feind stand ja an der Grenze, und der Patriotismus forderte sein Recht. Man hatte, um das Vaterland zu verteidigen, doch keinen andern General, dem man sich in gleichem Maße anvertrauen konnte, wie dem genialen Kaiser. Darum blieb vorerst die Masse des französischen Volkes — die Polizeinoten beweisen es — gut imperialistisch. Nur in den dem englisch-bourbonischen Einfluß ausgesetzten Nordprovinzen: Flandern, Artois und Normandie, und den südlichen: Guyenne, Gascogne, Provence war die Bevölkerung gleichgültig gegen die Invasion oder doch dem Kaiserreich abgeneigt. In den übrigen Landesteilen lieferte der Bauer resigniert seinen letzten Sohn ab, und nur als ein zweites Senatsgesetz vom 15. November 1813 anordnete, aus den Altersklassen von 1803 bis 1814, die schon gedient hatten, neuerdings 300 000 Mann auszuheben, d. i. auf die Familienstützen und Ehemänner zu greifen, ergaben sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Einberufenen stellten sich

nicht oder entflohen in die Wälder, und zu Beginn des neuen Jahres war von den 300 000 Mann nicht viel mehr als der fünfte Teil rekrutiert. Und ebenso schlimm stand es um die Schaffung einer neuen Nationalgarde, wie sie der Senat — was bewilligte dieser Senat nicht alles! — am 17. Dezember in 450 Cohorten anbefahl. Der Bauer wußte vom letzten Feldzug her, daß der Kaiser, wenn er Soldaten brauchte, zwischen Miliz und Linie keinen Unterschied machte. Er war bereit, seinen Hof zu verteidigen, aber nicht, ihn mit Weib und Kind im Stiche zu lassen und zur Armee zu gehen. Keine 20 000 Mann brachte man in den Depots zusammen. Und selbst für diese geringen Ergebnisse der neuen Aushebung fehlte es noch an Armaturgegenständen, Uniformen und Waffen.

Fürwahr, das waren üble Aussichten für die Fortsetzung des Krieges gegen das verbündete Europa, wenn auch die Stimmung des französischen Volkes den Kaiser noch nicht fallen ließ, die liberale Agitation gegen ihn in den tieferen Schichten noch keinen Boden fand und die Bourbons mit ihrem Anhang hochmütiger Aristokraten der alten Abneigung noch immer sicher waren. Wenn man nur nicht nach zwei Seiten — gegen Süden und Osten — zugleich hätte Front machen müssen und die Truppen Soults und Suchets für den Krieg gegen die Alliierten hätte verwenden können. Daran dachte Napoleon wohl und deshalb entschloß er sich, den gefangenen Ferdinand VII. von Spanien freizulassen, ihm sein Land zurückzugeben und mit ihm Frieden zu schließen. Am 8. Dezember kam in Valençay der Vertrag zu stande. Anstatt nun aber den König sogleich heimzuschicken, was nach Wellingtons Zeugnis das einzige Mittel gewesen wäre, den Engländern den Krieg unmöglich zu machen, ließ sich Napoleon durch eine Intrigue Talleyrands, der jetzt mit allen Geheimmitteln der Politik des Kaisers Stellung zu untergraben suchte, bestimmen, vorerst den Vertrag den Cortes in Madrid vorzulegen. Diese verweigerten — Talleyrand war dessen sicher gewesen — die Annahme, die Unterhandlungen zogen

sich bis in den Januar hin, und die Armeen des Südens konnten nicht frei werden.

Und wie den König von Spanien, so wird der Kaiser auch daran denken müssen, seinen zweiten Gefangenen freizugeben: den Papst. Durch den Zusammenbruch des Empire ward ja auch seinen kirchenherrlichen Absichten der Boden entzogen. Wieviel hatte er sich nicht von seiner Gewalt über den h. Vater versprochen! „Von diesem Augenblick" — sagte er später — „würde ich den Papst wieder erhoben, ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben, ein Idol aus ihm gemacht haben; nie hätte er seine weltlichen Besitztümer vermissen sollen. Ich hätte dann meine kirchlichen Sessionen gehalten wie meine legislativen. Meine Concilien wären die Repräsentation der Christenheit, die Päpste deren Präsidenten gewesen; ich hätte sie eröffnet und geschlossen, ihre Dekrete gebilligt und verkündigt wie Konstantin und Karl der Große gethan. Wie fruchtbar an großen Ergebnissen wäre dies geworden! Der päpstliche Einfluß auf Spanien, Italien, den Rheinbund, Polen hätte die Bundesverhältnisse des großen Reiches enger geschlossen, und der, den das Haupt der Christenheit auf die Gläubigen in England und Irland, Rußland und Preußen, Österreich, Böhmen und Ungarn ausübt, wäre das Erbteil von Frankreich geworden." Aber das große Reich war nun im Wanken und sein Einfluß auf die Nachbarländer zunichte. Es war auf seine nationalen Grenzen eingeschränkt, und sein Monarch konnte nicht mehr daran denken, das internationale Universalsystem des Papsttums weiterhin damit zu verknüpfen. Gleich zu Beginn des letzten Krieges hatte Pius VII. das Konkordat von Fontainebleau widerrufen und später, als der Kongreß zu Prag tagte und Franz I. sich von Napoleon trennte, die apostolische Majestät Österreichs als Anwalt angerufen. Jetzt will ihn der Kaiser freigeben, doch auch nur gegen einen Vertrag, der das Gebiet des alten Kirchenstaates dauernd dem Königreich Italien zuspricht. Der Papst aber weist jede Unterhandlung aufs entschiedenste zurück, denn nicht in

Paris, nur in Rom könne eine solche geführt werden. Darauf hält ihn Napoleon fest, was seine politische Stellung nicht bessert, sondern eher mehr verwickeln muß.

Es blieb ihm zur Wahrung derselben überhaupt nur noch zweierlei übrig: entweder mit seinen reduzierten Kräften den mehrfach überlegenen Feind zu schlagen, oder mit ihm, ehe er über den Rhein ging, Frieden zu schließen, den Frieden, den Frankreich seit so viel Jahren vergeblich und jetzt, nach all den Verlusten, mit doppelt heißen Wünschen ersehnte. Aber war denn der Friede zu erlangen? Werden die Mächte, die soeben siegreich bis an den Rhein vorgedrungen sind, dort Halt machen und von Vergleich hören wollen? und wenn sie wollen, unter welchen Bedingungen? Die Antwort erfuhr Napoleon, als um die Mitte November 1813 ein französischer Diplomat, der Baron von Saint-Aignan, aus Frankfurt, dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen, in Paris anlangte. Saint-Aignan hatte bisher die französische Regierung an den Höfen zu Gotha und Weimar vertreten, war nach der Schlacht bei Leipzig in der letzteren Stadt gefangen und von den Verbündeten nach Frankfurt mitgenommen worden, wo man ihm eine ähnliche Rolle zudachte, wie sie Napoleon jüngst Merveldt hatte spielen lassen. Metternich eröffnete ihm nämlich im Beisein und unter formeller Zustimmung Nesselrodes und des englischen Bevollmächtigten Lord Aberdeens, daß die Mächte geneigt seien Frieden zu schließen, wenn Napoleon die natürlichen Grenzen Frankreichs, d. i. den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen als Friedensbasis annehmen und einen Kongreß zum Zwecke einer allgemeinen Pazifikation beschicken wolle. Allerdings war diesem Anerbieten die einschränkende Klausel beigefügt, daß der Fortgang des Krieges durch die diplomatische Verhandlung nicht unterbrochen werden sollte; aber es war doch der Friede, der da in Aussicht stand, und wer es ehrlich mit dem Kaiser meinte, mußte ihm raten, sofort anzunehmen, denn es war so, wie es in Saint-Aignans Bericht hieß, „daß Napoleon der Menschheit viel Übel, Frankreich viel

Gefahren ersparen könne, wenn er die Unterhandlungen auch nicht um einen Tag hinausschiebe." Was die Verbündeten veranlaßte, einzuhalten und diesen Frieden anzubieten, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Man behauptete, daß die Rücksicht des Kaisers von Österreich für das Schicksal und die Sicherheit seiner Tochter überwogen habe. Metternich selbst war der Meinung, der Schritt werde, wie er in einem Privatbriefe an Caulaincourt, den er dem Unterhändler mitgab, schrieb, ohne Erfolg bleiben. War das ein indirekter Wink für Napoleon, rasch zuzugreifen? Alles hing davon ab, ob er es that.

Er kannte seine Lage ganz genau. „Meine Situation" — sagte er in dieser Zeit zu seinem Bruder Joseph — „erlaubt mir nicht mehr, an irgend eine fremde Herrschaft zu denken, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich das Territorium des alten Frankreich durch den Frieden erhalten kann. Alles um mich herum droht den Einsturz. Meine Armeen sind vernichtet und die Verluste, die sie erlitten, lassen sich nur mit äußerster Schwierigkeit wieder gutmachen. Holland geht uns unwiederbringlich verloren; Italien ist schwankend; das Benehmen des Königs von Neapel beunruhigt mich. Die Nachschübe für den Vizekönig, deren dieser dringend bedarf, langen nicht an, die Österreicher drängen ihn, und die Italiener, die er befehligt, zaudern. Belgien und die Rheinprovinzen geben Zeichen von Unzufriedenheit. Die spanische Grenze ist in der Gewalt des Feindes. Wie sollte man in einer solchen Krisis an auswärtige Throne denken? wie Frankreich, das sich kaum verteidigen kann, Opfer für eine andere Sache als die seiner Erhaltung zumuten, wo man doch im höchsten Falle nur auf solche rechnen kann, die zum Schutz des eigenen Gebietes unerläßlich sind?"*) Und dennoch hat

*) Miot v. Melito, Mémoires, III. 309. Man darf freilich nicht außer Acht lassen, daß diese Worte des Kaisers nur das Präludium bildeten zu der Forderung, Joseph solle auf das spanische Königtum verzichten, und deshalb vielleicht düsterer lauteten als Napoleon selbst seine Lage erschien. Immerhin aber entsprachen sie ganz den thatsächlichen Verhältnissen.

Napoleon den Friedensantrag der Feinde nicht schlechtweg angenommen. Zwar war dies im ersten Augenblicke seine Absicht gewesen und Maret hatte schon die betreffende Depesche ausgefertigt, als er sich doch wieder eines andern besann und, um etwas mehr Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen, damit er bei den Unterhandlungen nicht wehrlos dem Diktat der Feinde gehorchen müsse, in einem Schreiben vom 16. November die angebotene Friedensbasis gar nicht erwähnte, sondern nur Mannheim als Kongreßort vorschlug. Er täuschte sich. Metternich benützte diese aufschiebende Antwort des Kaisers, um sie in einem Manifest der Monarchen an das französische Volk zu verwerten. „Die verbündeten Mächte“ — hieß es darin — „sind im Kriege nicht gegen Frankreich, sondern gegen jenes laut verkündete Übergewicht, das der Kaiser Napoleon außerhalb der Grenzen seines Reiches zum Unglück Europas und Frankreichs zu lange ausgeübt hat. Der Sieg hat die alliierten Heere an den Rhein geführt. Der erste Gebrauch, den Ihre kaiserlichen und königlichen Majestäten davon gemacht haben, hat darin bestanden, daß sie S. Majestät dem Kaiser der Franzosen den Frieden angeboten haben.“ Über die Bedingungen desselben hieß es dann allerdings nicht mehr: Rhein, Pyrenäen und Alpen, wie ein erster Metternich'scher Entwurf noch enthalten hatte, sondern nur: „Die verbündeten Souveräne wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei“, und: „Die Mächte verbürgen dem französischen Reich eine Ausdehnung seines Gebietes, wie sie Frankreich unter seinen Königen nie gekannt hat“. So appellierten die Kabinette des alten legitimen Europa — und dies ist ein neues Zeugnis dafür, wie sehr sie in diesem Augenblicke von einer volkstümlichen Strömung getragen waren — vom Monarchen an den Souverän, vom Kaiser an das Volk, vom Herrscher eines internationalen Empire an die französische Nation. In dieser Scheidung zwischen Fürst und Volk, dieser Berufung an die höhere Instanz des Letzteren, lag das Gewicht des sonst recht schwächlich klingenden Aufrufs, und die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Napoleon

wurde sie nicht nur aus den Berichten der Präfekten gewahr, die ihn veranlaßten, Senatoren und Staatsräte in die Provinz zu schicken, um die Stimmung zu beleben und der kaiserlichen Regierung freundlicher zu gestalten; sogar den Appell an die alte revolutionäre Kampfesfreude durfte er nicht verschmähen, und die lange verpönte Marseillaise ward von den Drehorgeln durch die Straßen geleiert. Am deutlichsten aber zeigte sich dem Kaiser, wie schließlich die Franzosen selbst zwischen ihm und sich zu unterscheiden begannen, als am 19. Dezember 1813 der Gesetzgebende Körper zusammentrat.

Bis zu diesem Tage hatte Napoleon die Eröffnung hinausgeschoben, um den Mitgliedern nicht ganz ohne Beweis für seine Friedensliebe gegenüberzutreten. Erst nachdem er der öffentlichen Meinung, die, von Savary irregeleitet, in Maret einen Gegner des Friedens erblickte, diesen Minister geopfert, d. h. ihm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten abgenommen und dieselbe Caulaincourt, dem Herzog von Vicenza, übertragen hatte, den man als Repräsentanten der Pazifikationsidee ansah, nachdem er dann durch diesen am 2. Dezember an Metternich hatte schreiben lassen, wie er nun auch die angebotenen Friedensgrundlagen annehme, worauf der österreichische Minister erwiderte, daß der Eröffnung des Kongresses nichts im Wege stehe und England sofort benachrichtigt werde, damit es einen Vertreter sende: jetzt glaubte Napoleon Material genug zu besitzen, um sich, wie er es in früheren Jahren gethan, als friedfertigen Mann hinzustellen, dessen gute Intentionen von dem bösen Europa gestört würden. Diese Korrespondenz — nur diese, nicht aber die Eröffnungen Saint-Aignans und die aufschiebende erste Antwort darauf, welche doch das ganze Friedensgeschäft so gut wie zu nichte gemacht hatte — wurde den Deputierten vorgelegt, obwohl der Kaiser in seiner Thronrede versicherte, es würden alle Originalakten, die sich im Portefeuille des Auswärtigen Ministeriums vorfinden, mitgeteilt werden. Der Schluß seiner Botschaft, die an die Nationalehre appellierte,

enthielt die übliche Forderung neuer Opfer, denn „die Nationen unterhandeln nur dann mit Sicherheit, wenn sie all ihre Kräfte entfalten." Die Deputierten aber verstanden die Sache anders. Ein von dem Bordelaisen Lainé vorgetragener Kommissionsbericht sprach es mit mutiger Deutlichkeit aus: „Alle Mittel des Widerstandes würden nur dann wirksam sein, wenn die Franzosen überzeugt wären, daß es der Regierung wirklich nur um den Ruhm des Friedens zu thun sei und daß ihr Blut nur für die Verteidigung des Vaterlandes und schützender Gesetze vergossen werden solle." Die letzte Andeutung wollte sagen, daß die Franzosen nicht mehr für eine Regierung der Willkür zu kämpfen gesonnen wären. Darum sollte der Kaiser gebeten werden, „für die volle und anhaltende Ausführung der Gesetze zu sorgen, welche den Franzosen die Rechte der Freiheit und der Sicherheit des Eigentums, der Nation die ungeschmälerte Ausübung ihrer politischen Rechte gewährleisten." Der Bericht wurde mit einem Sturm von Beifall im Plenum begrüßt und mit großer Majorität angenommen. Mit Mühe suchten die Regierungsvertreter den wenig gefügigen Wortlaut abzuändern. Es blieb noch soviel davon übrig, daß der Kaiser im Zorne den Druck verbot, den Gesetzgebenden Körper schloß und den Mitgliedern am 1. Januar 1814 in öffentlicher Audienz ins Gesicht sagte, sie seien „faktiös" und er würde sie überwachen lassen.

Die Schließung des Gesetzgebenden Körpers machte namentlich in den Provinzstädten viel böses Blut, und es will scheinen, als habe nur der jetzt ins Land dringende Krieg mit seinen Heimsuchungen und Gewaltsamkeiten Napoleon und seinem Regiment die Rettung aus einer inneren Krise gebracht, die sich eben vorbereitete. Für das französische Volk war er nun, in der Zeit der Not, nicht sowohl Herr mehr als Feldherr, allerdings der tüchtigste von allen und gewiß der eifrigste, denn er kämpfte um seinen Thron. Es wird uns nicht überraschen, noch einmal allen Wundern seiner Genialität zu begegnen.

Die Verbündeten hatten — wie Metternich es Saint-Aignan mit auf den Weg gegeben — den Krieg nicht unterbrochen. Schon in der ersten Novemberwoche waren sie über die unmittelbare Fortsetzung desselben einig geworden, trotz des Einspruchs einzelner altmodischer Militärs vom Schlage des österreichischen Generals Duka, der eine verschanzte Aufstellung längs des Rheins wünschte und Kaiser Franz einmal dahin brachte, Radetzky, welcher die Offensive predigte, mit standrechtlicher Behandlung zu drohen. Nur über den Operationsplan blieben die Meinungen noch eine Zeit lang geteilt. Gneisenau hatte mit guten Gründen die Offensive durch Belgien vorgeschlagen. Schwarzenberg dagegen bestand darauf, daß nur 30 000 Mann unter Bülow nach Holland ziehen sollten, die Hauptarmee aber müsse durch die Schweiz, die erst zur Sache der Verbündeten zu bekehren und keinesfalls in der Flanke zu lassen sei, nach Frankreich eindringen und das Plateau von Langres zu gewinnen suchen; dadurch würde man, war die Meinung, den durch Oberitalien vordringenden Österreichern und auch Wellington näher sein. Die Blüchersche Armee sollte über den Mittelrhein gehen und so die rechte Flanke decken. Es war ein methodischer Plan, der viel Zeit kostete und mehr auf den Gewinn einer Stellung als auf den Sieg über den Feind hinzielte. Doch war der eine Satz von unbestreitbarer Richtigkeit, mit welchem Radetzky ihn verfocht: „Das ganze mittägliche Frankreich, in welchem sich jetzt kein Soldat befindet, wird durch diesen Schritt in seinen Organisationen gehemmt, und der Kaiser Napoleon verliert einen bedeutenden Teil seiner Mittel."

Denn darauf ging die vorzüglichste Absicht des Hauptquartiers: durch den Einbruch in Frankreich des Gegners Rüstungen zu hintertreiben und ihn, also unfähig zu nachhaltigem Widerstande, dem Frieden geneigter zu machen.*) Ihn ver-

*) „Die militärischen Operationen" — schreibt Gentz am 19. Dezember aus Freiburg an den Fürsten der Walachei, nachdem er von den Unter-

nichten, beseitigen, das wollte man noch keineswegs. Und in der That, es ward erreicht, daß, als die beiden Armeen zu Ende des Jahres den trennenden Strom überschritten hatten und in der ersten Januarhälfte in Frankreich vordrangen, mehr als der dritte Teil dieses Landes den Rüstungen entzogen wurde, während das neue Heer Napoleons noch in den ersten Stadien der Heranbildung sich befand. Was von dem alten unter Macdonald, Marmont und Victor am Rheine zurückgeblieben war, und was Ney und Mortier bei Nancy und Langres sammelten, betrug nicht viel über 50 000 Mann, denn mindestens ebensoviel waren im Monat Dezember am Typhus gestorben.*) Diese Streitkräfte zogen sich während des Januars 1814, der Übermacht weichend, in der Direktion auf Vitry an der Marne zurück. Gérard mit einigen Tausend Reserven und Lefebvre mit den Garden vermehrten die Streiterzahl nur um etwa 10 000 Mann. Der Versuch einer Levée en masse scheiterte vollständig, und das betreffende Dekret vom 3. Januar blieb ohne Wirkung.

Napoleons ursprünglicher Plan, als er das Vorrücken der Alliierten gewahrte, war, sie bis in die Nähe der Hauptstadt herankommen zu lassen, wo er seine neue Armee unterdes aufgestellt und ausgebildet haben würde, hier dann alle Streitkräfte zu vereinigen und die Entscheidung in einer Schlacht zu suchen. Diesen Plan gab er aber, um den Gegnern nicht allzu viel französisches Terrain mit seinen Hilfsquellen zu überantworten, auf und beschloß, schon zwischen Seine und Marne, wenn auch anfänglich nur mit den Resten der alten Armee, zu kämpfen. Seine Absicht hierbei war, den getrennt anmarschierenden Feind

---

handlungen gesprochen — „werden nichtsdestoweniger mit größerem Nachdruck fortgesetzt werden, weil man auf diese Weise die Reorganisation der Armee im Innern Frankreichs zu verhindern und dadurch die friedliche Stimmung Napoleons umsomehr zu befestigen hofft."

*) Für die Stärke der Korps giebt jetzt Houssaye, „1814", S. 59 die amtlichen Ziffern.

noch vor seiner Vereinigung zu schlagen und sich — aus politischen wie aus strategischen Gründen — zunächst gegen Blücher zu wenden, der auf Saint-Dizier losging, während die Hauptarmee über Montbéliard und Langres langsam heranzog. Diese Langsamkeit hatte verschiedene Gründe: einmal war Alexander, von Laharpe, Jomini und anderen Schweizern eingenommen, lange gegen den Durchmarsch durch die Schweiz gewesen, dann hatte er sich, in poetischer Erinnerung an den Neujahrsübergang über den Niemen. erst am russischen Neujahrstage (13. Januar) bei Basel über den Rhein begeben, und endlich hatte Metternich am 8. Januar Schwarzenberg angewiesen, „klug" vorwärtszugehen, da er das große Friedensgeschäft bald zu beendigen hoffe. Denn Caulaincourt wartete in Lunéville auf die Eröffnung der Kongreßunterhandlungen und beklagte sich wegen der Verzögerung derselben, da doch sein Kaiser den stärksten Beweis dafür gegeben habe, daß ihm nichts mehr am Herzen liege als die Herstellung des allgemeinen Friedens, indem er seinen Minister des Äußern mit Vollmacht abschickte.*) Und noch eins lähmte die Operationen der Hauptarmee: Alexander hatte in Åbo Bernadotte Hoffnung auf den französischen Thron gemacht, und dieser sich auch während des ganzen Herbstfeldzuges dementsprechend zurückhaltend gegenüber den Franzosen gezeigt. Jetzt kam dieses Projekt des Zaren zum Vorschein und kühlte die ohnehin geringe Kampfeslust Österreichs noch mehr ab.

*) S. Österreichs Teilnahme 2c. S. 790. Metternich erwähnt in seinem Schreiben aus Freiburg vom 8. Januar an Schwarzenberg, er habe Caulaincourt neben einer offiziellen Antwort, die ihn auf bestimmte Erklärungen in nächster Zeit verwies, auch einige vertrauliche Zeilen gesendet. Dieselben sind noch nicht veröffentlicht. Es wäre vom größten Interesse, sie zu kennen. Für Metternichs Auffassung der Lage, bevor Englands Minister Castlereagh im Hauptquartier ankam, ist noch ein zweiter Brief an Schwarzenberg vom 13. Januar bezeichnend: „Ein Ende machen, und zwar mit Ehren; erreichen was wünschenswert und nützlich ist, ohne es in Paris zu suchen, oder nach Paris gehen, wenn man es nicht erlangen kann. Das ist meine ganze Politik."

Am 25. Januar fuhr Napoleon von Paris weg und traf am 26. morgens in Chalons ein. Blücher war an diesem Tage von St. Dizier nach Brienne unterwegs, um der Hauptarmee näherzukommen. Er verfügte, nachdem er das Korps Yorcks gegen die Mosel entsendet und dasjenige Langerons bis auf eine Division zur Beobachtung von Mainz zurückgelassen hat, über nicht 30 000 Mann. Napoleon schätzte ihn auf noch weniger und beschloß, ihn anzugreifen, obwohl auch er nicht über mehr als 40 000 Mann verfügte. Er vermutete ihn noch in St. Dizier, wo er jedoch am 27. nur seine Nachhut fand, und eilte nun, Marmont zurücklassend, hinter ihm her gegen Brienne. Hier kam es dann am 29. zum Gefecht, welches Blücher, der bereits im Begriffe stand westwärts weiterzugehen, nötigte, südlich nach Trannes zu weichen.

Zur selben Zeit gelangte man im feindlichen Hauptquartier in Langres zu denkwürdigen Beschlüssen. Dort war am 25. Januar der englische Minister des Äußeren, Lord Castlereagh, angelangt und hatte sofort entscheidenden Einfluß genommen. Er hatte vor allem „den ununterbrochenen Fortgang der militärischen Operationen" gefordert, zugleich aber auch die Anregung zu einer Ministerkonferenz gegeben, welche die politischen Wege festzustellen hätte, die man wandeln wollte. Und da einigte man sich denn am 29. dahin, daß auf dem nächster Tage in Châtillon zu eröffnenden Kongreß Caulaincourt „das alte französische Landgebiet" als Friedensbasis vorgeschlagen werden sollte, d. h. man kam von den Bedingungen, die man Saint-Aignan mitgegeben und die Napoleon nicht rasch genug angenommen hatte, zurück und umschrieb nun Frankreich nicht mehr mit Alpen, Rhein und Pyrenäen, sondern mit den Grenzen, die es zu Beginn des Revolutionskrieges 1792 gehabt hatte, als noch ein legitimer König auf dem Throne saß. Man machte dafür die Erfolge geltend, welche man seit dem November aufzuweisen hatte: das Vordringen ins Innere Frankreichs, die Eroberung Hollands und den Beitritt Murats, der am 11. Januar ein

Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich eingegangen war. Mit diesem Beschluß, der Frankreich seine revolutionäre Errungenschaft absprach und den Staat auf sein ehemaliges Territorium einschränkte, entzogen die Mächte — vorausgesetzt, daß sie ihr Programm mit allen militärischen Mitteln durchfochten — der revolutionären Monarchie den Boden, deren Prinzip unbedingte Ausdehnung der Grenzen und des Einflusses nach außen gewesen war. Und es war daher nur konsequent, daß bereits in Langres auch die Wiederherstellung der alten Herrscherfamilie der Bourbons ins Auge gefaßt wurde. Die Klausel: „falls dieselbe durch einen Akt der Nation selbst in Anregung gebracht würde“ legte nun schon weit weniger Gewicht auf das souveräne Volk als der Frankfurter Appell.

Diese weittragenden Beschlüsse sollten sofort in den nächsten Tagen durch einen Sieg über Napoleon eine wesentliche Unterstützung erhalten. Der war Blücher bis in die Nähe von Trannes gefolgt, immer in der Hoffnung, ihn noch, bevor Schwarzenberg herankam, zu schlagen. Diese Hoffnung wurde getäuscht. Schwarzenberg hatte sich nach manchem Weh und Ach über diejenigen, die nicht eilig genug nach Paris gelangen konnten, und mit Vorwürfen gegen Metternich, der den Frieden noch immer nicht zustandegebracht, entschlossen, Blücher zu unterstützen, und ihm zwei Korps zugeschickt, die dessen Kräfte auf 60 000 Mann, durchgängig Russen und Österreicher, hoben, während Napoleon nur über 40 000 verfügte. Und auch das Korps Wredes eilte von Joinville herzu, sodaß man dem gefürchteten Franzosenkaiser mit mehr als der doppelten Überzahl gegenüberstehen konnte. So war, was dieser zu hindern gemeint, geschehen, und schon die Hartnäckigkeit, mit welcher Blücher bei Trannes Stand hielt, ließ ihn über die Nähe der feindlichen Hauptarmee nicht mehr im Zweifel. Er hatte auch am 1. Februar bereits den Befehl zum Abmarsch nach Westen gegeben, als Blücher bei La Rothière die Offensive ergriff. Den ganzen Nachmittag erwehrten sich die französischen Truppen der Übermacht, bis gegen Abend ihre

Linie auf dem linken Flügel bei Chaumesnil durch das Eingreifen Wredes durchbrochen ward und die von Napoleon selbst geführten Reserven den Schaden nicht mehr gut machen konnten. La Rothière ging verloren, und mit dem Dorfe die Schlacht.

Der Sieg der Verbündeten war ein glänzender, und er wäre vielleicht endgiltig gewesen, wenn ihn eine energische Verfolgung ausgebeutet hätte. Aber diese unterblieb. Die Alliierten hielten Napoleon eines Widerstandes nicht mehr fähig. Blücher schrieb noch am Abende der Schlacht, es sei durch dieselbe „gleichsam Alles entschieden worden" und man werde in acht Tagen in Paris sein. Und so unterließ man es, rasch hinter dem Besiegten herzueilen und ihm nicht zu gestatten, daß er Ordnung in seine völlig verwirrten Truppen brachte. Auch Napoleon empfand das ganze Gewicht des Schlages, den er erfahren. Maret, der sich in den unglücklichen Tagen nach der letzten Affaire bei ihm in Troyes einfand und das Staatssekretariat übernahm, erzählt in seinen Memoiren, er habe sich dort zur äußersten Nachgiebigkeit entschlossen und Caulaincourt, der unter den gänzlich veränderten Verhältnissen einen bestimmten Auftrag für den am 5. Februar beginnenden Kongreß begehrte, völlig freie Hand gelassen. „Der Herzog von Bassano" — heißt es in den Aufzeichnungen — „reichte den Brief (Caulaincourts) Napoleon und beschwor ihn, nachzugeben. Der Kaiser schien zunächst kaum auf ihn zu hören, dann wies er auf eine Stelle in dem Buche Montesquieus, das er zerstreut durchblätterte. „Lesen Sie", sagte er, „lesen Sie laut". Da stand: „Ich wüßte nichts hochherzigeres als den Entschluß eines Monarchen unserer Tage, sich eher unter den Trümmern seines Thrones zu begraben als Vorschläge anzunehmen, die ein König nicht hören darf." „Ich aber", rief Maret, „weiß etwas hochherzigeres: wenn Sie Ihren Ruhm zum Opfer brächten und damit den Abgrund ausfüllten, der sonst Frankreich mit Ihnen verschlingen wird." „Gut denn, Ihr Herren, macht Frieden; Caulaincourt soll ihn abschließen, soll alles unterzeichnen, was

ihn herbeiführen kann; ich will die Schande ertragen. Aber verlangt nur nicht von mir, daß ich meine Erniedrigung selbst diktiere." Da schrieb dann Maret an den Minister, der Kaiser gebe ihm Carte blanche, um die Verhandlungen zu einem glücklichen Ende zu führen, die Hauptstadt zu retten und eine Schlacht zu vermeiden, in der die letzten Hoffnungen der Nation ins Spiel kommen würden. Als Caulaincourt, erschreckt von der Zumutung einer so großen Verantwortung, am 6. Februar um die bestimmte Weisung bat, wie weit er gehen könne, brachte Maret den Kaiser, der am 7. nach Nogent zurückgegangen war, endlich dahin, daß er noch in der Nacht wirklich „seine Erniedrigung diktierte". „Es wurde nun festgesetzt" — wird weiter erzählt — „daß man Belgien und selbst das linke Rheinufer für den Frieden dahingeben müsse, und zwar wurden die Instruktionen in dem Sinne abgefaßt, daß der Bevollmächtigte zuerst Belgien, dann, wenn unerläßlich, das linke Rheinufer anbieten solle. Italien, Piemont, Genua, ja selbst die Koloniecn sollten vor allem geopfert werden." Am nächsten Morgen wollte Napoleon die neue Ordre unterzeichnen. Da waren aber noch vor Tagesanbruch Meldungen eingetroffen, die alles wieder umwarfen, und als Maret mit dem Schriftstück im Kabinett erschien, fand er seinen Herrn in vollem Eifer über seine Karten gebeugt. „Es handelt sich jetzt um ganz andre Dinge", ward ihm zugerufen. „Ich bin soeben daran, Blücher zu schlagen". Und damit war von der Unterschrift nicht weiter die Rede. Talleyrand hatte Recht: er konnte nicht König von Frankreich werden, der Kaiser Napoleon.*)

Kurz nach der Schlacht bei La Rothière, als die Verbündeten im Beschluß, auf Paris zu marschieren, einig geworden

*) Wenn auch die Mitteilung Marets richtig ist, so ist doch nicht zu übersehen, daß Napoleon Blüchers Bewegungen schon seit mehreren Tagen verfolgte und am 7. Februar abends an Joseph schrieb: „In dieser Lage der Dinge muß man Zuversicht zeigen und kühne Maßregeln ergreifen."

waren, hatten sie ihre beiden Armeen getrennt: Schwarzenberg hielt die Straße nach Troyes und Fontainebleau, und Blücher zog zunächst nordwärts, um dann über Fère Champenoise nach Westen zu gehen. Er sollte York, der von Châlons her hinter Macdonald die Marne entlang marschierte, und Verstärkungen, die unter Kleist und Kapzéwitsch aus Deutschland nachrückten, an sich ziehen. Das setzte langsame Bewegung voraus, wie denn auch Schwarzenberg nur bedächtig vorwärtsging. Da faßte aber ganz plötzlich Blücher den Plan, mit zwei russischen Korps (Sacken und Olssuwiew) nordwestwärts über Montmirail voreilend, Macdonald an der Marne den Weg zu verlegen, ihn von Napoleon abzuschneiden und zwischen sich und York zu erdrücken. Er wartete jetzt jene Verstärkungen nicht erst ab, die übrigens durch einen Befehl des Kaisers Alexander in eine falsche Direktion geraten waren, und hatte seine Armee in drei weitgetrennten Kolonnen verteilt. Dies hatte Napoleon erkannt, als er am 8. Maret seine Unterschrift verweigerte. Er wird den ihm von Marmont empfohlenen Plan verfolgen und „die tüchtigste Armee der Verbündeten", wie er Blüchers Streitkraft nannte, im einzelnen überwältigen. Oudinot, Victor und Gérard läßt er mit nicht ganz 40 000 Mann bei Montereau und Nogent zur Beobachtung Schwarzenbergs zurück und eilt mit nicht ganz 30 000 (Ney, Marmont und Garden) über Sezanne nach Norden auf Champaubert los. Dort befand sich am 10. Februar das Korps Olssuwiews im Marsche, während Sacken bereits nach Montmirail vorausgegangen war; der Rat Gneisenaus, alle Korps zurückzuziehen, war von Blücher abgelehnt worden. So wird an diesem Tage Olssuwiew nahezu vernichtet, und Napoleon stürmt, Marmont zurücklassend, Sacken nach, der ihn bei Montmirail empfängt. Hier läßt am Vormittag des 11. der Kaiser hinter der Schutzwand seiner trefflich bedienten Artillerie, die dem Gegner den Durchbruch verwehrt, seine Truppen herankommen, schwächt absichtlich den eigenen linken Flügel, um Sackens Angriff dorthin zu leiten, während er dessen Linke mit über-

'egenen Kräften bedrängt. Dadurch hat er die Vereinigung mit York, der von Château-Thierry heranrückte, unmöglich gemacht: York wird zurückgedrückt und Sacken inzwischen total geschlagen. Beide ziehen hierauf nach großen Verlusten, während die der Franzosen gering sind, nach Chateau-Thierry, wohin sie der Kaiser am 12. verfolgt und wo ihnen, zu seinem Bedauern, Macdonald nicht den Weg verlegt. Diesen schickt er dann mit Verstärkungen nach Montereau an die Seine. Er selbst wendet sich noch nicht sogleich gegen Schwarzenberg, denn er hat vernommen, daß Blücher mit den Korps von Kleist und Kapzéwitsch selbst nun auf Montmirail vorrückt, wohin Marmont vor ihm zurückweicht. Er hält deshalb in seiner Verfolgung der in den letzten Tagen geschlagenen Gegner inne und wendet sich rasch von Chateau-Thierry südlich, um auch der dritten Kolonne das Schicksal der beiden ersten zu bereiten. Bei Vauchamps treffen am Mittag des 14. Februar die Franzosen auf die feindliche Vorhut und werfen dieselbe, worauf Blücher sofort den Rückzug beschließt. Derselbe geht aber nur unter fortwährenden verlustreichen Kämpfen vor sich, namentlich als Napoleon ein Kavalleriekorps unter Grouchy im weiten Bogen dem weichenden Feinde bei Etoges zuvorkommen läßt. Hier gelingt zwar der Durchbruch den tapferen, in bester Ordnung retirierenden Truppen, jedoch nur unter den größten Opfern. Bis Châlons ziehen sie sich dann zurück, wo sich auch York und Sacken mit den Resten ihrer Streitkräfte wieder einfinden werden.

Man hat diese rasch aufeinanderfolgenden Aktionen bei Champaubert, Montmirail und Vauchamps mit den ersten Siegen des jungen Feldherrn verglichen, und in der That, es ist dasselbe Feuer, dieselbe kühne Energie, dieselbe (jetzt durch eine reiche Erfahrung geläuterte) Kraft des Geistes. Aber wird das alles zureichen, um einen so ungleichen Kampf zu einem erträglichen Ende zu führen? Und wenn der General das Seinige that, wird auch der Kaiser ihm nicht wieder, wie so oft

in den letzten zwei Jahren, das Werk stören? Napoleon durfte nach dem dritten Siege, den er binnen fünf Tagen errungen, nicht mehr daran denken, der schlesischen Armee weiter zu folgen. Es war höchste Zeit, sich gegen Schwarzenberg zu wenden. So blieb nur Marmont Blücher gegenüberstehen, um sich bei der nächsten Offensive desselben über Montmirail langsam zurückzuziehen und die Verbindung mit Napoleon wieder zu gewinnen. Dieser vermutete die feindliche Hauptarmee schon weit jenseits der Seine über Montereau hinaus und begab sich mit den Truppen Neys, Gérards und den Garden in unglaublicher Eile nach Guignes an der Yères, wo er auch Macdonald, Oudinot und Victor vorfand und, bis auf Marmont, seine ganze Armee am 16. Februar versammelte. Vielleicht — seine Hoffnungen sind durch die letzten Erfolge ins Maßlose gestiegen — gelingt mit dem zweiten, weitaus mächtigeren Gegner, was mit dem ersten so trefflich gelungen war; vielleicht lassen sich auch die Kolonnen Schwarzenbergs nacheinander schlagen. Und fast will es den Anschein gewinnen. Am 17. von Guignes gegen Nangis vordringend trifft Napoleon bei Mormant auf die Avantgarde des feindlichen rechten Flügels unter Wittgenstein, der von Nogent über Provins nach Paris strebt, und vernichtet sie, und hätte noch am selben Tage, wie ihm befohlen war, Victor bei Montereau über die Seine vorstoßen können, immer möglich, daß dann das österreichische Korps Bianchis, welches bis Fontainebleau vorgerückt war und nun eilends zurückbefohlen ward, abgeschnitten wurde wie Sacken bei Montmirail. Dieser Vorstoß konnte aber erst am 18. von Napoleon selbst unternommen werden, nachdem Schwarzenberg Zeit gefunden hatte, all seine Kräfte hinter die Seine und Yonne zurückzuziehen.

Der Oberfeldherr der Alliierten, durch das Schicksal Blüchers tief verstimmt, war jetzt in heller Verzweiflung. „Um nicht im Einzelnen geschlagen zu werden“, schreibt er aus Bray an Metternich, der mit seinem Kaiser in Troyes zurückgeblieben war, „werde ich mich darauf beschränken, die Brücken von

Bray und Nogent hartnäckig (sérieusement) zu verteidigen, und meine Streitkräfte hinter der Seine und Yonne vereinigen." Er ist außer sich, daß Alexander am 9. Februar seinen Bevollmächtigten vom Kongreß zu Châtillon abberufen und daß man den Antrag Caulaincourts, auf Basis der „alten Grenzen" verhandeln zu wollen, wenn man sofort einen Waffenstillstand gewähre, nicht angenommen hatte. Er will jetzt das Versäumnis wieder gutmachen und läßt sich von dem Zaren und König Friedrich Wilhelm in Bray autorisieren, noch am 17. einen Brief an Berthier zu schreiben, in welchem er selbst die Waffenruhe anregt, da die Bevollmächtigten in Châtillon Auftrag erhalten hätten, die Präliminarien nach dem Antrage Caulaincourts abzuschließen und dies am 16. hatten thun sollen. Das Letztere war jedoch nur eine Finte und wurde von Napoleon sofort als solche erkannt. Er gewahrte des Gegners schlecht verdeckte Verlegenheit und richtete sich hoch auf. „Nach den letzten Nachrichten" — schreibt er am 18. an Joseph — „ist bei den Verbündeten alles anders geworden. Der Kaiser von Rußland, der noch vor wenig Tagen die Verhandlungen abgebrochen hatte, weil er Frankreich noch schlechtere Bedingungen als die ‚alten Grenzen' stellen wollte*), wünscht sie wieder anzuknüpfen, und ich hoffe, daß ich doch noch einen Frieden auf der Basis von Frankfurt erlangen werde, das Minimum, worauf ich mit Ehren paktieren kann. Hätte ich (vor den letzten Operationen) einen Frieden mit den alten Grenzen unterzeichnet, so würde ich zwei Jahre später wieder zu den Waffen gegriffen und der Nation gesagt haben, das sei kein Friede gewesen, sondern eine Kapitulation. Nach dem neuen Stande der Dinge könnte ich dies nicht mehr sagen, da das Glück zu mir zurückgekehrt ist

*) Dies war richtig. Alexander, der ganz Polen für sich wünschte, wollte Österreich für Galizien mit dem Elsaß entschädigen. Das schaffte dem Nachbar Zwist mit Frankreich und wegen des Ausgreifens in Deutschland wohl auch Hader mit Preußen, und Rußland blieben im Orient die Hände frei. (Vergl. Oncken in Raumers Hist. Taschenbuch, 1886, S. 34.)

und ich wieder Herr meiner Bedingungen geworden bin." Ähnlich hatte er schon nach dem Siege von Montmirail durch Bassano an Caulaincourt schreiben lassen: „Es giebt keinen vernünftigen Frieden außer den auf der Basis von Frankfurt, jeder andere wäre nur ein Waffenstillstand."*) Danach ward am 17. Caulaincourts unbedingte Vollmacht beschränkt, und Eugen erhielt die Contre-Ordre, sich in Italien zu behaupten.

Napoleon hatte Recht, es war „alles anders geworden". Im Hauptquartier der Verbündeten hatten sich gerade zur Zeit, als er mit Blücher rang, scharfe Gegensätze entwickelt. Alexander war mit dem Plane hervorgetreten, keinen Frieden zu schließen, sondern möglichst rasch nach Paris zu gehen, die Hauptstadt einem russischen Gouverneur unterzuordnen und über die Frage des Regenten, sei es Bernadotte, die Republik oder noch weiterhin Napoleon, die Nation — allerdings unter russischer Bevormundung — entscheiden zu lassen. Selbstverständlich wäre dann das auf diese Weise durch ihn befestigte Oberhaupt Frankreichs der ergebene Alliierte Rußlands geworden. Diesen Absichten widerstrebte namentlich Österreich, das sich eher mit den Bourbons zu verständigen hoffte, die im vorigen Jahrhundert seine Gewaltstellung in Mitteleuropa und sein Übergewicht in Italien zugelassen hatten. Aus diesem Zwiespalt ergaben sich auch die militärischen Zögerungen seitens der Hauptarmee. Erst unter dem Drucke der napoleonischen Siege über Blücher war wieder einige Übereinstimmung eingekehrt, und Alexander hatte sich Mitte Februar den Forderungen der drei anderen Mächte gefügt: die Verhandlungen in Châtillon wurden wieder aufgenommen, und man wird den Frieden, wie ihn Caulaincourt in Vorschlag gebracht, verhandeln. Wenn jetzt Schwarzenberg — nachdem Napoleon am 18. bei Montereau ein württembergisches Korps besiegt hat — bis auf Troyes zurückweicht, glaubt er damit nicht dem Sieger, sondern dem Frieden das Feld geräumt

*) Houssaye, „1814", S. 103.

zu haben, und wenn er Blücher, der sich rasch wieder erholt hatte, von Châlons herbeiruft, so ist es nur für den äußersten Fall; eine Schlacht will er, trotzdem daß die Verbündeten sicher über 150 000, der kühn nach Troyes heranrückende Napoleon aber nur über 70 000 Mann verfügen, nicht wagen. Er geht auch am 23. Februar nach Bar sur Aube zurück und denkt sogar bis auf das gepriesene Plateau von Langres zu weichen, wenn der gefürchtete Feind ihm noch weiter folgen sollte. Aber die Friedenshoffnungen des Oberfeldherrn sollten sich nicht erfüllen. Als in Châtillon die Mächte als Bedingungen des Präliminarfriedens die Grenzen von 1792 und als Garantie nicht nur die Räumung aller außerhalb Frankreichs besetzten Festungen, sondern auch die der französischen Belfort, Besançon und Hüningen verlangten und Caulaincourt davon Meldung machte, erhielt er von Napoleon zur Antwort: „Ich bin so erregt über dieses Projekt, daß ich mich schon durch die Proposition entehrt glaube." Er selbst werde sein Ultimatum stellen. Es blieb aus. Der Feldzug absorbierte ihn völlig. Denn soeben war eine entscheidende Wendung eingetreten. Blücher, der den ruhmlosen Rückzug nicht mitmachen wollte, hatte sich — auf den Rat Oberst Grolmanns, des Generalstabschefs von Kleist — von den Monarchen die Erlaubnis erbeten, rechts abzumarschieren, sich mit Bülow und Winzingerode, die aus Belgien kamen, zu vereinigen und so verstärkt auf Paris loszugehen.

Das war ein folgenreicher Entschluß. Denn wer weiß, was geschehen wäre, wenn auch Blücher sich der Rückwärtsbewegung angeschlossen hätte. Die Stimmung im Lande war unter dem schweren Druck der Invasion immer erbitterter geworden, sodaß, namentlich seitdem Napoleon durch seine letzten Siege wieder hoch in Geltung gekommen war, überall das Landvolk sich der fremden Bedränger zu erwehren suchte.*) Der Enthusiasmus

*) Man darf, seitdem durch Houssaye, „1814", authentische Daten hierüber gesammelt sind, Napoleon in seinen Briefen nicht mehr der Übertreibung zeihen. Schreibt doch selbst der Generalquartiermeister der Blücherschen

für den Besieger der feindlichen Eindringlinge wuchs mit jedem Tage, und wenn es dem Kaiser im Dezember nicht gelungen war, den Landsturm aufzuregen, so konnte es ihm, wenigstens in der östlichen Hälfte Frankreichs, im März nicht ganz unmöglich sein. Nun, Blüchers Abmarsch nach vorwärts ließ derlei nicht zu und zog Napoleon, dem um die Hauptstadt bangte, von Schwarzenberg ab. Allerdings sollte dieser nichts davon erfahren, daß er sich nicht mehr ihm gegenüber befand, denn die Gegenwart seiner Persönlichkeit wog ein Heer auf und hielt die Gegner oft von kühner Offensive ab.*) Er hofft jetzt, es werde den Marmont und Mortier, die er gegen Blücher zurückgelassen hatte, gelungen sein, ihn in der Front aufzuhalten, indes er hinter ihm nachdrängt und ihn so zwischen zwei Feuer bringt — und all das, ehe Schwarzenberg seine Abwesenheit merkt. Drei Korps, 40000 Mann, unter Macdonald läßt er zu des Letzteren Beobachtung zurück.

Die Ereignisse spielten sich jedoch nicht nach Napoleons Wünschen ab. Zwar haben sich am 28. Marmont und Mortier östlich von Meaux auf dem rechten Ufer der Marne mit Erfolg Blücher in den Weg gelegt und dessen Vorhut geworfen, aber Napoleon ist durch späten Aufbruch und grundlose Wege abgehalten worden, sich schon an diesem Tage am Kampfe zu beteiligen; die schlesische Armee kann nordwärts nach Soissons ausweichen, wo eben jetzt die beiden Korps von Bülow und Winzingerode angelangt sind und den wichtigen Platz zur Übergabe gezwungen haben. Sehr zur Zeit, denn nun ist Blücher nicht nur dem

---

Armee an Gneisenau, „die Offiziere wagten es kaum mehr den Soldaten etwas zu sagen“, und Schwarzenberg meinte: „um mit diesen Völkern auf einer so großen Linie die Exzesse zu verhindern, müßte man eine Armee im Rücken der Operierenden aufstellen.“ Übrigens waren auch die Franzosen keineswegs schuldlos.

*) „Ich habe 50000 Mann“, sagte er einmal zu dem General Poltaratzky, „und ich, macht 150000.“

ihm von Napoleon zugedachten Schicksal entgangen, er hat auch noch seine Stärke auf 100 000 Mann gebracht, und damit ward plötzlich des Kaisers Lage eine überaus schwierige. Wendete er sich von der Marne zurück zu Schwarzenberg, der wieder avanciert war und ein Korps unter Oudinot bei Bar sur Aube geschlagen hatte — und er dachte daran — so warf Blücher Marmont und Mortier über den Haufen und besetzte Paris. Diese Sorge will er los sein, und so hielt er sich zunächst an diesen Feind. Bei Craonne wird am 7. März ein vorgeschobenes russisches Korps mit großen Opfern zurückgedrängt, und zwei Tage später kommt es bei Laon, wo Blücher in starker Position bereit steht, zur Schlacht. Napoleon hat die Straße von Soissons gewonnen, während Marmont von Berry auf der Rheimser Straße herankommt, sodaß die Armee in zwei Teilen auf Laon vorrückt, die sich jedoch vor dieser Stadt nur schwer verständigen können, da dort sumpfiges Gelände die beiden Wege scheidet und überdies starke Kosakenpatrouillen den Kourierdienst erschweren. So kann am 9. Napoleon, der sich der nächstliegenden Dörfer Sémilly und Ardon bemächtigt und wieder bemächtigt, den Tag über nicht erfahren, daß Marmont statt des Morgens erst nach Mittag vor Laon erschienen ist und erst am Abend das Dorf Athies erobert hat, aus dem ihn dann, als er nach Einbruch der Dunkelheit die blutige Arbeit beendet glaubte, der Feind wieder vertrieb, sodaß seine Truppen in wilder Flucht auf der Straße, die sie gekommen waren, bis Corbény zurückeilen. Glücklicherweise beeinträchtigte das Eingreifen von ein paar Tausend Mann, die unter Fabvier ausgesandt worden waren, um die Verbindung mit Napoleon zu suchen, und nun umkehrten, eine nachhaltige Verfolgung. Von all dem konnte der Kaiser erst um Mitternacht erfahren, da auch sein rechter Flügel aus Ardon wieder verdrängt und die Kommunikation mit Marmont dadurch noch schwieriger geworden war. Er war außer sich über das Vorgehen des Letzteren, der sich „wie ein Leutnant" benommen habe. Freilich konnte er nicht

ahnen, daß der Herzog von Ragusa seit dem Falle von Soissons und der Verstärkung Blüchers die Sache seines Herrn verloren gab und eben nur noch das Nötigste that, und auch dies nicht immer. Napoleon merkte davon nichts, er sah nur, daß er einen in Unordnung gebrachten wichtigen Teil seiner Armee vor einer vernichtenden Verfolgung zu bewahren hatte. Deshalb bleibt er kühn der mehr als doppelten Übermacht gegenüber noch am 10. in Schlachtordnung stehen und erreicht es wirklich, daß Marmont sich gesammelt zurückziehen kann. Dann erst wendet auch er sich nach Soissons, doch nur, um schon am zweitnächsten Tage von hier nach Rheims hinüberzueilen und ein detachiertes Russenkorps, welches die Stadt mittlerweile besetzt hatte, daraus zu vertreiben, was am Abend des 14. März gelingt. Hier gönnt er sich und seinen abgehetzten Truppen ein paar Ruhetage.

Im Hauptquartier der Verbündeten war man unterdessen, zwar nicht militärisch, wohl aber politisch zu einem neuen Entschluß gelangt. Daß Caulaincourt die Anerbietungen vom 17. Februar nicht angenommen und auch noch kein Gegenprojekt vorgelegt, daß Napoleon selbst in einem Briefe an Kaiser Franz vom 21. das Frankfurter Programm als sein und Frankreichs Ultimatum bezeichnet hatte, machte einen solchen nötig. Castlereagh, der schließlich wissen wollte, wofür England sein Geld ausgab, that sein möglichstes hierzu. Am 28. Februar, in der vierten Sitzung des Kongresses zu Châtillon, wurde dem Abgesandten Napoleons bedeutet, er habe bis längstens 10. März Gegenvorschläge zu machen, die jedoch keinesfalls von seinen Propositionen vom 9. Februar wesentlich abweichen dürften. Die verlangte Eröffnung blieb aus, und am 9. März schlossen die vier Großmächte England, Österreich, Preußen und Rußland zu Chaumont einen Vertrag ab, der das britische Reich verpflichtete, das Jahr hindurch fünf Millionen Pfund an die drei Kontinentalmächte zu zahlen, die ihren in Châtillon vorgelegten Entwurf, d. i. Rückkehr Frankreichs in seine Grenzen von 1792 und volle Unabhängigkeit Hollands, Italiens, Spaniens, der

Schweiz und Deutschlands, mit den Waffen durchzusetzen sich verbindlich machten, auch wenn die Anstrengungen hiezu zwanzig Jahre währen sollten. Jede dieser Mächte wollte sich mit 150 000 Mann beteiligen. Der Vertrag wurde auf den 1. März zurückdatiert. Er erhielt erst durch den Sieg bei Laon volle Geltung. Denn Schwarzenberg war zwar, nachdem er Oudinot bei Bar sur Aube hatte zurückwerfen lassen, am 4. März nach Troyes vorgegangen, dort aber unbeweglich stehengeblieben, sodaß der Zar und der König von Preußen meinten, Kaiser Franz habe ihm nicht nur untersagt, zu schlagen, sondern ihm auch den Rückzug an den Rhein befohlen, blos um Blücher preiszugeben.*) Im Hauptquartier des Letzteren hatte man dieselbe Meinung, wollte nicht geopfert sein und beschloß eine mehr zuwartende Haltung einzunehmen. Erst als Schwarzenberg von der Schlacht am 9. März und ihrem günstigen Ausgange vernahm, zeigte er sich entschlossen, noch weiter zu avancieren. In diesen Tagen löste sich auch der Friedenskongreß resultatlos auf, da Napoleon noch immer kein Gegenprojekt vorgelegt hatte und, was Caulaincourt schließlich aus eigenem Antriebe vorbrachte, so weit entfernt von dem Programm der Alliierten war, daß diese die Unterhandlungen abbrachen.

*) Diese Anschauung ist auch in die Geschichtschreibung übergegangen. Vielleicht wird sie der vor Kurzem veröffentlichte Briefwechsel zwischen Schwarzenberg und Metternich aus jenen Tagen wieder daraus entfernen. Wenn Radetzky in einer Denkschrift vom November 1813 der Preußen erwähnt, „denen beim einstigen Frieden, so wie sie sich jetzt zeigen, die wenigsten Truppen zu wünschen sind“, so reicht das doch nicht aus, um dem Oberfeldherrn vier Monate später die absichtliche Preisgebung einer ganzen Armee zur Last zu legen. Die militärische Unzulänglichkeit Schwarzenbergs, seine stete Furcht vor dem Verhungern, seine Angst vor der Levée en masse, die er schon in nächster Nähe organisiert sieht, reichen zur Erklärung seiner Haltung vollkommen aus. Nimmt man endlich hinzu, daß er von Metternich darin bestärkt wurde, „das Heil nicht in der Schlacht, sondern in der militärischen Attitüde zu sehen“, so bedarf es wohl keines weiter reichenden und kaum gültig zu rechtfertigenden Verdachtes. (S. Österreichs Teilnahme rc. S. 814 ff.)

Napoleons unnachgiebige Haltung könnte unbegreiflich erscheinen, wenn es sich hier nur um seine persönliche Herrschaft über Frankreich und nicht um ein großes Prinzip handelte, das er vertrat und dem im Lager der Verbündeten ein andres sich entgegenstellte. Es war für den Repräsentanten der allerwärts ausgreifenden, die Grenzen zwischen Staaten und Ständen nicht achtenden, weltbürgerlichen Revolution schlechthin unmöglich, sich in das Gleichgewichtssystem der vorrevolutionären Zeit einzufügen, und nur durchaus logisch, daß er einen Frieden auf der Basis des alten bourbonischen Territorialstaates als eine bloße Kapitulation ansah. Daraus, daß die Idee der Revolution und ihre unumgängliche Konsequenz der Schrankenlosigkeit längst nur noch in diesem einzigen Menschenwillen ihre Verkörperung fand, während das französische Volk bereits notgedrungen in die nationale Bahn eingelenkt hatte, war ein Konflikt entstanden, der jetzt endlich zur Lösung kommen mußte. Als man in der Hauptstadt, wo nach den Februar-Siegen die alte Zuversicht eingekehrt war, im März nur noch vom Rückzuge Macdonalds und von der Niederlage Soults hörte, den Wellington bei Orthez am 27. Februar geschlagen hatte, und gar nichts von Napoleon, fiel die Rente wieder auf 51, und Angst und Sorge herrschten aufs neue. Unaufhörlich schrieb Joseph, der als General-Statthalter Marie Louise zur Seite stand, um Frieden.

Napoleon aber sann in Rheims nur darauf, dem Kriege noch eine günstige Chance abzugewinnen. Er überlegte, ob er sich nicht mit Macdonald vereinigt der Hauptarmee bei Meaux in den Weg legen sollte, um ihr dort den Zugang zur Hauptstadt streitig zu machen, entwirft aber doch einen andern, weitaus kühneren Plan. Er wird Macdonald in der Front Schwarzenbergs stehenlassen, den er fast mit der ganzen Armee jenseits der Seine über Nogent hinaus vermutet, und selbst mit etwa 22 000 Mann in dessen Rücken auf Méry oder Troyes operieren. Mortier und Marmont bleiben in und bei Reims gegen Blücher zurück. Noch am 17. bricht er von hier nach Süden auf und

ist am 19. bei Plancy, während eine Abteilung auf Arcis a. d. Aube marschiert, von wo die Austrorussen sich auf Befehl des Höchstkommandierenden zurückziehen, der seine Armee zwischen Troyes und Lésmont versammeln will, um mit ihr am nächsten Tage gegen den schwachen Gegner mit geschlossenen Kräften vorzugehen. Napoleon, der nach diesem Zurückgehen des Feindes keine Offensive, sondern dessen Rückzug nach Brienne vermutet, faßt daraufhin am Morgen des 20. den Entschluß, seinen ursprünglichen Plan noch weiter auszudehnen, d. h. zunächst nach Vitry zu marschieren, diese Stadt, die vom Feinde besetzt ist, zu erobern, dorthin Marmont und Mortier und die Besatzungen von Metz und Nancy heranzuziehen, Macdonald über Arcis nachrücken zu lassen und so mit einer kompakten Heeresmacht von etwa 90 000 Mann auf die rückwärtigen Verbindungen des Gegners zu fallen. Er selbst wird von Plancy den Weg über Arcis nehmen, um Schwarzenberg um so sicherer in der Defensive zu halten. Hier aber soll er eine bittre Enttäuschung erleben.

Am Vormittage des 20. melden Bauern den über Arcis ostwärts avancierenden Franzosen das Nahen feindlicher Heeresmassen von Troyes her. Napoleon glaubt nicht daran. Er sendet einen Ordonnanzoffizier aus, der nicht weit genug vorreitet, um die feindlichen Kolonnen zu gewahren, und den Kaiser in seinem Irrtum bestärkt. So wird die Armee im Marsch von überlegenen Kräften angegriffen und ein Teil derselben in wüstem Gemenge fliehend nach Arcis zurückgetrieben. Dort an der Brücke über die Aube stellt sich den Flüchtigen — wird erzählt — ein Offizier mit gezogenem Degen in den Weg und ruft: „Wer will eher hinüber als ich?“ Sie erkennen Napoleon und lassen sich von neuem gegen den Feind führen. Zugleich wird die Avantgarde unter Ney bei Torcy angegriffen. Dieser hält den Ort gegen die andringende Übermacht, und auch um Arcis wird mit Todesverachtung gekämpft, sodaß der Gegner keinen nennenswerten Erfolg zu erringen vermag, umsoweniger als nur Schwarzenbergs rechter Flügel am Kampfe teilgenommen

hat, während der linke noch von Westen her im Anmarsch war. Die Beobachtung, daß bloß ein Teil der feindlichen Stärke mitgestritten hatte, verführt Napoleon, das Ganze für ein Nachhutgefecht zu halten und befestigt ihn nur noch mehr in der Meinung, das Gros des Feindes sei auf dem Rückzuge. Er bleibt daher dabei, in der einmal gewählten Richtung vorwärtszugehen, und avanciert in gutem Glauben am Vormittage des 21. gegen die vermeinte Arrieregarde des Feindes, bis er mit einem Male der ganzen großen Hauptarmee gegenübersteht. Nun kommandiert er freilich den Rückzug über die Aube, und nur der Langsamkeit Schwarzenbergs hat er es zu danken, daß er den größten Teil seiner Truppen ziemlich unbehelligt auf das andre Ufer bringt. Dann allerdings, als endlich der Angriff der 100 000 Mann gegen die 30 000 erfolgt, kann sich der Rest nur noch durch heroisches Streiten den Rückweg sichern. Die Schlacht bei Arcis war verloren.

Vierthalbtausend Mann hat dem Kaiser sein Irrtum über des Gegners Absicht gekostet. Er muß jetzt seinen Marsch auf Vitry jenseits der Aube fortsetzen und thut dies so rasch, daß man im Hauptquartier der Verbündeten bald nicht weiß, wohin er sich eigentlich gewendet hat. Macdonald, der an der Schlacht nicht teilgenommen, marschiert ebenfalls jenseits der Aube nach Nordosten und kommt mit einem Nachhutgefecht davon. Bei dieser Gelegenheit, am 23. März, wird von den Österreichern ein Kourier aufgefangen, der dem Marschall einen Brief Berthiers zu überbringen hatte, des Inhalts, daß der Kaiser zwischen Vitry und St. Dizier im Rücken der großen Armee stehe und seine Kavallerie bereits bis Joinville vorgeschoben habe. Und zur selben Zeit läuft den Kosaken ein zweiter Bote ins Garn, mit einem Schreiben Napoleons an die Kaiserin nach Paris, welches sie in seinen Plan einweiht, sich der Marne und seinen festen Plätzen im Osten zu nähern, „um die Feinde von der Hauptstadt abzuhalten“. Diese Briefe und einige andre aus der Residenz, welche die dort herrschende trostlose Stimmung und

die Unfähigkeit, sie zu verteidigen, schildern, dazu die Kunde, daß am 12. März die Engländer Bordeaux besetzt und die Einwohner sich für die Bourbons erklärt haben, endlich der Heranmarsch Blüchers über Reims auf Châlons: all das bringt die alliierten Monarchen dazu, von der Verfolgung Napoleons ganz abzusehen und den gemeinsamen Zug auf Paris zu beschließen. Ein Manifest an die Franzosen, vom 25. März datiert, legt noch einmal all die Schuld des blutigen Unfriedens dem Korsen und seinem unersättlichen Ehrgeiz zur Last und klagt zugleich das Prinzip an, das er vertritt. „Frankreich hat nur seine eigene Regierung verantwortlich zu machen“ — heißt es darin — „für all die Übel, die es erduldet. Der Friede allein kann die Wunden schließen, die ein Geist allseitiger Eroberung, wie ihn die Annalen der Welt nicht kennen, geschlagen. Dieser Friede wird der Friede Europas sein, jeder andre ist unzulässig. Es ist endlich an der Zeit, daß die Fürsten, ohne Störung und Einfluß von außen her, über das Wohl ihrer Völker wachen können, daß die Nationen ihre wechselseitige Unabhängigkeit respektieren und daß die sozialen Einrichtungen gegen tägliche Umsturzversuche geschützt, das Eigentum gesichert, der Verkehr frei seien.“

Ging das französische Volk hierauf ein, so kehrte es dem politischen Programme der Revolution den Rücken, und der Mann, der es bisher mit der ganzen Kraft seiner Genialität und seines ehrsüchtigen Willens verfochten hatte, war vernichtet.

Es ist Napoleon zum Vorwurfe gemacht worden, daß er nach dem zweiten Schlachttage von Arcis, als er von der Offensivtendenz des Feindes überzeugt sein mußte, doch nach Osten weiterzog, anstatt westwärts mit all seinen verfügbaren Truppen nach der Hauptstadt zu eilen, wo er einen tüchtigen Vorsprung vor dem Gegner und Zeit gehabt hätte, Maßregeln zur Verteidigung zu treffen. Aber so richtig dieses Raisonnement sein mag, auch der Plan des Kaisers konnte seine großen Vorteile

haben, wenn nicht der Zufall ihn verdarb. Napoleon war von Vitry weiter über St. Dizier bis nach Doulevent gelangt, wo er den 25. März verweilte und nach dem Feinde aushorchte, von dessen Direktion er nichts wußte. Nur daß ein starkes Korps in der Nähe von St. Dizier sich zeigte, ward ihm bestimmt mitgeteilt. Hatte sich der Feind geteilt und zerstreut? Dann war er vielleicht, wie ehedem bei Champaubert und Montmirail, zu besiegen. Napoleon rückte sofort gegen dieses Korps und schlug es am 26. in die Flucht. Es waren 10000 Mann unter Winzingerode, welche die Verbündeten gegen den Kaiser zurückgelassen hatten. Diesem fiel es auf, daß es nicht Soldaten Schwarzenbergs sondern Blüchers waren, die man gefangen einbrachte, und er wurde nun ganz unsicher. Er eilte nach Vitry zurück, um dort Gewißheit zu erlangen, und er fand sie: alle Nachrichten stimmten überein, daß die Feinde allesamt auf Paris marschierten. Was sollte er nun thun? Ihnen vor der Stadt zuvorzukommen, war nicht mehr möglich; sie hatten drei Tagmärsche voraus. Sich ostwärts wenden, die Garnisonen an sich ziehen, den Landsturm aufrufen? Vielleicht wäre dies von Erfolg gewesen, denn im ganzen Osten waren die Bauern bereit zum Widerstande, in Banden durchzogen sie das Land und brachten Gefangene ins Hauptquartier. Macdonald war deshalb der Meinung, den Krieg im Elsaß und in Lothringen zu führen, und man hat gewiß nicht mit Unrecht vermutet, daß auch dem Kaiser dieser Gedanke mehr einleuchtete, als der andere, den ihm seine Umgebung, Caulaincourt, Maret, Berthier u. a., nahelegte, alles zur Rettung der Hauptstadt zu versuchen. Es waren Stunden äußerster Nervenanspannung, die er in seinem Arbeitszimmer zu St. Dizier eingeschlossen zubrachte, um sich für dies oder jenes zu entscheiden. Endlich entschloß er sich doch, über Bar, Troyes, Fontainebleau nach Paris zu gehen. Am Morgen des 28. März setzten sich die Truppen in Bewegung. Sie marschierten eilends und dennoch dem Kaiser zu langsam. Dem wird am Abende dieses Tages ein Brief seines ehemaligen Adjutanten,

jetzt Generalpostmeisters Lavalette gebracht: seine Anwesenheit in der Hauptstadt sei unbedingt nötig und, wenn er sie nicht verlieren wolle, kein Augenblick zu versäumen. Bald darauf muß er hören, daß die Feinde schon bei Meaux angekommen sind, Marmont und Mortier bei Fère Champenoise besiegt haben und beide nun vor sich hertreiben. Seine Ungeduld steigert sich zum Fieber. In Troyes angelangt schläft er kaum. Er übergiebt Berthier das Kommando und reitet, nur von den Schwadronen seiner Leibgarde begleitet, vorwärts, bis er in Villeneuve-sur-Vannes auch diese Eskorte verläßt, sich mit Caulaincourt in einen Wagen wirft und in unerhörter Eile dahinrast.

Unterdessen waren die Verbündeten in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt gelangt und am 29. floh Marie Louise mit dem König von Rom nach Blois. Die Räte der Regentschaft hatten dagegen gesprochen, aber eine ausdrückliche Ordre Napoleons, seinen Sohn keinesfalls dem Schicksale des Astyanax auszusetzen, forderte dessen Entfernung.*) Das machte tiefen Eindruck in Paris, wo die Bevölkerung durch die zahlreich anlangenden Verwundeten, die vom Lande hereinflüchtenden Bauern und durch die schrecklichen Prophezeiungen des offiziösen Preßbureaus über das der Stadt bevorstehende Schicksal, wenn man sich nicht wehre, in unerhörter Angst erhalten wurde. Die Rente fiel bis auf 45. Joseph, der Generalstatthalter, welcher zurückblieb, verstand es nicht, das Vertrauen zu heben. Seine Proklamation an die Pariser, sie sollten dem Feinde widerstehen, da ihm der Kaiser auf dem Fuße folge, erzeugte keine Begeisterung. Und wenn selbst, so hätte es an Widerstandsmitteln gefehlt und an Waffen für die Bereitwilligen. Die Befestigungen, die man angelegt, waren unvollendet. Es gab kaum über 30 000 Nationalgarden in Paris. Diese allerdings haben sich im Verein

*) „Ich würde es vorziehen, daß man meinen Sohn erwürge, als daß ich ihn als österreichischen Prinzen in Wien aufwachsen sähe", schreibt Napoleon am 8. Februar an Joseph.

mit den Truppen Macdonalds und Mortiers am 30. März in einer Schlacht vor der Stadt heldenmütig geschlagen. Erst spät am Nachmittag, als die Übermacht der Preußen den Montmartre erobert und dort eine große Anzahl Kanonen aufgepflanzt hatte, trat Waffenruhe ein. Von Joseph, der schon um Mittag geflohen war, ermächtigt, schloß Marmont am Abend eine Kapitulation ab, welche den Verbündeten die Stadt überlieferte.

Zur selben Stunde ordnete Mortier einen seiner Generale in südlicher Richtung ab, um für die von Paris sich zurückziehenden Kolonnen Kantonnements einzurichten. Bei der Raststation Cour de France traf der Bote in der Dunkelheit der Nacht auf Reisende, welche den Pferdewechsel abwarteten, und ward von einem derselben angerufen. Es war der Kaiser, der jetzt den Verlust seiner Hauptstadt erfuhr. Er geriet außer sich über Joseph und den Kriegsminister Clarke, denen er diesen Verlust ungerechterweise zur Last legte, wollte sofort nach Paris weiter und ließ sich erst überzeugen, daß es zu spät sei, als sich die Feuer von Mortiers Vortrab zeigten und General Flahault, den er an Marmont geschickt hatte, mit einem Briefe desselben ankam, der die Stimmung der Pariser als durchaus unlustig zu weiterem Widerstande kennzeichnete. Darauf begab er sich nach Fontainebleau zurück.

Am nächsten Morgen, es war der 31. März, hielten der Zar und Friedrich Wilhelm III. ihren Einzug in die eroberte Stadt. Kaiser Franz von Österreich war in Dijon zurückgeblieben. Sie werden von einer kleinen aber unendlich rührigen Partei von Royalisten mit Hochrufen auf Ludwig XVIII. empfangen und dadurch vollkommen über die Stimmung der Bevölkerung getäuscht. Dieser waren die Bourbons gleichgültig geworden. Man dachte kaum an sie und am wenigsten daran, sie zurückzurufen. Auf Ergebenheit und Sympathieen konnten sie nur im Umkreise des Faubourg St. Germain rechnen, wo die Trauer über die eingebüßten Vorrechte und die bornierte Abneigung gegen alle anderen Menschenklassen mit dem alten Hofe die alte

Zeit zurückzubringen wähnte. Vergebens hatte Napoleon diese Altadeligen Frankreichs für sich zu gewinnen gesucht. Nur sehr wenige unter ihnen, die mit klarem Blick den Wandel der öffentlichen Dinge durchschauten, anerkannten und respektierten sein Reformwerk. Alle übrigen sannen auf seinen Fall. Gar mancher ließ sich gerne von intriganten Feinden des Kaisers gebrauchen, die seit Jahren schon den Sturz des nimmersatten Eroberers ins Auge gefaßt hatten. Jetzt wissen sie den fremden Souveränen ihre Stimmung als die des Volkes vorzuspiegeln, und da Talleyrand, in dessen Hause der Zar Quartier genommen, ihre Sache führt, ist sie bald gewonnen. Nur noch schüchtern und zweifelnd spricht Alexander den Namen Bernadotte aus, um sofort von seinem Wirte zu erfahren, daß Frankreich keinen Soldaten mehr wünsche. „Wollten wir einen, so würden wir den behalten, den wir haben, er ist der erste der Welt. Nach ihm würde ein anderer gewiß nicht zehn Mann hinter sich herziehen." Es gebe nur Napoleon oder Ludwig XVIII., nichts drittes. Und der Zar stimmte zu. In einer Erklärung, welche die Verbündeten am 31. März durch den Fürsten von Benevent an den Senat gelangen ließen, und die alsbald in tausend Exemplaren die Straßenwände deckte, hieß es: „daß sie nicht mehr verhandeln werden mit Napoleon Bonaparte noch mit irgend einem Mitgliede seiner Familie". Und der Senat — derselbe Senat, der noch vor wenig Wochen seinem Herrn und Schöpfer so sklavisch zu Diensten gestanden hatte — sprach, nachdem er am 1. April seine eigene Unentbehrlichkeit dekretiert, am Tage darauf die Absetzung des Kaisers aus und entband Nation und Armee ihres Treueides gegen ihn. Die Nation hatte nichts dagegen einzuwenden: der Gesetzgebende Körper bestätigte das Votum des Senats und die hohen kaiserlichen Ämter, der Rechnungshof, der Kassationshof u. a. gingen ins andre Lager über. Wird sich aber auch die Armee, dieses treue Werkzeug, dem Künstler des Krieges und der Schlachten aus den Händen winden lassen?

Noch in Cour de France hatte Napoleon Caulaincourt zu Alexander gesandt und ihn mit aller Vollmacht zum Frieden, wie ihn die Verbündeten in Châtillon gewünscht, ausgestattet. Jetzt kehrte dieser nach Fontainebleau zurück, und was er als des Feindes Antwort mitbrachte, waren im Grunde nur Napoleons eigene Worte: der Friede mit ihm wäre nur ein Waffenstillstand, und selbst für die Anerkennung des Sohnes sei der Vater ein Hindernis. Doch benahm Alexander bezüglich der Regentschaft dem Boten nicht alle Hoffnung; nur müsse der Kaiser vorerst abdanken. Dieser dachte nicht daran. Man hatte ihn besiegt, aber keineswegs überwunden. Er hatte noch Truppen. Da standen Marmonts 12 000 Mann bei Corbeil und Essonnes, dahinter Mortier mit 8000; am 1. April war die Tête der bei Arcis geschlagenen Armee angelangt, am 2. die Garden, während der Rest noch von Troyes her auf dem Marsche war. In Kürze konnte er hier nahe an 60 000 Mann zusammenbringen und brauchte nur die 100 000 Mann, die seine Persönlichkeit nach seinem eigenen Ausspruch und den Erfahrungen dieses Feldzuges dem Feinde galt, hinzuzurechnen, um zu dem Schlusse zu kommen, daß man die Flinte noch keineswegs ins Korn zu werfen brauche. Und außerdem stand Maison mit einer Abteilung im Norden, Augereau, der allerdings Lyon in überflüssiger Eile aufgegeben hatte, im Süden, Soult und Suchet gegen Engländer und Spanier. Und die Soldaten und ihre Offiziere waren sämtlich mit Begeisterung für ihn gestimmt. Er konnte es bei einer Revue über die Garden am 3. April erfahren, die seine Anrede mit dem stürmischen Rufe „Nach Paris!“ beantworteten. Anders freilich die Führer. Zwar gab es auch unter diesen feurige Partisane des Kaisers für alle Fälle, wie Mortier, Drouot, Gérard u. a. Aber die meisten von denen, die an zweithöchster Stelle kommandierten, die Marschälle, Herzöge, Fürsten und Grafen, reichverdient und reichdotiert, hatten schon im Jahre zuvor den Krieg nur verdrossen weitergeführt, kein Ende absehend und sich doch so sehr nach ruhigem Genießen

der Früchte ihrer tapferen Arbeit sehnend. Jetzt noch weiterzukämpfen, erschien ihnen völlig aussichtslos. Und wenn man siegte, mit welchen Opfern! Und gab es dann Frieden? Wie leicht war, was folgte, nur der Bürgerkrieg! Zwar die Rückkehr der Bourbons war ihnen verhaßt, aber es gab noch einen andern Weg. Caulaincourt hatte die Idee einer Abdankung des Kaisers zu Gunsten seines Sohnes aus Paris zurückgebracht, Napoleon mit seiner Umgebung darüber gesprochen, die Marschälle erfuhren davon, wie sie von dem Absetzungsdekret des Senates und der Erklärung der Verbündeten erfahren hatten, und sahen hierin das einzige Mittel, das herrschende System und mit ihm ihre Stellen und ihre Geltung zu retten, ohne sich neuen Mühen und Unruhen auszusetzen. Am 4. April, nach der Parade, faßten sie sich ein Herz. Ney, Lefebvre, Oudinot und Macdonald traten als Abgesandte der übrigen vor den Kaiser und trugen ihm vor, daß jetzt, wo der Senat wider ihn entschieden habe und der Friede versäumt worden sei, nur seine Abdankung übrig bleibe. Darauf soll Napoleon dem Senat das Recht bestritten haben, ihm die Herrschaft zu nehmen, soll ihnen die schlechte Aufstellung der Feinde gezeigt, seine Streitkräfte aufgezählt, seinen Angriffsplan entwickelt haben, alles umsonst, er mußte nachgeben und unterschrieb das verlangte Dokument. Es lautete: „Nachdem die verbündeten Mächte den Kaiser Napoleon als das einzige Hindernis der Herstellung des Friedens in Europa bezeichnet haben, erklärt der Kaiser Napoleon treu seinem Eide, daß er bereit ist, vom Throne herabzusteigen, aus Frankreich zu ziehen und selbst das Leben zu lassen für des Vaterlandes Wohl, das untrennbar ist von den Rechten seines Sohnes, der Regentschaft der Kaiserin und den Gesetzen des Kaiserreichs.“*)

*) Es ist nicht ohne Interesse, auch den ersten Entwurf dieser Abdankungsurkunde zu kennen, den der Kaiser selbst niederschrieb und aus dem er dann gewisse Stellen strich. Er hatte folgenden Wortlaut: „Nachdem die verbündeten Mächte den Kaiser Napoleon als das einzige Hindernis der Herstellung des Friedens in Europa bezeichnet haben, und der Kaiser ge-

Als Napoleon sich hiezu entschloß, lag ihm wohl der Gedanke nicht fern, die Verbündeten könnten diese bedingte Abdankung ablehnen. Er wünschte dies geradezu, denn dann konnte er diejenigen, die ihn dazu gedrängt, überzeugen, daß ihnen nur noch Ludwig XVIII. in Aussicht stehe, und da würden sie ihm ihre Unterstützung nicht mehr versagen. Es war nur eine Folge dieses Ideenganges, wenn er nicht Caulaincourt allein mit der Abdikation nach Paris sandte, sondern ihm auch Ney und Macdonald zur Seite gab, damit sie selbst für ihre Sache einständen. Alexander empfing sie, und er schien fast wankend werden zu wollen, namentlich als Macdonald ihm versicherte, die Armee könne nur mit Abscheu der Wiederkehr des Königtums entgegensehen, welches ihren Thaten fern und ihrem Ruhm fremd geblieben sei. Aber kaum waren diese Worte ausgesprochen, so erfuhren sie auch schon eine eklatante Widerlegung. Ein Offizier, von Schwarzenberg gesandt, machte dem Zar in russischer Sprache eine Meldung, worauf dieser sich sofort zu den Marschällen wandte und sagte: „Meine Herren, Sie stützen Ihr Verlangen nach der Regentschaft auf die unerschütterliche Anhänglichkeit der Truppen an die kaiserliche Regierung. Nun denn, soeben ist seine Avantgarde von ihm abgefallen und befindet sich innerhalb unserer Linien.“ Und so war es. Marmont hatte sich schon zur Zeit, als er von der Verteidigung der Hauptstadt abstehen mußte, von Talleyrand gewinnen lassen. „Armee und Volk“ — schrieb er am 3. April

---

wiß nicht, ohne seinen Eid zu brechen, irgend eines der Departements dahingeben kann, die bei seiner Thronbesteigung mit Frankreich vereinigt waren, erklärt der Kaiser Napoleon, daß er bereit ist, vom Throne herabzusteigen, aus Frankreich zu ziehen und selbst das Leben zu lassen, für das Wohl des Vaterlandes und um die Rechte seines Sohnes, des Königs, der Regentschaft der Kaiserin und der Gesetze und Institutionen aufrecht zu erhalten, die bis zum definitiven Friedensschluß und solange die fremden Heere auf unserem Gebiete stehen, keine Veränderung erfahren sollen.“

an Schwarzenberg — „sind durch das Senatsdekret von ihren Treueiden gegen Napoleon entbunden. Ich bin bereit, eine Annäherung von Volk und Armee herbeiführen zu helfen, welche die Möglichkeit eines Bürgerkrieges und neues Blutvergießen hintanhalten soll.“ Im Dunkel der Nacht marschierte dann sein Untergeneral Souham mit 12 000 Mann, denen man vorgespiegelt hatte, es gehe gegen den Feind, mitten zwischen die österreichischen Divisionen hinein. Als der Morgen anbrach, sahen die Tapferen zähneknirschend das Werk ihrer Führer. Nach dieser Mitteilung Alexander I. gaben auch Ney und Macdonald die Sache des Kaiserreichs verloren. Auch an ihnen werden Überredung und Zusicherungen nicht spurlos vorübergegangen sein. Auf dem Rückwege schlossen sie mit Schwarzenberg einen Waffenstillstand ohne Vorwissen Napoleons.

Dieser hatte inzwischen vom Abfall Marmonts gehört und, da nun seine Stellung nördlich der Loire ganz unhaltbar geworden war, noch am 5. April den Befehl zum Marsch auf Pithiviers und Orléans erteilt. Zugleich soll er auch davon gesprochen haben, sich nach Italien zu werfen, mit Eugen zu vereinigen, die nationale Idee durch ein Heer und seinen Genius zu unterstützen, um an Stelle Frankreichs, das ihn fallen ließ, eine neue Basis für seine heimatlose Politik zu gewinnen. Aber die französischen Soldaten hatten noch eine Heimat, und daran mußten solche Pläne scheitern. Darum ist auch nur sein Befehl, an die Loire zu gehen, verbürgt. Die zurückgekehrten Marschälle weigern sich ganz offen, demselben Folge zu leisten und erklären ihm am 6. April, daß man nur noch über schwache Trümmer der Armee verfüge, daß diese cerniert seien, und daß, wenn man auch hinter die Loire entkäme, nur der Bürgerkrieg daraus entstehen würde. Sie raten ihm, nunmehr bedingungslos abzudanken. Für Frankreich brachten sie ihm aus Paris die Insel Elba mit, welche Alexander ihm zugestehen wollte. Napoleon zögerte wieder; und erst als an demselben Tage der Senat Ludwig XVIII. zum König ausrief, schrieb er, von seinen Kapitänen

im Stich gelassen, eine neue Abdankungsurkunde nieder, in welcher er „für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtete“.

Mit dieser neuen Erklärung begaben sich die Unterhändler — Caulaincourt und die beiden Marschälle — nochmals nach Paris, um dort auf dieser Grundlage mit den Verbündeten einen Vertrag abzuschließen, der Napoleon den Kaisertitel, die souveräne Herrschaft über Elba, eine Revenue von zwei Millionen Franken und vierhundert Mann seiner Garden als Schutzwache, der Kaiserin Marie Louise das italienische Herzogtum Parma zusicherte. Elba war von Alexander gegen den mahnenden Einspruch Talleyrands und Metternichs festgehalten worden. Selbst Kaiser Franz fand die Nähe des entthronten Cäsars etwas beunruhigend. Und so ging es nicht ohne eifrige Widerrede ab, ehe dem einstigen Diktator des Weltteils dieser geringe Brocken hingeworfen ward, mehr ein Hohn auf den Begriff der Souveränität, als der Beweis, wie eng man ihn zu fassen vermochte. In der Nacht vom 10. zum 11. April ward die Urkunde des Vertrags von Fontainebleau in Paris von Ney, Caulaincourt, Macdonald und den vier Ministern der verbündeten Mächte unterzeichnet. Bald darauf setzte auch Napoleon seinen Namen darunter und machte damit seinen Verzicht perfekt. Mit welchen Empfindungen! War es Resignation ohne Hoffnung, was ihn erfüllte? Oder fand sein energischer Geist noch einen Vorbehalt, den er seinem Schicksal entgegensetzte? Fühlte er sich überwunden oder nur geschlagen — hier im Leben, wie dort im Felde? Einzelne aus seiner Umgebung, die sich von seiner Autorität zu urteilsloser Hingebung hatten bestimmen lassen, mochten sich ihren Herrn nicht denken, wie er jetzt noch weiterlebte. Sie hielten ihn zum Selbstmord entschlossen, und räumten seine Pistolen beiseite. Diejenigen jedoch, die nicht unmittelbar im Banne seiner Persönlichkeit standen und ihn nicht über alle Kritik erhaben glaubten, wie Metternich, Fouché u. a., muteten ihm einen derartigen Schritt nicht zu. Und so bestimmt

die Nachricht auftritt, der Kaiser habe in der Nacht vom 12. zum 13. April Gift genommen, der Geschichtschreiber wird sich doch nur sehr schwer entschließen können, darauf einzugehen. So gar unendlich wenig stimmt sie zu dem ganzen Wesen dieses Mannes, der noch auf St. Helena seine Rolle in der Welt nicht als beendet ansehen wird, daß man viel eher als an Gift geneigt ist an einen jener Krankheitszufälle zu denken, mit denen sich schon jetzt sein kommendes tödliches Leiden ankündigte, so damals nach der Dresdener Schlacht in Pirna, wie später auf der Reise nach Elba. Eins ist sicher, Napoleons Unwohlsein war bereits am folgenden Tage behoben und er in der nächsten Zeit voll neuen Mutes, voll Zuversicht, voll Hoffnung, und nur um Eins besorgt: um sein Leben.*)

---

*) Fain, der Sekretär Napoleons, hat nach dem Tode des Kaisers in seinem Manuscrit de 1814 zuerst von dem Selbstmordversuch gesprochen; ausführlicher ist in Ségurs Histoire et Mémoires (VII. 196 ff.) davon gehandelt. Ségur will sogar von dem Leibchirurgen Ivan direkt Mitteilung gehabt haben, der, „nachdem er das Leben seines Herrn außer Gefahr gesetzt hatte, nicht mehr dafür verantwortlich sein wollte", eine Verdächtigung befürchtend „den Kopf verlor" und davonlief. Aber in Ségurs Darstellung fehlt es nicht an Widersprüchen. Auch weicht hiervon Fains Mitteilung in Bezug auf das vermutete Gift ab. Einen Tag zuvor noch hatte Napoleon Bausset, der einen Brief Marie Louisens überbrachte, erzählt, wie ihn der Tod auf dem Schlachtfelde von Arcis a. d. Aube gemieden habe, und hinzugefügt: „Ein Tod, den ich nur durch einen Akt der Verzweiflung finden könnte, wäre eine Feigheit. Der Selbstmord entspricht weder meinen Grundsätzen noch dem Range, den ich in der Welt einnahm". Demselben Boten erschien er „erfüllt von einer Sorglosigkeit, die sich hinter dem Namen Philosophie verbarg, und von einem eigentümlichen Vertrauen in das Schicksal, welches alles regelt und dem sich niemand entziehen kann" (Hérisson, Cabinet noir, p. 299). Und so war auch der Eindruck, den die fremden Offiziere, die ihn später nach Elba begleiteten, von ihm empfingen. Zu dem österreichischen General Koller sagte er noch vor seiner Abreise: „Man will mich tadeln, daß ich meinen Fall überleben konnte. Mit Unrecht. Ich sehe nichts Großes darin sein Leben zu enden, wie Einer, der sein Geld im Spiel verlor." (Helfert, Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba, S. 81.) So spricht doch kaum, wer eine Woche zuvor sich töten wollte

Schon vor der Abdankung hatte der Palast von Fontainebleau viele seiner militärischen Gäste verloren; bald wurde es öde um den gestürzten Kaiser. Auch Berthier nahm Urlaub, um nicht wiederzukehren. Nur wenig Getreue blieben, bis Napoleon am 20. April in Begleitung von Kommissären der verbündeten Mächte — halb Wache und halb Bedeckung — die Stätte verließ, von der aus er so oft Europa seinen Willen verkündet. Bevor er in den Wagen stieg, nahm er von der alten Garde Abschied. Er dankte ihr zunächst für den edlen Eifer, den sie bewiesen. Obgleich ein Teil der Armee ihn verraten und verlassen, hätte er mit der übrigen den Krieg doch noch zwei bis drei Jahre hinter der Loire oder auf seine Festungen gestützt weiterführen können. Aber der Bürgerkrieg würde den Boden Frankreichs durchwühlt haben, und seitdem ihm dies klar geworden, habe er alle seine persönlichen Rechte und Interessen dem Glück und Ruhme des Vaterlandes geopfert. Sie sollten — ermahnte er — auf dem Wege der Pflicht und der Ehre fortschreiten und treu dem Souverän dienen, den sich die Nation erwählt hat. Er hätte seine Existenz enden können, aber er wolle weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Großthaten seiner Krieger zu verkünden.*) Dann küßte er den General

Meneval in seinem Werke über Napoleon und Marie Louise (II. 115 ff.) will wissen, Jvan habe tags vorher einen Teil jenes Opiumpräparats, das Napoleon seit dem russischen Feldzuge — nach Ségur seit dem spanischen — bei sich trug, weggeschüttet; mit dem Reste habe sich der Kaiser vergiften wollen. Ließe sich nicht annehmen, er habe, um vielleicht heftige Magenkrämpfe zu stillen, nach diesem Mittel gegriffen, was dann bei seiner Umgebung die Vermutung des Selbstmordes erzeugte? Über seine Besorgnis für sein Leben finden sich bestimmte Zeugnisse bei Helfert a. a. O. S. 82 und Campbell, Napoleon at Fontainebleau, S. 199.

*) Der Text der Anrede ist in offizieller Redaktion von Fain, Manuscrit de 1814, mitgeteilt worden und so in die „Correspondance“ übergegangen. Die thatsächlich gesprochenen Worte sind von den Kommissären Koller (Österreich), Truchseß-Waldburg (Preußen), Campbell (England) ihren Berichten beigelegt und später gedruckt worden. Siehe unten S. 228.

Petit, der die Garden kommandierte, küßte ihre Fahne, rief seinen „alten Brummbären“ noch einen letzten Gruß zu und fuhr von dannen. „Man hörte nur seufzen in allen Reihen“, schreibt Coignet in sein Heft, „und ich kann sagen, daß auch ich Thränen vergoß, als ich meinen teuren Kaiser abreisen sah.“

Am 4. Mai 1814 warf der „Undaunted“ im Hafen von Portoferrajo Anker, und der entthronte Imperator stieg ans Land. Er hatte kaum einer Deputation der Einwohner seines Miniaturreiches erklärt, daß er ihnen die Fürsorge eines Vaters widmen wolle, als er auch schon zu Pferde stieg, um die Befestigungen der Insel zu besichtigen. Er schien damit nicht eben unzufrieden, hielt aber doch manche Verbesserung für notwendig und gab auch in der That schon in der nächsten Zeit Ordre, das Eiland Pianosa im Süden mit zwei Batterieen auszurüsten. Er fühlte sich nicht sicher genug. Seine Fahrt durch den Süden Frankreichs hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht, der ihn noch lange nicht zu völliger Ruhe kommen ließ. Das war auch, trotz der Begleitung der fremdländischen Kommissäre, eine Reise voll Gefahr gewesen, so ingrimmig hatte sich das Volk der Provence gegen ihn erklärt. Nur daß er seinen Platz im Wagen tauschte, eine österreichische Uniform anzog und die weiße Kokarde der Bourbons aufsteckte, vermochte die Wut seiner bisherigen Unterthanen von ihm abzulenken. Mehr als einmal in diesen Tagen gewahrte seine Umgebung Thränen des Kleinmuts in seinen Augen und alle Zeichen der Furcht in seinen Worten und Mienen. Royalistische Agenten hätten das Volk wider ihn erregt, hatte man ihm gemeldet; und daß die provisorische Regierung dabei die Hand im Spiele habe, ließ er sich nicht nehmen. Erst auf der englischen Korvette, die ihn von Fréjus — demselben Fréjus, wo er, von Ägypten kommend, einst gelandet war — an Korsica vorüber nach Elba trug, hatte er ein Gefühl

der Sicherheit und seine Unbefangenheit wiedergefunden. Es war ihm schließlich ganz recht, daß der britische Bevollmächtigte Campbell in Portoferrajo blieb, wo nach drei Wochen auch die 400 Grenadiere der alten Garde anlangten, die er sich im Vertrage von Fontainebleau ausbedungen. Diese, mit einem geworbenen Fremdenbataillon und der einheimischen Wehrkraft bildeten zusammen immerhin eine kleine Armee von über tausend Mann, für die der Kaiser — er hatte diesen Titel zu Recht behalten — nun mit demselben umsichtigen Eifer sorgte, den er ehedem an die riesigen Völkerheere seiner Weltkriege gewendet hatte.

Doch absorbierte dies und die Bemühung um seine kleine Flotille nicht seine ganze Thätigkeit. Der ruhelose Mann, der jeden Augenblick beschäftigt sein mußte, vertiefte sich in das geringste Detail seiner kleinen Regierung. Er hatte auch hier seinen Staatsrat, in den er neben den Generalen Drouot und Bertrand ein Dutzend Einwohner berief. Die Beschlüsse desselben galten zunächst der Erhöhung des Ertrages der Eisengruben von Rio und der Salinen; beides wurde erreicht. Dann wurden neue Straßen gebaut, Maulbeerbäume darangepflanzt, sanitätspolizeiliche Anordnungen getroffen u. a. m. Aber auch sein eigenes Haus verwaltete Napoleon bis ins Einzelne, sodaß er z. B. viel besser als sein Haushofmeister Bertrand wußte, wieviel Matratzen, Laken, Bettstellen u. dgl. er besaß. In Geldsachen war er von der peinlichsten Genauigkeit. Nicht ohne Grund. Die vier Millionen Franken, die er vom Tuilerienschatze für sich gerettet, werden nicht lange vorhalten, und Ludwig XVIII. bezahlte die vertragsmäßig bedungenen zwei Millionen Rente nicht. Wer will es ihm da verargen, daß er die Steuern seines Ländchens ohne Nachsicht eintrieb? Mußte er doch sogar seinen geliebten Grenadieren ihr Stückchen Brot beschneiden. Als er im Jahre 1812 auf der Rückfahrt aus Rußland in Warschau mit de Pradt zusammenkam, spottete er über seine verzweifelte Lage mit den Worten: vom Erhabenen zum Lächerlichen sei nur ein Schritt.

Damals traf diese Bemerkung nicht zu. Jetzt hätte sie viel eher gepaßt.

Als die Sommerhitze den Aufenthalt in Portoferrajo unangenehm machte, zog sich Napoleon auf die Höhe von Marciana zurück, wo er mit seiner Begleitung in Zelten wohnte. Das war ein herrlicher von alten Kastanienbäumen beschatteter Punkt, von dem aus der Blick weit über das Meer schweifen konnte, nach dem corsischen Bastia hinüber und nach dem toskanischen Livorno, ein Lugaus ganz nach seinem Herzen. Hier empfing er den Besuch der Gräfin Walewska, die er im Jahre 1807 in Polen kennen gelernt und mit der er seitdem intime Beziehungen unterhalten hatte. Sie kam mit einem Knaben, seinem Sohne.*) Das tiefe Geheimnis, mit welchem der Besuch umgeben wurde, ließ die öffentliche Meinung in ihr die Kaiserin vermuten. Diese freilich kam nicht. Ihr Vater hatte sie bewogen nach Österreich zurückzukehren und hinderte ihren Verkehr mit dem Gatten. Sie ließ sich's gleichmütig gefallen. Sieben Jahre später, nach dem Tode Napoleons, schrieb sie einmal an eine Freundin: sie habe für ihn niemals eine lebhaftere Empfindung gehegt, doch hätte sie ihm, der ihr stets Aufmerksamkeit erwiesen, gerne noch manches glückliche Jahr gegönnt, „vorausgesetzt, daß er recht weit von mir wegblieb". Napoleon hat sich auf Elba zu trösten gesucht, obgleich er oft genug des kleinen Königs von Rom gedachte und Briefe seiner Gemahlin, wenn auch nur aus politischen Gründen, schmerzlich vermißte. Nach dem kurzen Aufenthalte

---

*) Graf Alexander Florian Walewski, unter Napoleon III. Minister des Äußern, war am 4. Mai 1810 geboren worden. Er war nicht der einzige uneheliche Sohn des Kaisers. Von anderen kennen wir nachweislich: einen Grafen Léon, geb. 1806, dessen Mutter, Frau Revel, dem Hofstaate der Prinzessin Karoline zugeteilt war, ferner einen sichern Devienne, geb. 1802 zu Lyon, endlich den Sohn der Beschließerin auf St. Helena, die später einen Mr. Gordon heiratete. Gordon-Bonaparte starb 1886 in San Francisco als Uhrmacher. (Siehe hierüber die Zeitschrift „Le Curieux" Nr. 8 von 1884 und Nr. 40 von 1887.)

der Walewska kam Pauline Borghese, die — man will in ihren eigenen vertrauten Briefen den Beweis dafür gefunden haben — dem entthronten Cäsar hier gleichfalls mehr als eine Schwester gewesen sein soll. Von den andern Geschwistern kam niemand. Nur Mutter Lätitia wollte nicht fernbleiben und übersiedelte nach Elba.

Nicht daß der Kaiser ohne alle Verbindung mit seinen Verwandten gewesen wäre. Die Geheimpolizei von Livorno, besonders der französische Konsul Mariotti daselbst und dessen Agenten auf der Insel wollten von einem sehr regen Verkehr, namentlich mit Murat, erfahren haben, der unsicher, ob die verbündeten Mächte Europas ihm auch den Preis seines Abfalls von Napoleon, seine Herrschaft über Neapel, nicht streitig machen würden, neuerdings zu dem Schwager in Beziehung trat. Was unter ihnen verhandelt und abgemacht wurde, läßt sich im Einzelnen um so schwerer feststellen, als der Verkehr meist durch vertraute Boten mündlich gepflogen worden sein wird. War es die Absicht, einen Plan zur Insurgierung Italiens, wie er Napoleon im Mai 1814 von einer Anzahl Verschwörer zugeschickt wurde, zu unterstützen? Oder war es immer nur die andre, in Frankreich wieder emporzukommen? Wir wissen es nicht. Allerdings empfing Napoleon im Herbste viele Italiener in Portoferrajo, die ihm aus ihrem Mißvergnügen mit der wiedergekehrten österreichischen Herrschaft und aus den Hoffnungen, die sie auf ihn setzten, kein Hehl gemacht haben werden. Immer möglich, daß er sich ihnen nicht ganz versagte. Die Erinnerung an seine Erlebnisse in der Provence mag seine Rechnung auf einen neuen Umschwung in Frankreich etwas beirrt und seine Blicke nach andrer Richtung gewendet haben.*) Aber

*) Diese Ansicht vertritt neuestens Livi in seinem Napoleone all' isola d'Elba. Ob er freilich gut thut, die von dem anonymen Verfasser der Broschüre „La vérité sur les Cent Jours“ S. 218 mitgeteilte Rede Napoleons für völlig authentisch zu halten, ist zu bezweifeln. Denn wenn darin der Kaiser von einem einigen italienischen Nationalreich mit Rom als Haupt-

gewiß trat dieses Moment, wenn es je mehr als ein flüchtiger Gedanke war, sogleich wieder völlig in den Hintergrund, als ihm geheime Nachrichten und die öffentlichen Blätter keinen Zweifel mehr ließen, daß sich im französischen Volke ein Wechsel der Gesinnung vollzog, der ihm nur förderlich sein konnte.

In der That, das Regiment Ludwig XVIII. erfreute sich bald einer immer mehr zunehmenden Abneigung. Am 30. Mai hatte der König seinen Frieden mit den Mächten — darunter mit England, welches die meisten der eroberten Kolonieen herausgab — gemacht, und wenig Tage später auch mit der Revolution eine Art Vergleich geschlossen, indem er Frankreich eine Verfassung, die Charte, verlieh. Diese Konstitution war, trotz unterschiedlicher Fehler und Mängel, immerhin ein wertvolles Zugeständnis und ließ der Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung jedenfalls mehr Raum, als Napoleon ihr je gestattet hatte. Auch war der König ein besonnener Mann, der den neuen Verhältnissen viel guten Willen entgegenbrachte, nur alt, sehr schwerfällig und kränklich und nicht imstande, all die reaktionären Elemente im Zaume zu halten, welche seinen Pakt mit dem Aufruhr höchlich mißbilligten. Das war vor allem sein eigener Bruder, der Graf von Artois, das Haupt einer ultraroyalistischen Partei von Emigranten, die nach den alten Zuständen zurückstrebte, die Regierung kompromittierte und ihr die Masse der Bevölkerung völlig abgeneigt machte. Denn von großen Sympathieen für die Bourbons, von denen Wellington richtig sagte,

---

stadt spricht, so mußte er völlig vergessen haben, was er im Dezember des Vorjahres zu La Besnardière über Murat gesagt, der denselben Plan verfolgte: „Sieht denn dieser Unsinnige nicht ein, daß nur meine außerordentliche Übermacht in Europa die Anwesenheit des Papstes in Rom verhindern konnte? Es ist das Interesse und der Wunsch Europas, daß er dahin zurückkehrt“. (Pallain-Bailleu, Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. S. 163.) Überdies zerstörte ein Plan auf ganz Italien für immer jede halbwegs mögliche Beziehung zu Österreich, welche Beziehung doch bei einer Wiederkehr nach Frankreich geltend gemacht werden sollte.

sie seien dem Lande so fremd geworden, als ob sie es nie regiert hätten, kann man überhaupt nicht sprechen. Schon daß sie unter dem Schutze der Fremden den Thron bestiegen, diskreditierte sie. Eine Karrikatur hatte Ludwig XVIII. gezeigt, wie er hinter einem Kosaken zu Pferde sitzend über die Leichen französischer Krieger hinweggaloppiert. Es war unklug von dem Monarchen, seinem Freunde, dem Prinzregenten Georg von England, immer und immer wieder seine Dankbarkeit für die bewiesene Protektion zu bezeigen, sowie es andrerseits nicht klug war, sich durch ein veraltetes Zeremoniell von den eigenen Unterthanen völlig abzuschließen. Und dazu kam vieles Andre. Schon daß die neue Verfassung sich als ein königliches Geschenk darstellte, verletzte den Grundsatz der Volkssouveränität, der bei der eitlen Nation tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Nun war darin verbürgt, daß den neuen Besitzern von Nationalgütern ihr Eigen unangetastet bleiben solle, und dennoch sprach einer der Minister in der zweiten Kammer die Hoffnung auf Rückerstattung an die „rechtmäßigen" Eigentümer d. i. an die heimgekehrten Emigranten aus. Diese machten jetzt die Opfer ihrer Treue geltend und ließen sich — da sie zur Beamtenthätigkeit meist nicht zu brauchen waren — durch Pairssitze, Sinecuren und Pensionen belohnen, genug, um die gesamte arbeitende Staatsdienerschaft das frühere Regime zurückwünschen zu lassen. Das Geld zu diesen reichen Dotationen verschaffte sich der Hof, indem er die „außerordentliche Domäne" Napoleons willkürlich zur Zivilliste schlug. Und trotz dieser Benefizien blieb das Streben der Heimgekehrten doch auf die Wiedererlangung ihrer alten Güter gerichtet, worin sie von dem sinnesverwandten Klerus wesentlich unterstützt wurden. Dieser mißbrauchte sogar nicht selten die Beichte, um Sterbende durch Skrupel an der Rechtmäßigkeit ihres Besitzes zur Restitution zu bewegen. Begünstigt durch eine frömmelnde Hofpartei brachte er es außerdem noch zu ganz anderen Erfolgen. Das eingegangene Amt eines Großalmoseniers wurde wieder hergestellt und beirrte den Wirkungskreis des Kultusministers; eine

polizeiliche Verordnung gebot Sonn- und Feiertagsheiligung bei Strafe, trotz der in der Charte verbürgten Kultusfreiheit und trotzdem daß das französische Volk längst nur noch die durch das Konkordat von 1801 angeordneten Festtage einhielt; die Straßenprozessionen wurden wieder eingeführt; ja es ereignete sich, daß einer beliebten Schauspielerin des Pariser Théatre français das kirchliche Begräbnis verweigert wurde, was dann freilich einen öffentlichen Tumult hervorrief.

Machte man mit solchen Übergriffen die bürgerliche Bevölkerung unzufrieden, so beging man der Armee gegenüber Akte einer geradezu beispiellosen Unvernunft. Nicht nur daß der alte Adel, die Prinzen obenan, über die neue Nobilität der Marschälle und Generale spöttelte; man verfeindete sich das ganze Heer. Nach der Heimkehr der kriegsgefangenen Besatzungen aus dem Osten und der spanischen und italienischen Armee war dasselbe nicht unbeträchtlich an Zahl. Man ließ Reduktionen eintreten, verkürzte die Löhnung der alten Garde und setzte viele Tausend Offiziere auf Halbsold, der überdies an die Bedingung eines gut katholischen Verhaltens gebunden war. Dagegen wäre nun nicht allzuviel einzuwenden gewesen, wenn nicht dafür mehrere Tausend Royalisten zu Offizieren ernannt, aus Emigranten und Adeligen eine neue königliche Garde errichtet und reich dotiert und eine adelige Militärschule gegründet worden wären, was nicht nur große Kosten verursachte, sondern auch die Wiederkehr der alten Ungleichheit in der Offizierskarriere befürchten ließ. Als man vollends die Erziehungshäuser für die Waisen der Ehrenlegionäre aufhob, erzeugte dies eine ungeheure Entrüstung, selbst in unbeteiligten Kreisen. Was Wunder, daß unter solchen Umständen das Heer völlig bonapartistisch gesinnt war und daß sich, namentlich unter einigen jüngeren Generalen eine Verschwörung bildete, die, wenn sie gleich ohne Folgen blieb, doch bekannt genug wurde, um den Verbannten von Elba über die Stimmung im Lande zu orientieren? Was Wunder auch, daß dessen Kredit von Tag zu Tag aufnahm? „Die Franzosen“,

sagt ein Zeitgenosse, Fleury de Chaboulon, „von Natur geneigt, Meinung und Empfindungen zu wechseln, gingen von ihrer früheren Voreingenommenheit gegen Napoleon zu Ausbrüchen der Begeisterung über; sie verglichen den Zustand der Unordnung und Erniedrigung, in den Frankreich unter dem Könige verfallen war, mit dem Aufschwunge, der Kraft, der Verwaltungseinheit unter Napoleon, und Napoleon, den sie vorher als den Urheber aller Übel angeklagt hatten, erschien ihnen nur noch als großer Mann, als Held im Unglück." Gewiß, niemand hatte Lust, ihn herbeizurufen; aber man begann ihn zu entschuldigen und haßte seine Nachfolger.

Es fehlte nicht an Einsichtigen, welche die Gefahr erkannten, die dieser Umschwung der Gesinnung in sich barg. Einer der klügsten, Talleyrand, war jenerzeit nicht in Paris, sondern weilte als bevollmächtigter Minister Ludwig XVIII. beim großen Kongreß in Wien, wo entschieden werden sollte, was an politischen Fragen der Völkerkrieg noch ungelöst gelassen hatte. Sein scharfes Auge sah auf Elba den Funken glimmen, der den in Frankreich sich aufhäufenden Zündstoff zu neuem völkerverheerenden Brande entflammen konnte, und er beschloß, ihn auszutreten. Sein nächster Gedanke war, Napoleon heimlich entführen zu lassen. Mariotti, sein Vertrauter in Livorno, erklärte dies für sehr schwierig und nur, wenn man einen der Kapitäne von des Kaisers vier Schiffen gewänne, für möglich. Man soll dies versucht, aber Napoleons Wachsamkeit die Absicht getäuscht haben.*) Talleyrand wendete sich nun an die Kongreßmächte und schlug ihnen — im Oktober 1814 — vor, den Verbannten nach den Azoren „fünfhundert Lieues vom Festlande" zu versetzen, eine

*) Siehe Jung, Mémoires de Lucien Bonaparte, III. 222 und Pellet, Napoléon à l'île d'Elbe, S. 62. Wenn aber Jung von Entlassung des Kapitäns Taillade spricht, so steht dem die mehrfach verbürgte Meldung entgegen, wonach Taillade im Dienste blieb und später auf der Fahrt nach Frankreich die Brigg des Kaisers führte.

Idee, die Ludwig XVIII. „excellent" fand.*) Aber die Mächte haben wichtigeres zu thun: Rußland sorgt sich nur darum, wie es seine polnische Beute ungeteilt in Sicherheit bringen könne, Preußen will Sachsen ebenso vollständig für sich gewinnen, und mit solcher Bestimmtheit verfechten beide ihre Absichten, daß darüber ein allgemeiner Konflikt droht. Frankreich, welches die europäische Koalition sprengen, sein Ansehen wiedergewinnen und zugleich das verwandte Sachsen — Ludwig XVIII. Mutter war eine sächsische Prinzessin gewesen — vor Schaden bewahren will, England, das einem Übergewicht Rußlands entgegenarbeitet, und Österreich, dem die Machtvergrößerung seiner Nachbarn ein Dorn im Auge ist, verbünden sich am 3. Januar 1815 für alle Fälle. Ist dieses Abkommen auch zunächst geheim geblieben, so war die Spannung der Mächte doch zu offenkundig, als daß Napoleon auf Elba von ihr nicht ebenso unterrichtet worden wäre wie von der heimlichen Absicht, ihn aus Europa zu entfernen. Die letztere war ihm schon anfangs Dezember bekannt geworden, und er hatte sich bereits auf eine Belagerung eingerichtet, die Schutzwerke ausbessern und seine Kanoniere übungsweise Bomben werfen lassen. Am liebsten hätte er wohl sogleich Elba verlassen. Aber damals wäre das eine grundlose Vermessenheit gewesen. Jetzt lieferten wenigstens die Verwicklungen auf dem Kongreß und die Wandlung in Frankreich dem Gedanken eine Basis. Nur die passende Gelegenheit mußte sich noch finden. In der Unterredung mit Fleury de Chaboulon, der als geheimer

*) Noch im Dezember schreibt der Minister an den König, man müsse eilen, sich des Mannes von Elba und Murats zu entledigen, es sei auch schon Castlereagh dafür gewonnen, nur Metternich noch dagegen. Dieser Eifer Talleyrands kühlte sich aber zuweilen merklich ab, wenn Murats Chancen auf dem Kongreß stiegen, denn dieser hatte dem geldgierigen Diplomaten Aussicht auf den günstigen Verkauf seines Fürstentums Benevent eröffnet In solchen Momenten konnte er sogar, wenn z. B. Pozzo di Borgo ihn aufforderte, dem Kongreß die Verhaftung Napoleons nahezulegen, antworten: „Sprechen Sie doch davon nicht, das ist ein toter Mann". (M. Lehmann, Tagebuch des Freih. v. Stein, Histor. Zeitschr. N. F. XXIV. 446.)

Bote Marets im Februar nach Portoferrajo kam, bezeichnete er den 1. April als wahrscheinlichen Termin für seine Abreise nach dem Festlande. Bis dahin, meinte er, würden die Fürsten den Kongreß, wahrscheinlich im Unmut, verlassen haben und, einmal daheim angelangt, keine Lust mehr verspüren, sich aufs neue in den Krieg zu stürzen. Nur solange sie noch beisammen seien, wäre zu besorgen, daß sie aus dem Widerstande gegen ihn eine Art Ehrensache machten. Soviel empfand er doch, daß man, was er nun vorhatte: Friedensbruch, Treubuch und Verleitung zu diesem, nicht mit Gewissensruhe mitansehen werde.

Und doch hat er sich schon kurz darauf, noch im Februar, entschlossen, seinen Plan ins Werk zu richten. Was ihn so bald dazu vermochte, ist nicht aufgeklärt. Hatte er von dem vorläufigen Vergleich der Mächte in der sächsischen und polnischen Frage am 8. Februar gehört, von der Abreise Castlereaghs und von den Zurüstungen der Souveräne, den Kongreß zu verlassen, und hielt er nun den richtigen Zeitpunkt für gekommen? Oder hatte er von dem Ausgleich keine Kenntnis und wünschte die herrschende Uneinigkeit noch rasch für sich zu benützen? Wir wissen es nicht. Wir wissen nicht viel mehr, als daß er am 24. Februar — der britische Bevollmächtigte, Campbell, welcher England zugleich auch am toskanischen Hofe vertrat, hatte sich eben nach dem Festlande begeben — seinen Truppen Befehl erteilte, sich zur Abfahrt bereit zu machen, indes er die Insel mit dem Embargo belegte, sodaß keine Nachricht hinausdringen konnte. Desselben Abends noch empfing er Deputationen der Behörden, die ihm ihr Bedauern über sein Scheiden ausdrückten. Am 26., einem Sonntage, schifften sich 1100 Mann mit einigen Kanonen auf sieben Fahrzeugen ein, und bei eingetretener Dunkelheit ging Napoleon selbst auf dem „Inconstant“ an Bord, nachdem er von Mutter und Schwester Abschied genommen. Beide hatten sein Vorhaben gebilligt, einzelne seiner Höflinge, wie Bertrand, dasselbe mit Enthusiasmus begrüßt, desgleichen die Truppen; nur der ehrliche Drouot machte aus seinen Bedenken kein Hehl. Aber

wer hätte den tollkühnen Spieler, der jetzt seinen letzten verzweifelten Wurf wagte, zurückzuhalten vermocht?

Auf der Fahrt begegnete man einem französischen Kreuzer, der nach Livorno steuerte, um sich dort dem Konsul Mariotti zur Verfügung zu stellen. Seine Bestimmung war, Elba im Auge zu behalten. Er kam zu spät. Wenn hinterher Mariotti diese Säumnis beklagte und meinte, er würde mit dem Schiffe Napoleons Entweichen gehindert haben, so ist dies doch eine arge Übertreibung. Viel richtiger antwortete Castlereagh im britischen Parlament auf den Vorwurf, er habe den Kaiser entwischen lassen, indem er daran erinnerte, daß dieser sich nicht als Gefangener auf Elba befand und daß jeder Zwang den mit ihm geschlossenen Vertrag verletzt hätte; übrigens wäre eine Überwachung gar nicht möglich gewesen, da die ganze englische Marine nicht hinreichen würde, das Entkommen eines Menschen von der Insel zu verhindern.*)

Am 1. März warf die Flotille im Golf von Jouan zwischen Cannes und Antibes Anker, und Cambronne schiffte die Garden

*) Siehe Pellet, Napoléon à l'ile d'Elbe, S. 84. Der Verfasser scheint von dem geheimen Einverständnis Campbells, ja Englands, völlig überzeugt zu sein, und das war ja auch damals eine vielverbreitete Meinung. Einige Tage vor der Abfahrt Napoleons hatte der geheime Agent Mariotti's an diesen geschrieben: „Die von den Engländern begünstigte Abreise Seiner Majestät wird nächstens stattfinden.“ Aber wer möchte daraufhin die Richtigkeit der Meldung annehmen? Man vergleiche damit, was Napoleon zu dem Sendling Marets sagte: „Sie werden doch nicht glauben, daß die Polizei alles weiß? Die Polizei erfindet viel mehr als sie entdeckt. Die meinige war gewiß ebenso viel wert wie die dieser Leute, und doch wußte sie gar oft nur, was sie nach ein oder zwei Wochen durch Zufall, Unklugheit oder Verrat erfuhr.“ Thatsache ist, daß er sein Unternehmen als von Großbritannien begünstigt hinstellte, wie er sich ja auch auf gute Beziehungen zu Österreich berief — beides in der Absicht, irre zu führen. Für die thatsächliche Haltung Englands bleibt die intime Beziehung des Hofes zu Ludwig XVIII. und die Politik Castlereaghs maßgebend, welche in dem Bourbon die sicherste Garantie dafür erblickte, daß die gegenüberliegenden Niederlande nicht wieder in Frankreichs Hände fielen.

aus. Bald stand Napoleon wieder auf französischem Boden. Noch an Bord hatte er sich über die Expedition zu seiner Umgebung geäußert: er rechne auf die Überraschung der Bevölkerung, auf die öffentliche Meinung, den Widerwillen gegen die Alliierten, die Liebe seiner Soldaten, kurz auf alle napoleonischen Elemente Frankreichs — vor allem aber auf die Verblüffung, welche eine so große Neuheit (une grande nouveauté) hervorbringen müsse, und auf die Ratlosigkeit der Geister unter dem Eindruck einer so unerwarteten und verwegenen That. Aber er mußte doch auch noch mit Anderem rechnen. Er weiß, daß nicht überall in Frankreich die öffentliche Meinung sich von der neuen Regierung abgekehrt hat und daß, wenn er sich z. B. jetzt von Cannes auf der großen Straße fortbewegte, die über Aix und Avignon nach Norden führt, sein waghalsiges Unternehmen an dem überlegenen Widerstande der unerschütterlich royalistischen Bevölkerung der Provence scheitern würde. Er wird deshalb die Mühsal nicht scheuen dürfen, die einen Marsch über die noch verschneiten Pfade der Seealpen begleitet, die Kanonen, die er mitgeführt, zurücklassen müssen und über Grasse und Sisteron die Dauphiné zu erreichen streben, wo das Landvolk, den Priestern und Emigranten durchaus abgeneigt, seinen größtenteils aus Nationalgütern erstandenen Grundbesitz ungestört zu behalten wünscht. Und in der That erwies sich die Einwohnerschaft der Bergthäler auf dem Wege nach Gap und darüber hinaus durchaus freundlich und unterstützte die abgehetzten Soldaten nach Möglichkeit. Aber die Hauptfrage für Napoleon war doch die, ob die Truppen, die man auf dem Wege antreffen wird, zu ihm übergehen, wie er hoffte, oder ihrem Fahneneide, den sie Ludwig XVIII. geleistet, treu bleiben werden, wozu er selbst sie bei seinem Scheiden im vorigen Jahre ermahnt hatte.*) Wenn das letztere geschah, war er ver-

*) „Dienet treu dem Souverän, den die Nation erwählt hat", hatte er nach dem Berichte des österreichischen Bevollmächtigten zu seinen Grena-

loren. Als ihm bei La Mure vor Grenoble ein Bataillon auf Befehl des Generals Marchand entgegenrückte und die Offiziere bereit schienen, ihrer Pflicht mehr Gehör zu geben als ihren Sympathieen, war der entscheidende Moment gekommen. Napoleon nahm ihn wahr. Er näherte sich auf Schußweite, lüftete seinen grauen Überrock und rief, seine Brust darbietend, hinüber: „Wer von Euch wird auf seinen Kaiser schießen wollen?" Da nahmen die Soldaten ihre Mützen ab, steckten sie auf ihre Bajonnette und riefen „Vive l'Empereur!" Dann mischten sie sich unter das Gefolge von Elba und marschierten begeistert hinter dem verehrten Manne drein. Die Offiziere mußten dem revolutionären Zuge ihrer Truppen folgen, und sie thaten es gerne.

In Grenoble, der Hauptstadt der Dauphiné, die eine starke Garnison beherbergte, hatte unterdes Napoleon auf heimlichen Wegen ein Manifest an die französische Armee verbreiten lassen. „Soldaten, wir sind nicht besiegt worden", begann dasselbe. „Zwei Männer aus unseren Reihen (Marmont und Augereau) haben unsere Lorbeeren, ihr Vaterland, ihren Fürsten, ihren Wohlthäter verraten. Und nun sollten jene, die wir 25 Jahre hindurch Europa durchreisen sahen, um uns Feinde zu erregen, die ihr Leben damit hingebracht haben, in fremden Armeen gegen uns zu fechten und unser schönes Frankreich zu verwünschen, nun sollten sie beanspruchen dürfen, den Befehl zu führen und unsere Adler anzuketten, deren Blicke sie nie ertragen konnten? Euer Rang, Euer Besitz, Euer Ruhm, Besitz, Rang und Ruhm Euerer Kinder haben keine ärgeren Feinde als diese Fürsten, welche die Fremden uns aufgenötigt. Ihre Ehrenzeichen, ihre Belohnungen, ihre Gunst gehören nur denjenigen, die ihnen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben. Soldaten! kommt und reihet Euch unter die Fahnen Eures Führers.

---

dieren gesagt. Die später redigierte offizielle Fassung seiner Ansprache im Schloßhofe zu Fontainebleau änderte dies in: „Fahret fort Frankreich zu dienen."

Sein Dasein besteht ja nur in dem Euren, seine Rechte sind nur die des Volkes und die Eurigen, sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind Euer Interesse, Eure Ehre, Euer Ruhm. Kommt! Dann wird der Sieg im Sturmschritt einherziehen und der Adler mit den nationalen Farben von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis hin zu Notre-Dame ...." Dies und noch mehr sagte er den Soldaten Frankreichs, und sie lauschten mit Begeisterung. Das war dieselbe Sprache, die ihnen so oft für ihre Siege gedankt und neuen Triumph angekündigt hatte, die Sprache des Mannes, der seine Krieger voll zu schätzen wußte, und wenn auch nur als ein Werkzeug seiner Größe, so doch zu schätzen wußte, während der Schützling des Engländers sie bloß als eine Last ansah, und nicht einmal ansah. Und die Garnison von Grenoble, das Regiment des Obersten Labédoyère voran, ging über, wie das Bataillon von La Mure. Die eisenharten Männer erlagen der Verführung dieses Einen, wie die Kinder von Hameln der Pfeife des Rattenfängers. Schon zog er mit 7000 Mann gegen Lyon, seines ganzen Erfolges nunmehr sicher. Daß seine Marschälle, die Macdonald, Oudinot und andre, die ihre Karriere hinter sich und ihre lang und tapfer erkämpfte Ruhe lieb hatten, nicht zu ihm übertraten, war ihm begreiflich. Andere aber, wie Massena in Marseille und Ney, der sich sogar vermessen hatte, den Ankömmling gefesselt vor den König zu bringen, konnten angesichts der allgemeinen Stimmung im Heere der Versuchung nicht widerstehen; sie wurden wieder kaiserlich.

So ward das Heer sein. Vollends nachdem er ihm versichert hatte, daß er gewiß keinen Krieg machen werde; denn Krieg wollte die Armee nicht mehr. Und dasselbe, nur noch viel eindringlicher, erklärte er bei jeder Gelegenheit den Bürgern der Städte, die — namentlich die Besitzenden — trotz mancher Sympathie für ihn und aller Abneigung gegen den Hochmut der Aristokraten, bei seinem Erscheinen doch mit Grund den Frieden gefährdet sahen. Er habe die zehn Monate seines Exils, sagte

er in Grenoble, benützt, die Vergangenheit zu überdenken; die Schmach, die er erfahren, habe ihn, weit entfernt, ihn zu erbittern, nur belehrt; er sehe, was Frankreich not thue; Friede und Freiheit sei die gebieterische Forderung der Zeit, er werde sie fortan zur Richtschnur seines Benehmens machen. Und ähnlich lauteten seine Ansprachen in Lyon, wo er am 10. März eintraf, vom Jubel des Volkes empfangen. Ihm gelte es jetzt, war der Sinn seiner Worte, die Interessen und Grundsätze der Revolution vor den Emigranten zu schützen, Frankreich seinen Ruhm zurückzugeben, ohne es deshalb dem Kriege zu überliefern, den er zu vermeiden hoffe, denn er nehme die mit den europäischen Mächten vereinbarten Verträge an und werde in Frieden mit ihnen leben, es wäre denn, daß sie sich in die französischen Dinge mischten. Man müsse sich begnügen, die angesehenste Nation zu sein, ohne den Anspruch, die anderen zu beherrschen.

Hier in Lyon war er schon wieder ganz Monarch. Er löste die Kammern auf und berief eine aus den früheren Wahlkollegien zu entsendende Reichsversammlung nach Paris, der er den karolingischen Namen „Maifeld" gab, um die Verfassung zu ändern und zu bessern und an der Krönung der Kaiserin und seines Sohnes teilzunehmen. Damit sollte angedeutet sein, daß seinem Unternehmen zum mindesten von Österreich keine Gefahr drohe, ja, daß vielmehr ein Einvernehmen zu hoffen sei — eine grobe Täuschung, wie er selbst später einigen Vertrauten gegenüber eingestand. Ein andres Dekret wies alle erst 1814 zurückgekehrten Emigranten aus und konfiszierte ihre Güter. Außerdem hob Napoleon den alten Adel auf, ächtete Talleyrand, Marmont, Augereau, den Herzog von Dalberg u. a. als Verräter Frankreichs an die Fremden, entsetzte alle durch Ludwig XVIII. zu Offizieren ernannten Emigranten ihrer Posten und löste die Königsgarde, das sogenannte „militärische Haus" des Königs, auf.

An dem bedrohten Hofe zu Paris war man anfänglich geneigt, das Unternehmen des „Mannes von Elba" als ein Abenteuer anzusehen, welches notwendig scheitern müsse; man war

der sichern Meinung, er wolle sich nur über das Gebirge einen Weg nach Italien suchen, um dort das Volk aufzurufen, und verbreitete noch lange falsche Nachrichten im Moniteur über seinen bevorstehenden Untergang, als jener schon über das Herz des Heeres gesiegt hatte. In den Kammern fand der König zwar die Unterstützung der Liberalen, der Frondeurs von 1800 unter Benjamin Constant und der von 1813 unter Lainé; aber es geschah nichts, als daß man sich in großen Worten erschöpfte. Denn alle Beschlüsse, wie z. B. der, daß der Besitz von Nationalgütern unwiderruflich sei und jeder Angriff darauf mit Gefängnis bestraft werde, kamen zu spät und erweckten, weil durch die Not des Augenblicks diktiert, kein Vertrauen. Noch am 18. März, als Napoleon schon bis Fontainebleau gelangt war, schrieb Ludwig eigenhändig ein Manifest an die Armee auf, in welchem er auf sein für ihre Treue verpfändetes Wort, auf den Bürgerkrieg im Lande, auf den Kampf mit den Fremden, der neuerdings drohe, hinwies — vergebens; ein Reserveheer im Süden der Hauptstadt ging gleichfalls zu Napoleon über. Der König mußte schließlich an seine Sicherheit denken und verließ die Hauptstadt am nächsten Tage.

Am Abend des 20. März schritt Napoleon auf den Arm eines seiner Getreuesten gestützt die Stufen zu den Tuilerien empor. In den Straßen der Hauptstadt hatten meist militärische Elemente Besitz von dem Terrain ergriffen, welches sie nun ausschließlich für sich beanspruchten. In der übrigen Bevölkerung war mehr Resignation als Interesse wahrzunehmen. Sie hielt sich abseits. Von dem Enthusiasmus, mit welchem Paris im Jahre 1799 oder 1806 Napoleon empfangen hatte, keine Spur. „Alles war düster“, erzählt Broglie, „ruhig, indifferent, ohne zu klagen, ohne zu hoffen, doch nicht ohne Besorgnis“. Und der Kaiser selbst, der heute mit verzehnfachter Aufmerksamkeit auf die Stimme der Nation horchte, empfing den gleichen Eindruck. „Sie haben mich kommen lassen“, sagte er zu Mollien, „wie sie die andern gehen ließen.“

Fünftes Kapitel.

Waterloo.

„Friede und Freiheit“, so lautete jetzt die Devise Napoleons mit der er sich den Franzosen zu empfehlen und das Mißtrauen zu besiegen suchte, das ihm in bürgerlichen Kreisen doch allenthalben entgegentrat. „Friede“! Wie oft hatte er ihn bisher versprochen, wie oft gebrochen! Und „Freiheit“! Wie vielfältig hatte er sie unterdrückt! Wenn er jetzt sie zu geben und zu schützen versprach, wird man ihm glauben? Noch am Tage seiner Ankunft in Paris versicherte er seinen Getreuen, den Maret, Cambacérès, Davoût und Andern, die sich in den Tuilerien eingefunden hatten, es handle sich nun nicht darum, mit der Vergangenheit wieder anzufangen, man müsse von den Fehlern der Gegner und von den eigenen Vorteil ziehen, er wisse jetzt, was man zu vermeiden und was man zu wollen habe; die Gewalt habe er nur geliebt, solange er die Gründung eines riesigen Reiches plante, dazu war sie ihm unumgänglich nötig; heute sei davon nicht mehr die Rede. Und sie vertrauten Alle seinen Worten. Maret übernahm wieder das Staatssekretariat, Davoût ließ sich zum Kriegsministerium bereden, Cambacérès erklärte sich bereit, die Geschäfte des Justizministers zu führen, Gaudin und Mollien erhielten die Portefeuilles der Finanzen und des Schatzes wieder und Decrès das der Marine. Aber das war nicht schwierig gewesen, diejenigen zu gewinnen, die mehr oder weniger ohnehin auf ihn angewiesen waren. Das Wichtigste bestand darin, der Bevölkerung Garantieen zu bieten, daß er als ein völlig Andrer wiederkehrte. Und da war mit Worten nichts gethan, wenn er auch noch so feierlich beim Empfang der obersten Behörden versicherte, er wolle vergessen, daß Frankreich je der Herr der Welt gewesen, habe auf die Idee des Weltreichs längst verzichtet, denke nur noch an das Glück und die Festigung des französischen Kaiserreichs, strebe keine Willkür mehr an,

sondern nur die Achtung der Personen, den Schutz des Eigentums, den freien Kreislauf der Gedanken, denn die Fürsten seien bloß die ersten Bürger der Staaten. All das genügte nicht. Thaten wollte man sehen. Napoleon lieferte auch diese. Vor allem ließ er sich Fouché als Polizeiminister aufnötigen, in dessen Vergangenheit die liberalen Kreise eine gewisse Bürgschaft erblickten. Dann hob er die Zensur auf, welche den Bourbons arg verübelt worden war. Ihm kostete dies jetzt keine sonderliche Überwindung mehr, denn er meinte richtig, nach dem, was die Presse seit einem Jahre wider ihn geschrieben, bleibe ihr von ihm nichts mehr, doch manches über seine Feinde noch zu sagen. Aber viel wirksamer als diese Maßregel war die Gewinnung Carnots, des alten ehrbaren genialen Verteidigers der Republik, für das Ministerium des Innern, und Benjamin Constants, des Führers der Partei der konstitutionellen Monarchie, die ihm zur Zeit des Konsulates vergeblich widerstrebt hatte, für den wieder eingerichteten Staatsrat.

Noch kurz vor dem Eintreffen des Kaisers hatte ihn Constant im „Journal des Débats", welches bereits damals eines der führenden Tagesblätter war, aufs heftigste angegriffen, ihn mit Attila und Tschengis Chan verglichen und im Namen der Freiheitsfreunde die Versicherung abgegeben, er werde sich nie mit ihm verbinden. Jetzt ließ ihn Napoleon — wie es heißt, auf den Rat seines Bruders Joseph — zu Hofe bitten und sprach so offen und vertrauensvoll zu ihm, daß der feindlich gesinnte Tribun gewonnen ward und es sogar über sich nahm, dem Kaiserreich zu dienen. Die Nation, sagte er ihm, habe nunmehr zwölf Jahre lang ausgeruht von inneren politischen Stürmen, seit einem Jahre ruhe sie vom Kriege aus: diese Ruhe habe ein Bedürfnis nach Bethätigung in ihr erweckt. Sie wünsche jetzt wieder eine Tribüne und Versammlungen. Das habe sie nicht immer gewollt. „Sie hat sich mir zu Füßen geworfen, als ich zur Macht kam; Sie müssen sich dessen entsinnen, da Sie damals Opposition versuchten. Wo war Ihr

Rückhalt, wo Ihre Kraft? Nirgends. Ich habe mir weniger Gewalt genommen als mir gegeben ward. Heute ist alles anders. Der Geschmack an Verfassungen, Debatten und Reden scheint zurückgekehrt, nachdem eine schwache, den Nationalinteressen feindliche Regierung zur Kritik der Autorität herausgefordert hat. Aber es ist doch nur die Minderheit, die solches will, täuschen Sie sich darüber nicht. Das Volk, oder, wenn Sie lieber wollen, die Masse will nur mich. Sie haben sie nicht gesehen, wie sie sich um mich drängten, sich von der Höhe der Berge herabstürzten, um mich zu rufen, zu suchen, zu grüßen. Ich bin nicht, wie man gesagt hat, ein Soldatenkaiser, ich bin der Kaiser der Bauern und der Plebejer Frankreichs. Deshalb sehen Sie, wie das Volk zu mir kommt, trotz allem was geschah. Es besteht eine Gefühlsgemeinschaft zwischen uns. Ich bin aus den Reihen des Volkes hervorgegangen, es hört auf meine Stimme. Ich habe Montmorencys, Rohans, Noailles, Beauvaus, Mortemarts um mich gehabt, aber keinerlei Sympathie hat zwischen uns geherrscht. Sehen Sie diese Konskribierten, diese Bauernsöhne; ich habe ihnen nicht geschmeichelt, habe sie rauh behandelt, und doch scharten sie sich um mich und riefen: Es lebe der Kaiser! Sie betrachten mich als ihren Halt, ihren Retter gegen die Edelleute. Ein Wink von mir, und die Adeligen werden in allen Provinzen gemordet. Ich will aber nicht der König eines Bauernkrieges sein. Darum, wenn es möglich ist, mit einer Verfassung zu regieren, gut, so sei es. Weil ich ein Weltreich gewollt, hatte ich, um es zu begründen, eine unumschränkte Macht nötig. Und wen an meiner Stelle hätte nicht nach der Weltherrschaft gelüstet? Eilten nicht Souveräne und Unterthanen um die Wette unter mein Zepter? In Frankreich hab' ich bei einigen unbekannten und waffenlosen Franzosen mehr Widerstand gefunden als bei all den Königen, die heute so stolz sind, daß keiner aus dem Volke ihnen gleicht. Nun bin ich kein Eroberer mehr, kann es nicht sein, denn ich weiß, was möglich ist und was nicht; und um nur Frankreich zu regieren, ist eine Ver-

fassung vielleicht besser. Sehen Sie nun zu, was Ihnen ausführbar scheint und legen Sie mir Ihre Pläne vor: öffentliche Verhandlungen, unabhängige Wahlen, verantwortliche Minister, freie Presse, das alles ist mir recht. Daneben will ich den Frieden. Ich werd' ihn durch Siege erstreiten. Ich mag in Ihnen keine falschen Hoffnungen erwecken. Wenn ich auch aussprengen lasse, daß Verhandlungen mit den Mächten im Zuge seien: es giebt keine Verhandlungen. Ich sehe vielmehr einem schweren und langwierigen Kriege entgegen. Um ihn zu bestehen, muß die Nation mich unterstützen. Dafür wird sie die Freiheit fordern. Sie soll sie haben." So sprach der Kaiser zu Constant, der selbst uns die Worte überliefert hat, die ihn gefangennahmen. Die Unumwundenheit, mit der Napoleon seine Lage zeichnete, machte Eindruck auf ihn. Er erklärte sich bereit, einen Verfassungsentwurf herzustellen.

Also nicht „Frieden und Freiheit"! wie es von allen Mauerecken Frankreichs widerhallte, sondern im besten Falle „Krieg und Freiheit"! Und so war es wirklich. Niemand weniger als der Mann von Elba konnte von den europäischen Mächten erwarten, daß sie ruhig zusehen würden wie er, seine eingegangenen Verträge brechend, wieder Besitz ergriff von der Herrschaft über eine der unruhigsten Nationen der Welt, die Europa mit einem zwanzigjährigen Kampfe beschäftigt hatte. Sollte denn der ganze riesige Aufwand an Gut und Blut, mit dem man endlich das alte legitime System des Gleichgewichts der Staaten hergestellt, umsonst gewesen sein, bloß weil es einem Einzigen nicht gefiel, sich mit der Souveränität von Elba zu begnügen? Niemand hatte ihn gerufen, keine nennenswerte Konspiration, auch im französischen Heere nicht, seine Wiederkehr begehrt: unversehens war er erschienen, um durch „Verblüffung" zu siegen, und zur Revolte hatte es erst seiner Verführung bedurft. Nein, die europäischen Mächte konnten diesen dreisten Eingriff in das verbriefte Recht ihrer Politik nicht dulden, sie, die es in ihrer Erklärung vom letzten März 1814 feierlich ausgesprochen hatten,

nie und nimmer mit Bonaparte Frieden zu schließen und denen gegenüber er in Fontainebleau gelobt hatte, für immer auf die Herrschaft über Frankreich zu verzichten. Daß sie seinem Unterfangen widerstehen würden, das wußte er sehr gut. Er wußte daher auch, daß er, indem er noch einmal nach der Krone von Frankreich griff, diesem Lande neuerdings überlegene Feinde schuf und einen neuen entsetzlichen Krieg heraufbeschwor. Und darin lag sein unsühnbarer Frevel.

Am Morgen des 6. März war die Kunde von der Abfahrt Napoleons und seiner Truppen von Portoferrajo nach Wien gelangt, wo der Kongreß keineswegs, wie jener gehofft, sich schon aufgelöst hatte, sondern Fürsten und Diplomaten noch fast vollzählig anwesend waren. Unter dem gewaltigen Eindrucke derselben fanden sich zunächst die Monarchen Rußlands und der deutschen Großmächte in dem Entschluß, dem „Abenteurer“, wie ihn Kaiser Franz nannte, mit einmütiger Kraft zu begegnen, und da man anfänglich über das Ziel seiner Fahrt im Unklaren war und Talleyrand Italien als dasselbe für wahrscheinlich hielt, wurde dem dort kommandierenden österreichischen Feldmarschall Bellegarde der Befehl erteilt, ihn „sofort anzugreifen und aufzureiben“. Castlereagh war zwar abgereist; aber Wellington, sein Vertreter, autorisiert, im gleichen Sinne sich zu verpflichten. Die beiden trennenden Hauptfragen, die polnische und die sächsische, hatten bereits ihre Lösung gefunden: die erste durch Alexanders I. notgedrungene Mäßigung, die zweite auf Kosten des Königs von Sachsen, der sich dazu verstehen mußte, die Hälfte seines Landes an Preußen abzutreten, während Friedrich Wilhelm III. seine Forderung der andern Hälfte fallen ließ, und so erwies sich auch die Rechnung Napoleons auf die Zwietracht der Kabinette als eine falsche. Sie hatten jetzt vielmehr alle ein sie verbindendes Interesse, sich einträchtig wider ihn zu wenden: England, welches für das neue Königreich der Niederlande, Preußen, das für seine Rheinprovinz besorgt war, Rußland, dessen Zar den Vorwurf, den Korsen nach Elba gebracht

zu haben, durch energische Feindseligkeit gegen ihn parieren wollte, und Österreich, dessen Monarch nicht scheinen mochte, als verbände ihn noch irgend etwas mit dem Sohne der Revolution. Am 13. März hatte der Kongreß eine Achtserklärung wider Napoleon erlassen, in der man ihn „als Feind und Zerstörer der Ruhe der Welt" der öffentlichen Rache preisgab, und am 25. erneuerten die vier Großmächte ihren Vertrag von Chaumont, indem sie sich verpflichteten, je 150000 Mann — England das Äquivalent an Geld — beizustellen und „die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor Bonaparte nicht völlig außer Stand gebracht ist, je wieder Unruhe zu stiften und seine Versuche, die höchste Gewalt in Frankreich an sich zu reißen, zu erneuern." Die andern Staaten schlossen sich an.

So war Napoleon von dem Kontinent verfehmt, den er einst zu seinen Füßen gesehen. Er that jetzt alles mögliche, um den ungünstigen Eindruck, den dieses Welturteil auf das französische Volk machen mußte, abzuschwächen, oder vielleicht in Wien selbst eine Milderung zu erreichen. Aber er hatte gut die Deklaration vom 13. März als ein Machwerk der Agenten Ludwig XVIII. hinzustellen: die Wahrheit wurde doch bald offenkundig, als die fremden Diplomaten ihre Pässe begehrten und abreisten. Er hatte gut aller Welt zu versichern, daß er den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 respektieren werde, und (am 4. April) an alle Souveräne zu schreiben, daß es sein liebster Gedanke sei, den Kaiserthron Frankreichs für die Befestigung der Ruhe Europas nutzbar zu machen: die Antwort war nur, daß die Mächte, die ihre Truppen noch nicht völlig auf Friedensfuß gesetzt hatten, dieselben nach Westen dirigierten. Es half ihm nichts, daß er den Kaiser Franz um die Rücksendung seiner Gemahlin und seines Sohnes bat, deren Krönung er den Franzosen in Aussicht gestellt habe; Kind und Gattin blieben fern, ja, Marie Louise ließ es den vornehmsten Geschäftsträgern des Kongresses schriftlich mitteilen, daß keine Macht der Welt sie jemals bewegen könnte, sich wieder mit Napoleon zu vereinigen. Und es

half ihm auch nichts, daß er, um neue Zwietracht zwischen den Höfen zu säen, den geheimen Trutzvertrag vom 3. Januar Alexander bekannt werden ließ, nichts, daß er mit Talleyrand in Verbindung treten wollte, der soeben von seiner Ächtung erfahren hatte und natürlich sich nicht finden ließ. Zwar erwogen die Fürsten und ihre Räte in Wien, ob etwa dadurch, daß das französische Volk die Herrschaft Napoleons duldete, ein andres Benehmen einzuhalten wäre als das verabredete? Aber sie entschieden in einem von allen Bevollmächtigten am 12. Mai gezeichneten Protokoll, daß dies in ihren Entschlüssen keinen Wechsel hervorbringen könne: „Die Mächte seien zwar nicht befugt, Frankreich eine Regierung zu geben, aber sie würden niemals auf das Recht verzichten, zu verhindern, daß sich unter dem Titel „Regierung“ dortselbst ein Herd von Unordnung und Bedrohung für die andern Staaten ergebe“. Das Anerbieten des Kaisers, den Frieden von Paris zu respektieren, wiesen sie zurück, denn sie hätten diesen Frieden mit einer Regierung geschlossen, welche für die Ruhe des Weltteils genügende Bürgschaft bot, würden ihn aber niemals unter den gleichen Bedingungen mit Bonaparte eingegangen sein. An Fouché, der angesichts des europäischen Widerstandes gegen Napoleon alsbald auch wider ihn zu intrigieren begann und in Wien heimlich anklopfte, schrieb Metternich: „Die Mächte wollen nichts von ihm wissen. Sie werden ihn aufs äußerste bekriegen, wollen aber Frankreich nicht bekämpfen“. Da war es nun wieder die Alles entscheidende Frage, ob sich die beiden auseinanderhalten ließen?

Bald war es allen Franzosen bekannt, daß des Kaisers Vorgeben von Verhandlungen mit Österreich und andern Staaten nichtige Täuschung gewesen und daß man vor einem neuen Kriege stehe, der nur auf seine Rechnung komme und nur durch sein Erscheinen hervorgerufen ward. Der Eindruck, den diese Erkenntnis auf die Bevölkerung machte, war ein tief verstimmender und hat — man kann es nicht anders ansehen — über das Schicksal Napoleons endgültig entschieden. Die Rente, die

auf seine Vorspiegelungen hin etwas gestiegen war, fiel von 83, wo sie anfangs März gestanden hatte, auf 51 im April, was die Besitzenden und insbesondere die Masse der kleinen Rentiers von ihm trennte. Und nicht die Börsen der Franzosen allein verfeindete er sich, auch ihre Herzen. Jahrzehntelang hatten sie sehnsüchtig nach dem Frieden ausgeschaut und ihn erst erreicht, als das Kaiserreich zusammenbrach. Nun ward es wieder aufgerichtet, und schon drohte die blutige Not aufs neue allen Familien, deren Sorge sich an ein vom Kriege gefährdetes Leben heftete. „Ich kann es nicht verschweigen" — rapportierte der Staatsrat Miot von Melito, den Napoleon als Kommissär in die Norddepartements geschickt hatte — „daß Sie überall in den Frauen erklärte Feinde haben, und in Frankreich ist dieser Gegner nicht zu verachten". Der Kaiser mußte zugeben, daß er von anderen Sendboten das Gleiche hörte. „Aller Welt hat sich Niedergeschlagenheit bemächtigt", schrieb ein Engländer aus Paris an Castlereagh.

Bei diesem neuerlichen Wechsel in der öffentlichen Meinung fiel es nur gering ins Gewicht, daß es Napoleon gelang, bourbonische Bewegungen im Süden, wo der Herzog und die Herzogin von Angoulême Getreue um sich sammelten, mit Gewalt niederzuschlagen und jenen zu einer Kapitulation, diese zur Flucht zu nötigen. Frankreich war damit allerdings den Bourbons entfremdet, aber für die Bonaparte noch keineswegs gewonnen. Das hatte Carnot schon vor Wochen vorausgesehen, als er Napoleon fragte, ob er wirklich Zusicherungen von Österreich habe, und auf dessen verneinende Antwort hinzufügte: „Dann haben Sie noch mehr zu thun als Sie gethan haben." Nur das Heer hielt unbedingt treu zu seinem berühmten Führer, aber dieses auch nur soweit es unter den Waffen stand. Zwar war jetzt im Lande ein reiches Menschenmaterial vorhanden: die Hunderttausende feldgeübter Krieger, die aus der Gefangenschaft, von der spanischen und italienischen Armee heimgekehrt und dann von Ludwig XVIII. größtenteils verabschiedet worden waren. Werden sie nicht alle mit Begeisterung herbeieilen, wenn der Held

von Austerlitz und Friedland seine Adler aufpflanzte? Sie thaten's nicht, oder doch nur zum geringen Teile; dem Aufruf an die alten Soldaten folgten nicht mehr als 60000, und Napoleon hatte auf das Vierfache gerechnet. Natürlich. Auch der härteste Kriegsmann sehnte sich endlich nach Ruhe, und nun war er eben erst ihrer Freuden froh geworden, als ihn des Kaisers Mahnung aufscheuchte. „Wir lieben den Père Violette (d. i. Napoleon)", läßt Castlereaghs Pariser Agent einzelne Soldaten zu ihren Quartiergebern sagen, „viel mehr als den Gros Papa, den wir nicht kennen (Ludwig XVIII); aber wir sind des Krieges satt, und wenn wir uns mit ganz Europa schlagen sollen, nehmen wir lieber den Gros Papa wieder." So konnte der Kaiser bald gewahren, daß er zwar einen Reichtum an Offizieren und Cadres, aber Mangel an Mannschaften habe, die letzteren zu füllen. Eines Tages fragte er seinen Schatzmeister Peyrusse im Vertrauen, ob man denn in Paris auch überzeugt sei, daß er eine große Armee versammeln werde. „Ew. Majestät werden nicht alleinstehen", antwortete jener. „Ich fürchte fast", gab Napoleon zurück.

Und dazu kam, daß die Nationalgarden in den meisten Städten jetzt durchaus revolutionär gesinnt waren und nur dann zu dem Imperator standen, wenn er ihren radikalen Wünschen entgegenkam. Es kann nicht überraschen, daß er zögernd an ihre Bewaffnung schritt und sie für den offenen Krieg nicht in Rechnung brachte. Er war, wie Molé dem Lord Holland versicherte, sehr besorgt, daß die republikanische Partei die Oberhand erhalten werde, und beklagte die Unmöglichkeit, Frankreich zum Kampfe gegen die Verbündeten anders zu bewegen, als indem er zu Mitteln griff, die er immer verworfen; ja, er soll seiner Umgebung gestanden haben, daß er nie Elba verlassen haben würde, wenn er die Notwendigkeit geahnt hätte, in solchem Maße willfährig gegen die Demokraten zu sein.*) All das verdüsterte

*) Reminiszenzen von H. R. Lord Holland, S. 166 der deutschen Ausgabe.

ihn. „Er war sorgenvoll“, schildert ihn einer seiner Räte; „das Selbstvertrauen, welches früher aus seinen Reden sprach, der Ton der Autorität, der hohe Flug des Gedankens waren verschwunden; er schien bereits die Hand des Unglücks zu spüren, die sich bald schwer auf ihn legen sollte, und rechnete nicht mehr auf seinen Stern“. Andere fanden ihn leidend, erschöpft, durch die häufigen heißen Bäder, wie die einen meinten, durch ein geheimes Übel, wie die anderen wußten, des Schlafes weit mehr bedürftig als sonst; er erschien allen verändert.*)

Auf Eins galt es nun vor allem zu achten: daß von dem geringen Ergebnis seines Appells an die erprobte Wehrkraft Frankreichs ja nichts ins Ausland dringe, ebensowenig wie davon, daß das Volk dem Kriegsgedanken unfreundlich gegenüberstehe. Deshalb konnte sich auch Napoleon nicht entschließen, einer repräsentativen Versammlung die Sorge um das Zustandekommen der neuen Verfassung anzuvertrauen, die seine freiheitlichen Versprechungen wahrmachen sollte. Welche Debatten! und am Ende noch die Gefahr, daß die Volksvertretung ihm in den Arm fiel und ihm das einzige Mittel entwand, von dem er noch sein Heil erwartete: den Sieg über den auswärtigen Feind. Nein, keine Konstituante. Lieber eine Diktatur, meinte Maret. Aber so gerne der Kaiser nach diesem Mittel gegriffen hätte, er lehnte es dennoch ab. Er war in seinen Zusagen, öffentlichen Reden und Manifesten schon viel zu weit gegangen, um zurück zu können. Er mußte ein andres suchen und glaubte es darin gefunden zu haben, daß er, was er gewähren will und bald gewähren muß, in der Form einer Novelle zu den früher unter seinem Regiment erteilten Verfassungen von seinen Räten ausarbeiten und vom „souveränen“ Volk einfach genehmigen ließ. Dazu eben hatte er Constant berufen, der sich sofort an die Arbeit begab.

*) Über seine Krankheit siehe u. a. die Mitteilung des österreichischen Generals Koller bei Helfert, Napoleons Fahrt von Fontainebleau nach Elba, S. 39.

Am 22. April war das Werk vollendet und trat, nachdem es einer Kommission des Staatsrats und schließlich dem Plenum desselben vorgelegen hatte, unter dem Titel „Zusatzakte zu den Verfassungen des Kaiserreichs" in die Öffentlichkeit. Constants eigene Meinung soll gewesen sein, eine völlig neue Konstitution zu geben, welche gleichsam alle früheren Gesetzakte des Empires desavouiert hätte, doch dazu habe sich der Kaiser nicht bewegen lassen. Dieser wollte vielmehr sein diktatorisches Gebahren von früher erklärend rechtfertigen, und wie er es that ist deshalb historisch interessant, weil er jetzt, was er im dunklen Drange seiner Herrschsucht unternommen, als ein Vorbedachtes hinzustellen und in ein überlegtes System weltbeglückender Politik zu bringen suchte. „Wir hatten damals den Zweck", heißt es in der Einleitung zu den neuen Gesetzesartikeln, „ein großes europäisches Föderativsystem zu begründen, welches wir gewählt hatten als dem Zeitgeist entsprechend und den Fortschritt der Kultur begünstigend. In der Absicht, es vollständig zu machen und ihm die möglichste Ausdehnung und Festigkeit zu geben, haben wir unterdes die Gründung mehrerer innerer Einrichtungen vertagt, die dazu bestimmt sind, die Freiheit der Staatsbürger zu verbürgen. Fortan jedoch ist unser Ziel nur das eine, die Wohlfahrt Frankreichs durch die Sicherung der öffentlichen Freiheit zu erhöhen. Daraus entsteht die Notwendigkeit wichtiger Änderungen in den Konstitutionen, Senatskonsulten und andern Urkunden, durch welche dieses Reich regiert wird." Also nicht die Weltherrschaft wäre das Ziel Napoleons gewesen? Und er hatte es doch wiederholt und erst kürzlich noch Benjamin Constant selbst eingestanden. Allerdings, es war eine Staaten-Föderation, was er gewollt, aber unter der absoluten Gewalt eines Einzigen, der nach seinem Belieben einzelne Glieder dieses Bundes verschwinden ließ, wenn es ihm so taugte: so Piemont, den Kirchenstaat, Holland, die Hansestädte, Oldenburg, Hannover, die spanischen Norddepartements, das Walliser Land, und wer weiß woran er sonst noch dachte. Allerdings, es war

eine Föderation, und er selbst war weit entfernt, ganz Europa etwa in Frankreich aufgehen zu lassen; aber daß es in Napoleon I. aufging, das war sein wahrer Zweck. Vielleicht entsann man sich noch seiner im „Moniteur" des Jahres 1807 veröffentlichten Mahnung an seinen Neffen, den jungen Kronprinzen von Holland: er habe als die erste seiner künftigen Regentenpflichten stets die gegen den Kaiser anzusehen. Und hatte er nicht, als er Lucian zur Übernahme eines Thrones bestimmen wollte, diesem zur Richtschnur an die Hand gegeben, „daß Soldaten, Gesetze, Steuern, kurz alles in dem von ihm regierten Lande nur für die Zwecke der kaiserlichen Krone da sei"?*) Gewiß hatte dann das ehrgeizige Thun dieses Mannes mit den himmelweiten Zielen und der beispiellosen Energie neben all dem Unheil, das es schuf, viel Wertvolles für die Entwicklung der europäischen Welt mit sich gebracht, und es wäre sicherlich ein arges Unrecht, das zu verkennen. Aber daß dies, wie er nun wollte, ihm stets als idealer Zweck vorgeschwebt habe, ist nichts weiter als hinterdrein ersonnene Schönfärberei und Lüge.**)

Nach dieser Einleitung, die nebenbei den Zweck hatte, dem Ausland in der feierlichsten Form zu beweisen, daß das Kaisertum seine Erobererrolle endgültig ausgespielt habe, folgten in siebenundsechzig Artikeln die neuen Verfassungsbestimmungen. Das Moment der „Freiheit" trat in den letzten, Art. 59 bis 66, hervor: Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden, niemand verfolgt, eingekerkert oder verbannt werden, ehe das Gesetz gesprochen hat; Kultusfreiheit und Preßfreiheit sind zugestanden, letztere unter Verantwortlichkeit vor Geschworenengerichten; aller gesetzlich erworbene Grundbesitz ist unantastbar, das Petitionsrecht jedermann eingeräumt; der Belagerungszustand kann von der Regierung bloß im Falle einer feindlichen Invasion, sonst nur durch ein Gesetz erklärt werden. Im üb-

*) Lucian, Mémoires (ed. Jung) III. 111 und 326.

**) Siehe oben S. 49.

rigen ward die Umwandlung des früheren Gesetzgebenden Körpers in eine Repräsentantenkammer von 629 Mitgliedern, welche von den Wahlkollegien der Departements gewählt werden, die des Senates in eine Pairskammer verfügt, deren Mitglieder der Kaiser ernennt, wenn sie nicht als Prinzen des regierenden Hauses ohnehin Sitz und Stimme haben; die Pairswürde ist erblich. Die großen Vorrechte, welche der Senat ehedem besessen, gehen auf die Pairskammer nicht über. Beide Kammern beraten öffentlich. Beide haben das Recht, Gesetzesvorlagen zu verlangen und das Budget zu bewilligen. Im Abgeordnetenhause hat die Industrie ihre besonderen Vertreter. Die Minister sind verantwortlich, können von der Repräsentantenkammer angeklagt werden und haben dann in den Pairs ihre Richter. Das Recht der Gesetzesauslegung, das früher der Staatsrat besessen hatte, fällt den Abgeordneten zu. Ein letzter Artikel schloß die Bourbons für alle Zeiten von der Regierung Frankreichs aus.

Ehe Constant seinen Entwurf dem Staatsrat überlieferte, hatte er mit Napoleon lange Diskussionen über zwei Punkte gehabt. Einmal mußte die Erblichkeit der Pairie in den liberalen und demokratischen Kreisen, denen man ja doch entgegenkommen wollte, unangenehm auffallen. Aber da meinte der Kaiser, der auf ein aristokratisches Gegengewicht nicht verzichten wollte, nach zwei oder drei gewonnenen Schlachten würde der altfranzösische Adel ihn wieder aufsuchen, und dann sei der Bethätigung desselben im öffentlichen Leben in der ersten Kammer ein geeigneterer Boden bereitet als seinerzeit im Senate. Ein Zweites war, daß nach Constants Vorschlag ein Artikel dem Staatsoberhaupte das Konfiskationsrecht absprechen sollte. Doch da widersetzte sich Napoleon wieder, indem er sagte, er wolle sich nicht wehrlos den Fraktionen überliefern, auch sei er kein Engel sondern ein Mensch, der nicht die Gewohnheit habe, sich ungestraft angreifen zu lassen, und der Artikel blieb fort. Beides ward nach der Publikation der Verfassung, die dem Volke Frankreichs ähnlich zur Annahme empfohlen wurde, wie die Senatsgesetze von 1802

und 1804, sehr bemerkt. Vor allem aber machte der Titel „Zusatzakte" einen üblen Eindruck. Also wieder nur das alte Willkürregiment — hieß es — welches Verfassungen von Beamten ausarbeiten läßt, wie ein Verwaltungsdekret, und sie dann einem Plebiscit unterwirft, damit unter aller erdenkbaren Pression nur mit Ja oder Nein abgestimmt werde, ohne die Möglichkeit einer Debatte oder eines nötigen Amendements? Das ganze politische Frankreich geriet in Entrüstung hierüber. „Man beachtete gar nicht, was an der neuen Konstitution weise und liberal war", erzählt Broglie, „genug, es war eine aufgenötigte Charte, eine neue, durchgesehene und verbesserte Ausgabe der Verfassungen des Kaiserreichs; was brauchte es mehr, um das Geschrei eines Publikums zu entfesseln, das sich wenig um den Kern der Dinge kümmert?"

So hatte die neue liberale Konstitution, als sie in die Öffentlichkeit trat, nicht den Erfolg, den sich der Kaiser von ihr versprochen hatte. Die „Freiheit" wog den „Krieg" nicht auf. Das zeigte sich insbesondere bei der Abstimmung. Von den vierthalb Millionen, die im Jahre 1802 für das Konsulat auf Lebenszeit, 1804 für das Kaiserreich votiert hatten, fand Napoleon jetzt — die 244 000 Stimmen der Armee mit eingerechnet — nur 1 300 000 wieder. Mehr als die Hälfte der Wähler hielt sich schmollend abseits. Das war eine Niederlage, die sich nicht verbergen ließ, man mochte das „Maifeld", welches der Kaiser am 1. Juni in Paris abhielt und wo dieses Resultat verkündet wurde, mit noch so viel theatralischem Pomp in Szene setzen.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich an diesem Tage auf dem Champ de Mars, Tausende von Wahlmännern aus den Departements, Nationalgarden, Linientruppen und eine Unzahl Neugieriger. Nach einer feierlichen Messe richtete der Sprecher der erschienenen Vertreter der Wahlkollegien das Wort an den Kaiser: er möge von ihnen alles erwarten, was ein Held und Begründer der Ordnung nur immer von einer treuen, thatkräftigen, in ihrem Wunsche nach Freiheit und Unabhängig-

keit unerschütterlichen Nation erwarten könne. Das klang sehr loyal, doch stand dem gegenüber ein Vorbehalt. „Ihren Versprechungen vertrauend“, wurde gesagt, „werden unsere Abgeordneten mit reifer Überlegung und Weisheit unsere Gesetze durchgehen und sie mit dem konstitutionellen Systeme in Verbindung setzen“, d. h. man halte das Werk der Verfassunggebung keineswegs für beendet und das Volk werde an der Artikulierung seiner Rechte den ihm gebührenden Anteil schon noch nehmen. Dagegen ward das Verhältnis zum Auslande mit Patriotismus berührt und gefragt: „Was wollen diese Monarchen, die sich mit einem so mächtigen Kriegsapparat auf uns zu bewegen? Wodurch haben wir ihren Angriff hervorgerufen? Haben wir seit dem Frieden die Verträge verletzt? Jeder Franzose ist Soldat; der Sieg wird aufs neue Ihre Adler begleiten, und unsere Feinde, die auf unsere Spaltungen rechneten, werden bald bereuen, uns herausgefordert zu haben.“ Auf dies und anderes antwortete Napoleon, nachdem das Resultat der Volksabstimmung bekannt gegeben war und er die Zusatzakte unterzeichnet und beschworen hatte, in sicherer Rede. Was die Fremden wollten? Die Niederlande möchten sie vergrößern, ihnen alle festen Plätze des französischen Nordens als Grenze zuweisen, sich untereinander in Elsaß und Lothringen teilen. Das müsse zurückgewiesen werden. „Dann, wenn dies geschehen, wird ein feierliches Gesetz die verschiedenen zerstreuten Bestimmungen unserer Verfassungen im Sinne der Zusatzakte vereinigen“. Indem er so selbst die Letztere als etwas Vorübergehendes bezeichnete, meinte Napoleon den allgemeinen Widerwillen noch besiegen zu können. Und auch den andern heiklen Punkt berührte er. Man hatte in Umlauf gesetzt, daß er angesichts der drohenden Kriegsgefahr abdanken wolle, und hier war es wieder der alte Intrigant Fouché vor allen Anderen, der sein mächtiges Ressort gegen den Kaiser in Bewegung setzte. Auf dieses Gerücht anspielend sagte Napoleon, er würde den fremden Königen sein Dasein gerne opfern, gegen welches sie sich so erbost zeigen

wenn er nicht sähe, daß sie es auf das Vaterland abgesehen haben, was soviel heißen sollte, als man irre sich, ihn allein für den Stein des Anstoßes zu halten.

Aber all das beruhigte die Gemüter nicht. Andres verdroß geradezu. Daß er, um seine unabhängige Autorität zu zeigen, nicht im Soldatenrock der Nationalgarde, sondern in einem blendenden Phantasiekostüm der Majestät erschienen war, machte einen ebenso ungünstigen Eindruck als die Ausdrücke „Mein Volk", „Meine Hauptstadt" in seiner Rede. Man hatte derlei von dem Sprößling der Revolution nie gerne gehört. Und vollends jetzt. Selbst von den eifrigsten Bonapartisten wurde es bemerkt, daß auf die den Nationalgarden zugerufene Frage des Kaisers, ob sie wohl ihre Adler mit ihrem Blute zu verteidigen bereit wären, das Echo der Begeisterung entbehrte.*) Nur die Kaisergarden schworen mit Leidenschaft. „Als sie vor dem Kaiser defilierten", erzählt ein Augenzeuge, „leuchtete es in ihren Blicken wie von einem dunklen Feuer; man glaubte auf ihren Lippen das Morituri te salutant zu lesen". So hatte das Fest der neuen Regierung nicht nur nichts genützt, sondern die Opposition eher noch mehr verschärft. Nur auf einen der Zuschauer machte es den vollen und nachhaltigen Eindruck grandioser Macht und Herrlichkeit. Das war ein siebenjähriger Knabe. Die Geschichte verzeichnet ihn als Napoleon III.

Am deutlichsten kam die Spannung zwischen Volk und Herrscher zu tage, als am 3. Juni die Repräsentantenkammer zusammentrat. Wenn Napoleon ursprünglich geglaubt hatte, durch die Zusatzakte und den feierlichen Schwur auf dem Marsfelde sich der Nation in genügender Weise als liberaler Monarch empfehlen zu können, so mußte er sich, da die Verstimmung nicht weichen wollte und durch die von allem Zwang befreite Presse noch ge-

---

*) „Die Eide" — erzählt Coignet — „ertönten ohne Energie, der Enthusiasmus war schwach. Das waren nicht die Rufe von Austerlitz und Wagram. Der Kaiser bemerkte es wohl."

nährt wurde, schließlich doch noch zu der von allen Seiten begehrten Einberufung der Abgeordneten herbeilassen. Er that's mit dem größten Widerwillen, denn er sah deutlich die unerquicklichsten Kämpfe und Diskussionen voraus, die dem Auslande den innern Unfrieden und die Unsicherheit seiner Position sofort enthüllen mußten. Wenn es wenigstens möglich gewesen wäre, die Versammlung zu leiten und zu beeinflussen; aber auch dieses Mittel versagte gleich am ersten Tage. Der Kaiser hatte nämlich seinen Bruder Lucian, mit dem er wieder – auch ein der Öffentlichkeit dargebotenes Unterpfand seines Liberalismus — versöhnt war, zum Abgeordneten erneunen lassen und wünschte dessen Wahl zum Vorsitzenden. Kaum aber wurde das bekannt, so beeilten sich die Deputierten, ihren Wählern ihre Unabhängigkeit nach oben zu beweisen: Lucian erhielt nicht eine einzige Stimme, und Lanjuinais, einer der wenigen Opponenten im früheren Senat, der seinerzeit gegen das Empire gestimmt hatte, wurde Präsident. Von einer Leitung der zweiten Kammer war somit keine Rede, und es blieb, als ein Gegengewicht zu derselben, nur noch die Pairskammer übrig, deren Mitglieder Napoleon jetzt ernannte. Das waren, außer seinen drei in Paris weilenden Brüdern Joseph, Lucian, Jérôme, dem Onkel Fesch und Eugen Beauharnais, seine Minister, die treugebliebenen Marschälle (Davoût, Suchet, Ney, Brune, Moncey, Soult, Lefebvre, Grouchy, Jourdan, Mortier), eine größere Anzahl Generale, Bertrand und Drouot voran, mehrere ehemalige Senatoren — von den Gelehrten jedoch nur Monge und Chaptal — einige Vertreter des alten Adels, darunter sein Zeremonienmeister Ségur, Staatsräte, Financiers u. a. Auch Sieyès fehlte nicht. Am 7. Juni eröffnete der Kaiser die Sessionen beider Häuser mit einer Thronrede, aus welcher alle Äußerungen fortfielen, die am 1. Juni unangenehm aufgefallen waren, und die deshalb auch einen bessern Eindruck machte. Er und das Heer würden ihre Schuldigkeit thun, sagte er. Drauf stellte ihm die Kammer der Abgeordneten am 11. in einer Adresse die Kräfte des Landes zu dessen Verteidigung zur Verfügung.

Allerdings nur zu dieser. Denn „selbst der Wille des siegreichen Fürsten“, hieß es darin, „wäre nicht imstande, die Nation aus den Grenzen ihrer Verteidigung hinauszuziehen“. Und so groß war das Mißtrauen in den Eroberer von ehemals, daß selbst die getreue Mehrheit der Pairskammer auf die neuen Institutionen Frankreichs verwies, „welche Europa Bürgschaft bieten dafür, daß die französische Regierung niemals durch die Verführung des Sieges fortgerissen werden könne“.

Doch diese Sorge war eitel. Der große General, der am 12. Juni 1815, bekümmerten Sinnes, wie seine Umgebung bemerkte, zur Armee abreiste, wird schon nach neun Tagen wiederkehren, besiegt wie nie und vernichtet für immer.

Die ungünstigen äußeren und inneren Verhältnisse, unter denen Napoleon sein neues Regiment antrat, brachten es mit sich, daß ihm anfangs Juni nicht die Streitmittel zu Gebote standen, auf die er ursprünglich gerechnet haben mochte. Um ja nicht vor Europa und Frankreich als der alte Angreifer zu erscheinen, hatte er, selbst als der Krieg bereits drohte, noch wochenlange mit den Rüstungen gezögert, und dann dieselben als defensive gekennzeichnet, indem er z. B. Paris und Lyon befestigen ließ. Aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, und um nicht sogleich wieder die Opfer zu fordern, die ihn ehedem verhaßt gemacht, hatte er auch die Konskription von 1815 erst im letzten Augenblick einberufen. Dies, im Zusammenhalte mit dem geringen Erfolge seines Appells an die alten Soldaten, ergab schließlich, daß ihm, als nun die Feindseligkeiten begannen, wenig mehr als 200 000 Mann für den offenen Kampf zur Verfügung standen. Freilich hätte er noch zögern, Zeit gewinnen und sich nicht unwesentlich verstärken können, aber er that es nicht, sondern ergriff, nachdem alle Mittel der Verständigung erschöpft waren, die Offensive. Und dies aus guten Gründen.

Die Verbündeten des 25. März hatten den Krieg gegen Napoleon nicht so eilig in Szene gesetzt, als er beschlossen worden war. Nur Preußen hatte rasch mobilisiert, ein am Niederrhein stehendes Korps auf den Wunsch Wellingtons nach Belgien geschoben, drei andere folgen lassen und in der zweiten Hälfte April ein Heer von 120 000 Mann dort schlagfertig stehen gehabt, deren Kommando wieder Blücher mit seinem treuen Gneisenau übernahm. Zur selben Zeit hatte auch Wellington eine aus Engländern, Niederländern und Deutschen (Braunschweigern, Hannoveranern, Nassauern) zusammengesetzte Armee von 95 000 Mann namentlich zum Schutze Brüssels und Gents gesammelt, und beide Feldherren wünschten die Offensive, um Napoleon nicht Zeit zu Rüstungen zu lassen. Aber sie drangen in Wien nicht durch. Hier hatte man sich für einen Kriegsplan entschieden, der auf große Truppenmassen basiert war, ein möglichst sicheres siegreiches Vorgehen bezweckte und deshalb viel Zeit erforderte, da die Russen sehr langsam nach Westen rückten, Alexander wieder nach der leitenden Rolle des Vorjahres geizte, und die Österreicher, wegen der Vorgänge in Italien, damit ganz einverstanden waren. Denn dort hatte Murat — eben als ihm der Wiener Kongreß die Zusicherung seines Landes als Preis für seinen Beitritt zur antinapoleonischen Koalition anzubieten willens war — im Sinne seines Schwagers losgeschlagen, war rasch bis zum Po heraufgedrungen, dann aber, da er die nationale Unterstützung nicht fand, die er gesucht, vor den Österreichern zurückgewichen, die ihn am 2. und 3. Mai bei Tolentino besiegten, sodaß ihm nur die Flucht nach Frankreich übrig blieb. Durch all diese Umstände veranlaßt, hatten die Mächte schließlich den Beginn der großen Cooperation gegen Frankreich, die man mit 7—900 000 Mann durchzuführen gedachte, auf den 27. Juni verschoben.

Sollte nun Napoleon den Angriff der Feinde abwarten? warten, bis ihre Heere auf gleicher Höhe d. i. in gleicher Entfernung von Paris angekommen waren und konzentrisch, die

Engländer und Preußen von Nordosten, die Russen und Österreicher von Osten und Südosten her, in Frankreich vordrangen? Seine prekäre Stellung und die Kriegsunlust der Franzosen erlaubten es nicht, dem Lande die Mühsal einer Invasion aufzuladen, ohne einen Schritt gethan zu haben, der dieselbe fernhielt. Da nun die Mobilisierung der Gegner nicht überall mit der gleichen Raschheit erfolgt war, die englische und preußische Armee bereitstanden, während die russische und österreichische sich erst bildeten, ergab sich die Möglichkeit, jene in einem kräftigen Ansturm zu besiegen, ehe diese völlig heran waren. Und welche politische Folgen konnte ein solcher Sieg nicht haben! Sollten die Mächte die Erinnerung an ihren letzten Zwist und das Bewußtsein der Verschiedenheit ihrer Interessen, welche kürzlich fast bis zur offenen Feindseligkeit unter ihnen geführt hatte, so rasch und völlig wieder eingebüßt haben? Napoleon wußte es gewiß genau, daß auch in Wien die Chancen der Bourbons gesunken und die Verbündeten über die Zukunft des französischen Thrones keiner einigen Ansicht waren. Unter solchen Umständen entschloß er sich — gegen die Abmahnung Carnots, wie es heißt — nordostwärts die Offensive zu ergreifen und zunächst in Belgien zu schlagen. Freilich hatte er nicht seine ganze Feldarmee hiefür zur Verfügung: 20 000 Mann waren in der Vendée notwendig, um einen Aufstand zu dämpfen, den royalistische Agenten dort, auf dem alten Felde ihrer Wühlereien, entzündet hatten, und außerdem mußten drei Korps unter Suchet, Rapp und Lecourbe den Osten des Landes von der Rhône bis zur Mosel zu decken suchen, sodaß ihm nur 125 000 Mann für seinen Angriff übrig blieben. Aber sie schienen ihm genügend. In aller Heimlichkeit hat er sie südlich der Sambre, zwischen Beaumont und Philippeville, aufgestellt: 21 000 Garden, fünf Armeekorps unter Drouet, Reille, Vandamme, Gérard und Mouton und vier Reiterkorps einer unter Grouchy stehenden Kavalleriereserve. Am 14. ist er selbst in Beaumont, faßt mit dem nur ihm eigenen Geschick all diese Truppen hart an der Grenze, Charleroi gegen-

über, zusammen, und beginnt am Frühmorgen des 15. die Operationen.

Wellington und Blücher, denen die schmalen Kräfte des Feindes nicht unbekannt geblieben waren, hatten sich schon deshalb einer so raschen Offensive nicht versehen. Wellington glaubte jetzt noch, wo er von Bewegungen des Feindes hörte und daß Napoleon bei seinen Truppen eingetroffen sei, nur an Defensivmaßregeln. Beide Heere haben ihre Korps weit zerstreut: die Engländer, weil ihr Führer „alles decken" wollte, standen in einem Raume von Binche an der französischen Grenze westlich und nordwärts bis Brüssel und Oudenarde, mit der Rückzugslinie über Brüssel ans Meer, die Preußen mit Rücksicht auf ihre schwierige Verpflegung auf einer Strecke von 15 Meilen, von Binche und Charleroi ostwärts bis über Lüttich hinaus, mit der Rückzugslinie über die letztere Stadt an den Rhein. Charleroi bildeten demnach den Berührungspunkt für die beiden Aufstellungen, da dort die Straßen von Brüssel und Lüttich zusammenliefen, und hier wollte Napoleon durchbrechen. So wie er bei seinem ersten Feldzug in Italien von Savona über das Gebirge zwischen Piemontesen und Österreichern durchgebrochen war, will er auch jetzt die beiden Heere trennen und Wellington und Blücher einzeln schlagen, wie er dort Colli und Beaulieu geschlagen und auf ihre divergierenden Rückzugsstraßen zurückgeworfen hatte. Am 15. Juni besetzt er Charleroi mit leichter Mühe, da die Preußen unterlassen hatten, die Sambrelinie zu befestigen, und hält damit die Überraschung der Gegner für gelungen, den Durchbruch für vollführt. Doch dies war eine Täuschung. Er hätte noch viel weiter nach Norden und bis zur Straße Namur-Nivelles, welche die Kommunikationslinie der beiden Armeen bildete, vorstoßen müssen, um die Preußen allein und eben erst in der Konzentrierung begriffen bei Sombreffe anzutreffen. Denn Wellington, der seinen Bundesgenossen noch nicht entfernt für bedroht hielt, sondern von dem Gedanken beherrscht blieb, Napoleon werde im Westen heranrücken, seine

rechte Flanke umgehen und ihn vom Meere wegdrängen, was nebenbei ein Fehler gewesen wäre, den sein großer Gegner gewiß nie begangen hätte, Wellington versäumte es, am 15. seine Truppen linker Hand zu konzentrieren, und so konnte der Kaiser, wenn er eilends vorging, die Preußen vereinzelt schlagen. Ja, er kann das auch noch am folgenden Tage, wenn er sich nur beeilt; denn insoweit war auch Blücher überrascht, daß er ein entfernt stehendes Korps unter Bülow am 16. nicht wird heranziehen können, und nur auf die Zusage des endiich aufgeklärten Wellington, er werde am nächsten Morgen mit seiner Armee bei Nivelles stehen und ihn unterstützen, wenn er angegriffen würde, es wagt, Napoleon bei Sombreffe zu erwarten.

Dieser aber, immer in der Täuschung, die beiden Gegner bereits strategisch überfallen zu haben, versäumt es, am Morgen des 16. nachzuholen, was er am Vortage unterwegs gelassen. An eine nahe Schlacht mit der konzertrierten preußischen Armee denkt er nicht. Er glaubt vielmehr Blücher auf dem Wege nach Osten, um dort seine Truppen zusammenzuziehen. Er teilt deshalb seine Armee, weist Ney das Oberkommando über 50000 Mann zu, mit denen er ihn auf der Straße nach Brüssel vorgehen heißt, und giebt Grouchy den Befehl über eine ungefähr ebenso große Abteilung, die den Preußen folgen soll. Sich selbst behält er eine Reserve vor, mit der er nach seinem Entschluß, entweder hier oder dort, eingreifen will. Erst um Mittag rekognosziert er bei Fleurus, bis wohin er am Vortage die Preußen gedrängt hatte, und bemerkt zu seinem Erstaunen, daß sie standhalten. Er glaubt aber immer noch nur ein Blüchersches Korps vor sich zu haben, bis er endlich um 3 Uhr nachmittags bei Ligny erkennt, daß ihm eine Armee gegenüberstehe. Nun bedauert er allerdings tief, Ney detachiert zu haben. Er ruft ihn mit beweglichen Worten zurück: das Schicksal Frankreichs liege in seinen Händen, er solle keinen Augenblick zögern, um den rechten Flügel des Feindes zu umfassen und in seinen Rücken zu fallen. Aber dieser Befehl mußte erfolglos bleiben, denn ein=

mal war er zu spät gegeben und zweitens stand Ney längst bei Quatre-Bras weit nördlicher gegen Wellington, der dorthin einen Teil seiner Truppen herangezogen hatte, im Gefecht. Nur ein ihm zugewiesenes Korps (Drouet d'Erlon) wird von dem Adjutanten, der jenen Befehl überbringt, bestimmt, umzukehren und nach Ligny zu marschieren, wo es nichts mehr nützen kann, während es Ney fehlt, der deshalb keinen Vorteil erringt, außer dem freilich nicht geringen, Wellington von Blücher ferngehalten zu haben. Der letztere verliert denn auch die Schlacht, die nur auf die Mitwirkung der Engländer gegründet worden war. Allerdings nicht ohne eigenes Verschulden. Denn war schon mit Rücksicht auf die zugesagte Unterstützung die Aufstellung der Preußen keine günstige — im einspringenden Winkel von St. Amand über Ligny nach Sombreffe und von da nach Tongrinne — so mußte der Kampf durchaus defensiv geführt werden, bis der Alliierte in denselben eintrat, und mußte defensiv bleiben, wenn er nicht erschien. Aber das entsprach nicht Blüchers Temperament, der überdies an Kräften dem Feinde überlegen war.*) Nachdem mehrere Stunden um St. Amand und, besonders hartnäckig, um Ligny gestritten worden war, wobei die Preußen viel mehr Verluste erlitten als die geübten alten Kämpfer Napoleons, unternahm der greise Feldmarschall mit den Reserven der Mitte einen Vorstoß auf dem rechten Flügel. Die Franzosen parierten ihn. Da hat aber auch schon ihr Kaiser die Schwächung des gegnerischen Zentrums wahrgenommen. Er durchbricht es sofort und wirft den Feind in Flucht von Ligny auf Brye zurück. Blücher ist in dem Getümmel am Schlusse der Schlacht mit seinem verwundeten Pferde gestürzt, man hält ihn für verloren, und Gneisenau muß die

---

*) Die Preußen hatten 86 000, die Franzosen 68 000 Mann in der Schlacht. Zehntausend der Letzteren blieben zurück und nahmen am Gefecht nicht teil, während von den Preußen hinwieder 20 000 Mann auf ihrem linken Flügel wenig engagiert wurden.

Richtung des Rückzugs angeben. Unerschüttert durch das widrige Schicksal des Tages, voll Hoffnung auf eine ruhmvollere That, hält dieser an der Cooperation mit den Engländern fest und nennt als Direktionspunkt der retierenden Armee das nördlich gelegene Wavre. Das Wort sollte den Feldzug entscheiden.

Napoleon sah jetzt ein, wie sehr er sich getäuscht, als er die Preußen in ihrer Konzentration überrascht und auf ihrer Operationslinie zurückweichend gewähnt hatte. Durch die Schlacht des 16. war er belehrt. Nun, er hatte sie gewonnen und hatte den Feind fliehen sehen; alles war wieder gut und gewiß auch kein Zweifel mehr, daß Blücher jetzt auf seiner Rückzugslinie abmarschierte, um sich, etwa bei Namur, zu sammeln. Der auf der Straße dahin mit zwei Divisionen zur Verfolgung ausgeschickte General Pajol trifft auf zahlreiche Flüchtende, die ostwärts eilen — 5000 Versprengte zählte man — was den Kaiser in seiner Meinung vollends befestigt, er habe sich die Preußen gründlich vom Halse geschafft und könne, ohne von ihnen im geringsten belästigt zu werden oder sich sonderlich beeilen zu müssen, gegen Wellington vorrücken.*) Er gönnt seinen braven, durch den Kampf herabgebrachten Truppen am Vormittag des 17. Ruhe, und giebt erst um Mittag Grouchy Befehl, mit 33 000 Mann Blücher aufzusuchen und zu ergründen, wo er sich sammle, ob er Namur bereits geräumt habe und was er überhaupt beabsichtige. „Marschieren Sie", hieß es in dem Befehle, „mit allen Ihnen überwiesenen Leuten nach Gembloux". Daraus geht hervor, daß Napoleon sicher meinte, der Preuße sei bis Namur zurückgegangen, könne sich aber immerhin — er kannte den Alten — rasch erholt haben und bald wieder im Begriffe sein, entweder auf der großen Straße, die nach Löwen

*) Am Morgen des andern Tages schreibt Soult, der jetzt Berthiers Stelle vertrat, an Ney u. a.: „Die preußische Armee hat eine Niederlage erlitten; General Pajol verfolgt sie auf den Straßen nach Namur und Lüttich."

führt, oder sonst in nordwestlicher Richtung gegen die Engländer hin zu marschieren. In diesem Falle mußte Grouchy über Gembloux hinaus auf ihn treffen und konnte ihn beschäftigen, während Wellington besiegt wurde. All das nahm gewiß längere Zeit in Anspruch, denn daß die auseinandergerissenen preußischen Truppen an einem einzigen Tage auf dem Marsche wieder in Ordnung gebracht werden könnten, wie es thatsächlich der Fall gewesen, das glaubte Napoleon nimmermehr. Und so sehr beherrschte ihn diese Idee, daß sie gar keinen andren Gedanken zur Geltung kommen ließ, am wenigsten den, die geschlagenen Preußen, die einen Verlust von 20000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten zu beklagen hatten, könnten mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte gleich vom Schlachtfelde weg zu dem Verbündeten hingestrebt haben, um diesen in dem ihm bevorstehenden schweren Kampfe nicht untergehen zu lassen, sondern ihm siegen zu helfen. Solch kühne Größe suchte er bei seinen Gegnern nicht.

Als Grouchy nach Osten aufbrach, waren die andern französischen Truppen bereits auf dem Marsche nach Quatre-Bras, um sich mit Ney zu vereinigen und Wellington zu folgen, der auf die Nachricht vom Unfall der Preußen über Genappe bis nach Mont Saint Jean nordwärts zurückgegangen war und sein Hauptquartier in Waterloo genommen hatte. Hier fanden sie ihn am 17. Juni in kampfbereiter Stellung. Daß er aber hier in Stellung war und es auch blieb und die Besorgnis Napoleons, er könnte ihm am Ende nicht Stand halten, keineswegs rechtfertigte, das hatte seinen Grund darin, daß ihm Blücher aus Wavre, wo dessen ganze Armee bereits wieder gesammelt und geordnet stand, die Versicherung zukommen ließ, er werde ihn, wenn es am nächsten Tage zur Schlacht kommen sollte, mit allen Kräften unterstützen. Von dieser Lage der Dinge hatte der Franzosenkaiser natürlich keine Ahnung, und auch am nächsten Morgen nicht, als er den Beschluß faßte, die Engländer anzugreifen und auseinanderzuwerfen, wie ehegestern die Preußen.

Zwar war in Berichten Grouchys, die einliefen, die Rede, daß eine preußische Kolonne ohne Zweifel auf Wavre gerückt sei, aber auch nur eine einzelne Kolonne, welcher der Marschall folgte, der er sicher gewachsen war und die er festhielt, während man Wellington zermalmte. So wenig Bedrohliches gewahrte Napoleon, daß er am 18. Juni auch nicht gleich morgens, wie er sonst pflegte, die Schlacht begann, sondern vorerst den durch einen langen Regen aufgeweichten Boden festtrocknen ließ, damit seine Geschütze leichter operierten. Hätte er vermuten können, daß zur gleichen Zeit sich das Korps Bülows durch denselben Lehmboden und auf ungebahnten Wegen heranquälte, und hinter ihm die Geschlagenen von Ligny, um ihm eine Katastrophe zu bereiten, wie sie wohl selten rascher über einen Gewaltigen dieser Erde hereingebrochen ist, wie hätte er sich beeilt, zu fechten und zu siegen!

Um 11 Uhr vormittags reitet Napoleon von Caillou, wo er genächtigt hatte, an Plancenoit vorüber auf der Brüssler Straße vorwärts bis zu dem Grundstück La Belle Alliance, wo dieselbe sich mählich in eine Mulde hinabsenkt, um etwa 2000 Schritte weiter, hinter dem Gehöfte La Haye Sainte, den Hügel hinanzusteigen, der hier querüber zieht und an dessen nördlicher sanfter Abdachung das Dorf Mont St. Jean liegt. Diesen Hügel hatte sich Wellington für seine Defensivstellung ausgesucht. Und nur in der Defensive gedenkt er zu schlagen, schon seiner geringeren Kräfte wegen, denn er hat nur 68000 Mann und weiß auch nicht, daß ein Drittel der Macht seines Gegners in der Ferne weilt. Aus übergroßer Vorsicht hatte er 19000 Mann nach Hal detachiert, um von Westen her nicht umgangen zu werden. In Wirklichkeit ist Napoleon hier nur um 4000 Mann Kavallerie und Artillerie stärker. Allerdings sind es die besten Truppen, die er seit langem befehligte. Sie werden — denn es ist ja so ganz vornehmlich ihre Sache, die sie hier verfechten — mit Hingebung kämpfen und sich den Sieg nur in der Verzweiflung entreißen lassen. Der Kaiser hat sie in drei Treffen aufgestellt:

am Südrande der erwähnten Mulde zu beiden Seiten von Belle-Alliance zwei Korps, die sich links an die Straße Nivelles-Mont Saint Jean, rechts an das Schloß Frichemont lehnen und unter Neys Oberkommando stehen; dahinter in zweiter Linie zwei Kavalleriekorps an den Flügeln, und in der Mitte als erste Reserve an der Chaussee zwei Infanterie- und zwei Reiterdivisionen; endlich im dritten Treffen die Garde als zweite Reserve, und zwar die schwere und leichte Gardekavallerie zu Seiten der Straße, die alte Garde im Zentrum. Bei dem Gehöft von Belle Alliance angelangt, rekognosziert Napoleon den Gegner. Er kann dessen Aufstellung nicht völlig überblicken, sondern nur was derselbe auf der Terrainwelle, die er besetzt hält, ins vorderste Glied gerückt hat; die anderen Linien verbirgt die Anhöhe seinem Auge ebenso sicher, wie sie Wellington gestatten wird, seine einzelnen Reserve-Abteilungen gedeckt und unbemerkt während der Aktion zu verschieben und dort einzusetzen, wo der Stoß des Feindes augenblicks starken Widerstand erfordert. Darauf reitet er die Fronten ab, um seine Truppen durch Blick und Wort zu begeistern und dem Engländer, der das ganze französische Heer überschauen kann, zu zeigen, was ihm droht. Er mochte wissen, daß ein guter Teil der Wellington'schen Truppen aus unzuverlässigen Leuten bestand, wenn auch das Urteil ihres Führers übertrieben war, der sie „die schlechteste Armee, die je auf die Beine gestellt worden", nannte. Dann erst, um Mittag, läßt er den Kampf beginnen. Wie sehr kam dieser Zeitgewinn den Verbündeten zu statten!

Napoleon will — und das lag ja in dem ganzen Feldzugsplane begründet, der das Auseinanderwerfen der beiden Armeen bezweckte — hauptsächlich den linken Flügel und dann das Zentrum des Feindes forcieren und ihn so von den Preußen und von Brüssel wegdrängen. (Die Proklamation an die Brüsseler hat er schon gedruckt bereit.) Um dies zu erreichen, läßt er zunächst seinen linken Flügel das vom Feinde besetzte Schloß Hougomont mit Entschiedenheit angreifen, damit sich

hierher die Aufmerksamkeit Wellingtons und von jenseits ablenke; dann erst, um 1 Uhr, soll der „Hauptangriff“ erfolgen. Aber schon diese erste Berechnung des Kaisers wird nicht zutreffen. Die Gegner haben jenes Schloß zur Citadelle umgewandelt und verteidigen es mit unerhörter Kaltblütigkeit gegen immer neue Angriffe, bis schließlich ein ganzes Korps des französischen Vordertreffens sich daran verbluten wird, ohne etwas zu erreichen. Und da Hougomont sich hält, ohne daß es nötig wird, den rechten Flügel auf Kosten des linken und der Mitte zu verstärken, müssen die Franzosen ihren Hauptangriff gegen ungeschwächte Kolonnen unternehmen. Doch nicht genug daran, gerade, wo sie sich dazu anschicken, erfährt der Kaiser aus einem aufgefangenen Briefe, daß er auch mit den Preußen zu thun bekommen, daß ihm Bülow in die rechte Flanke fallen wird, und, wie um jeden Zweifel auszuschließen, erscheinen bereits rechts bei dem eine Meile entfernten Chapelle St. Lambert Truppenmassen, die ein ausgeschickter Adjutant als Preußen erkennt. Da stand eine Gefahr, mit der er so ganz und gar nicht gerechnet hatte, plötzlich in drohender Nähe; schon in ein paar Stunden kann Bülow in die Schlacht eingreifen. Um ihm die Flanke nicht darzubieten, muß der größte Teil der ersten Reserve unter Mouton nordöstlich von Plancenoit gegen ihn aufgestellt werden. Diese Kräfte fehlen natürlich für den nachdrücklichen Stoß, der Wellington über den Haufen werfen soll. Und wenn es nur bei Bülow allein blieb, wenn nur Grouchy die anderen Preußenkorps festhielt. Wie viel lieber, wenn er zur Stelle wäre und Bülow werfen könnte. „Versäumen Sie keinen Augenblick, sich uns wieder zu nähern und sich mit uns zu vereinigen“, läßt jetzt Napoleon an ihn schreiben. Aber wird ihn die Nachricht noch erreichen? und wenn, wird ihn der Feind loslassen, den er doch beschäftigen sollte? Vergebliche Hoffnung. Grouchy stand bei Wavre, wohin er im großen Bogen von Osten her gelangt war, mit einem weit schwächeren Preußenkorps im Kampfe, während zwei andere bereits längst hinter Bülow zu

Wellington unterwegs waren und langsam zwar, der beschwerlichen Wege wegen, doch unerbittlich vorrückten.

So genau aber erkannte Napoleon noch nicht, was ihm drohte, als er beschloß, nun aufs rascheste mit dem Gegner vor ihm fertig zu werden, ehe von rechts her der erste Kanonenschuß fiel. Der Armee ward erklärt, was man da in der Ferne sehe, sei Grouchy und am Siege nun nicht mehr zu zweifeln. Das sollte den Mut heben. Dann gingen vier Divisionen in geschlossenen Kolonnen gegen den linken Flügel des Feindes auf La Haye Sainte, Papelotte und Smohain vor. Das erstere Gehöft ward erstürmt, konnte aber nicht gehalten werden, da der darauffolgende Angriff auf die Höhe abgeschlagen wurde und die Divisionen, von den englischen Kürassieren angefallen, retirieren mußten. Darauf, und während noch auf der rechten Seite gefochten ward, versuchte Napoleon, der jetzt bei Belle-Alliance hielt, die feindliche Mitte durch eine Kavallerieattacke im größten Maßstabe zu durchbrechen. Es war der Höhepunkt der Schlacht. Das Kürassierkorps Milhauds stürzt sich auf die Karrees der Engländer, aber es hat wenig Erfolg, die Briten schießen gut und halten Stand. Auch hat Wellington die Gefahr kommen sehen und das Zentrum verstärkt, um so leichter, als der linke Flügel sich des Angriffs bereits erwehrt hatte und rechts Hougomont noch immer widerstand. Eine neue, dreifach verstärkte Attacke von sechsunddreißig Schwadronen erfolgt. Ein wahres Meer von Reitern ergießt sich über den Plan und spült in fürchterlichen Wogen um die feindlichen Bataillone. Gar manche werden überschwemmt, manche bröckeln ab, aber andere stehen felsenfest, und da Napoleon es unterläßt, in die Lücken, die seine Kavallerie riß, Infanterie nachzuschieben, bleibt auch dieser Sturm ohne die beabsichtigte Wirkung. Der Kaiser hatte nämlich seine Reserven bereits verausgabt, bis auf die alte Garde, die er jetzt noch nicht daran setzen wollte, und er wollte dies nicht, weil um fünf Uhr Bülow's Batterien zu spielen begonnen und Mouton nach Plancenoit zurückgenötigt hatten. Dieser

Platz mußte um jeden Preis gehalten werden, sonst geriet der Feind auf die Rückzugslinie und eine Katastrophe war die Folge. Deshalb hielt Napoleon die Garde in dem einzigen Moment zurück, der die Entscheidung zu seinen Gunsten hätte wenden können. Denn so sehr war jetzt doch die Stellung der Engländer erschüttert, namentlich als — um sechs Uhr — La Haye Sainte von Ney wieder genommen ward, daß General Müffling aus der Suite Wellingtons dem preußischen Korps Zietens entgegen eilte, welches auf den linken Flügel zumarschirte, und ausrief: „Die Bataille ist verloren, wenn das Korps nicht im Marsch bleibt und die englische Armee sofort unterstützt.“ Unterdessen hatte sich die Garde damit beschäftigt, Blücher, der mit den Bülow'schen Truppen Plancenoit endlich erobert hatte, wieder daraus hinauszuwerfen. Das geschah um 7 Uhr abends. Und von diesem Erfolge fortgerissen, läßt Napoleon nun noch einmal die ganze Linie avancieren. Er nimmt die letzten 5000 Garden, die er übrig hat, zu einem letzten Stoß ins britische Zentrum zusammen. Es war die That eines Verzweifelten, denn im Grunde hatte er schon nach der mißlungenen Kavallerieattacke die Schlacht verloren und mußte sich zurückziehen, solange die Schlinge bei Plancenoit noch offen stand. Freilich war er dann besiegt, und was galt er noch, wenn er besiegt war? Darum wagte er alles, was noch den Schein von Rettung blicken ließ. Mit „Vive l'Empereur!“ rückten die Triarier des Heeres vor. Und als ob bis zum letzten Augenblick das Schicksal seinen ehedem so verwöhnten Liebling hätte täuschen wollen: rechter Hand werden den Engländern zwei wertvolle Stützpunkte entrissen, und im Sturm dringen die Garden in der Mitte bis an deren letzte Linie vor. Doch hier, von einem sicheren Feuer dezimiert, verlieren auch sie Kraft und Haltung und gehen zurück. Und soeben ist auch das Zietensche Korps in den Kampf eingetreten, hat die längst ermatteten Franzosen aus den eroberten Ortschaften wieder vertrieben, und in solcher Weise unterstützt, kann die arg zusammengeschmolzene Wellington'sche Armee sogar daran denken,

die Offensive zu ergreifen. Es ist acht Uhr geworden. Eine halbe Stunde später, nachdem noch das dritte Preußenkorps eingetroffen war, wird Plancenoit von demselben neuerdings genommen, und nun ist an geordneten Rückzug der Franzosen nicht mehr zu denken. Bald ist die Straße unpassierbar, da die preußischen Kugeln sie bereits bestreichen, und so flutet westlich derselben das aufgelöste Heer in wilder Hast zurück.

Nur zwei Reserve-Karrees der Garde halten noch zusammen; in eines derselben hat sich vor La Haye Sainte, wo er im Feuer der englischen Geschütze den Erfolg des letzten Stoßes abgewartet, der Kaiser geflüchtet, als der Tumult begann; es brachte ihn zurück bis auf die Höhe von Belle-Alliance.*) Von hier aus versucht er durch seine Adjutanten die Fliehenden zum Stehen zu bringen; umsonst. Er selbst muß auf seine Sicherheit bedacht sein und reitet, da sein Wagen in Caillou nicht mehr zu erreichen ist, querfeldein nach Genappe, nur noch von den Grenadiers à cheval gedeckt. Aber auch hier ist, bei der heftigen Verfolgung des Feindes, kein Anhalten möglich, und Napoleon, dem sonst jeder kurze Ritt schon Schmerzen verursachte, muß bis fünf Uhr morgens im Sattel bleiben, bis er endlich in Charleroi ein Gefährt findet, das ihn nach Philippeville bringt. Erst dort kann er sich einige Stunden Ruhe gönnen. Dann erläßt er Befehle an die nicht am Feldzug beteiligt gewesenen Korps, verfaßt die Bulletins über Ligny und Mont Saint Jean, wie er die Schlacht bei Waterloo nennt, und diktiert an Joseph nach Paris einen Brief, der beweist, daß dieser Mann die Hoff-

*) Eines der beiden Karrees löste sich auf. Das zweite entkam, doch wurde der General, der es kommandierte, Cambronne, zur Ergebung gezwungen. Daß dieser die ihm in den Mund gelegten Worte: „Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht“, weder gesprochen noch bewahrheitet hat, ist längst erwiesen. Bertrand will, wie er auf St. Helena erzählte, dieselben Worte von General Michel vernommen haben. Aber wer möchte Bertrand glauben? Zuverlässigere Zeugen als er legen Michel einen viel kürzeren und drastischeren Ausdruck in den Mund.

nung erst mit seinem letzten Lebenshauche aufgeben wird. Noch sei nicht alles verloren, versichert er. Gelinge es ihm nur, sämtliche disponible Kräfte zu vereinigen, so habe er noch immer 150000 Mann, ja, mit den Nationalgarden und den Depot-Bataillons sogar 300000. Wenn Grouchy nicht gefangen ist, denn er habe noch nichts von ihm gehört, sei es ihm möglich, schon hier 50000 Mann zu sammeln und den Feind aufzuhalten, bis Paris und Frankreich ihre Schuldigkeit gethan haben. Der Bruder möge dafür sorgen, daß die Kammern ihm in würdiger Weise beistehen. Er selbst schloß das Schreiben, indem er eigenhändig hinzufügte: „Mut, Festigkeit!"

Sechstes Kapitel.

Sanct Helena.

In Paris hatte man nach der Abreise des Kaisers zur Armee ängstlich auf Nachrichten gewartet. Und was das Drückende der Lage bezeichnete: man befürchtete einen Erfolg des Kriegsfürsten fast ebenso sehr wie eine Schlappe des Heeres, das er befehligte. Nicht bloß, weil er, siegreich, wieder der alte unumschränkte Herrscher werden und sich der Fesseln, die er sich jetzt auferlegt, entledigen konnte, sondern weil der Krieg damit erst recht begann und wer weiß wann endete. Schon längst hatte man ja das schreiende Mißverhältnis zwischen dem Ruhme der heimischen Waffen und der Notlage der Nation erkannt. Und war nicht in den letzten Jahren der napoleonischen Regierung auch diese Glorie recht auffallend verblaßt? Doch da ertönten am 18. Juni — just als bei Mont Saint Jean der Donner rollte — die Kanonen vor dem Invalidenhotel und verkündeten einen neuen ersten Sieg: es war der bei Ligny. Also waltete doch noch immer die alte Gunst des Kriegsgottes. Wer sich darüber freuen konnte, freute sich. Das waren die

Revolutionäre und die aufgeregten Massen von Paris, weil die Anwälte der Legitimität und der Bourbons gedemütigt waren, und die Bonapartisten, weil ihr Abgott triumphierte. Aber schon am zweitnächsten Abend war das Bild gänzlich verändert. Dumpfe Gerüchte von einer grausigen Niederlage liefen umher, und jetzt blieben die Invaliden stumm. Am 21. schien kein Zweifel mehr möglich: das Heer war zertrümmert, der Kaiser auf der Flucht. Ja, es hieß sogar, er sei schon wieder in Paris. Wie, er hatte also die Armee verlassen, anstatt sie zu sammeln und mit ihr dem Feinde den Marsch auf die Hauptstadt zu erschweren? Man geriet hierüber außer sich.

In der That, Napoleon befand sich seit dem frühen Morgen des 21. Juni im Elysée, wo er schon vorher gewohnt hatte. Er hatte in Laon mit den Offizieren seiner Umgebung die nächsten Maßregeln erwogen und sich für die Fahrt nach Paris entschieden. Grouchy vermutete er in der Kriegsgefangenschaft und übersah erst jetzt die ganze Wirkung der unseligen Sonntagsschlacht. Sie hatte den Franzosen über 30000 Mann gekostet. Die Übrigen waren zerstoben, und nur mit Mühe ließen sich ein paar Tausend sammeln. Und wie leicht hätte er dies vermeiden, zum zweiten Male siegen können, wenn er ohne Zaudern nach der Affaire von Ligny die Preußen verfolgt und sich erst dann auf die Engländer geworfen hätte, wie er im Jahre 1796 in Italien gethan. Der gefährlichste Gegner war ja schon geschlagen, und der andere, welcher der neuen Kriegskunst ungelenk gegenüber stand und seine Kräfte schlecht zusammenhielt, völlig isoliert verloren. Und dann? War es dann nicht möglich, daß die Politik den Spuren der Waffen folgte und den Mächtebund trennte, ehe er noch zu siegen verstand? „Es giebt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht als die von Belle-Alliance" — schrieb Gneisenau am 22. Juni an Hardenberg — „entscheidend ebensowohl durch die Wirkung auf dem Schlachtfelde selbst, als durch ihre moralische Wirkung. Wäre sie verloren, was würde aus der Koalition werden mit

allen ihren Kongreß-Erinnerungen?“ Aber nicht auf die Feinde allein, auch auf die Franzosen mußte der Ausgang des Kampfes am 18. Juni mächtig einwirken. So rasch hatten sie sich das Ende nicht gedacht. Selbst der schlaue und intriguante Fouché, den Napoleon durchblickte und doch nicht zu beseitigen wagte, hatte ihm eine etwas längere Frist gegeben, als er zu einem Aristokraten sagte: „Dieser Mensch hier ist noch toller zurückgekommen, als er ging. Er rührt sich gewaltig, aber es reicht nicht für drei Monate.“ Napoleon sah einem Sturm im Innern entgegen, der ihn nur zu leicht hinweg fegen konnte, wenn er ihn nicht noch im letzten Augenblicke zu beschwören verstand. Darum war er nach Paris geeilt, und darum sitzt er jetzt mit seinen Brüdern und Ministern zusammen, um — selbst aufs äußerste erschöpft und verstört — das Mittel hierzu zu erwägen.

Er schien es gefunden zu haben. Nachdem er die Lage der Verteidigungskräfte als eine nicht ganz hoffnungslose zu schildern versucht, kam er zu dem Schlusse: er bedürfe, um das Vaterland zu retten, einer zeitweiligen Diktatur; er könnte sich derselben bemächtigen, doch wäre es nützlicher und würdiger, wenn sie ihm von der Kammer übertragen würde. Aber kaum hatte er dies vorgebracht, so mußte er von einem seiner ergebensten Anhänger, Regnauld de Saint-Jean d'Angély, hören, daß die Kammer ihn nicht mehr für berufen halte, das Vaterland zu retten, und daß er das Opfer seiner Abdankung werde darbringen müssen. Und so war allerdings die Lage. Lucian freilich sprach eifrig vom Ergreifen der Gewalt, von Auflösung des Parlaments und Belagerungszustand, und auch Napoleon begann sich diesem Gedanken zuzuneigen. Davoût aber, der Kriegsminister, weigerte sich bestimmt, die bewaffnete Macht dafür zur Verfügung zu stellen. Da traf von der zweiten Kammer, welche seit dem Morgen tagte und von den Beratungen im Elysée heimliche Kunde erhielt, die Botschaft ein, sie habe sich in Permanenz erklärt, halte jeden Versuch, sie aufzulösen,

für Hochverrat und werde den, der ihn wage, vor Gericht stellen; die Minister des Äußern, des Innern, des Kriegs und der Polizei hätten allsogleich vor den Deputierten zu erscheinen. Das war ein Staatsstreich von unten, der den befürchteten von oben parieren sollte. Die Abgeordneten des Volkes — Lafayette an ihrer Spitze — empörten sich gegen Napoleons Gesetz und Willen, denn nach der neuesten Verfassung stand ihm das Recht zu, die Kammern aufzulösen. „Ich sehe nur einen einzigen Mann," rief der Republikaner Lacoste aus, „zwischen uns und dem Frieden. Er gehe fort und der Friede ist gesichert." Und so mächtig war diese Strömung, daß sie auch die Pairs erfaßte, die den Beschluß der Repräsentanten zu dem ihrigen machten. Was war da zu thun? Noch saß Napoleon mit seinen Ministern beisammen, denen er verbot, dem Rufe der aufrührerischen Kammer zu folgen, als man vernahm, diese sei drum und dran, den Antrag auf Absetzung des Kaisers zu stellen, wenn die Geladenen nicht sofort erschienen. Nun fügte sich Napoleon. Mit dem Prestige der Unüberwindlichkeit schien ihm alle Initiative entschwunden. Mut und Festigkeit, die er seinem Bruder angeraten, er fand sie für sich selbst kaum mehr. Er sandte die Minister und Lucian zu den Abgeordneten mit einer Botschaft, in welcher er mitteilte, er habe aus Caulaincourt, Carnot und Fouché eine Kommission gebildet, um mit den Feinden Unterhandlungen anzuknüpfen und den Krieg zu beenden, sofern es mit der Ehre und der Unabhängigkeit des Landes vereinbar sei; er rechne auf den Patriotismus des Parlaments. Doch damit gab sich die Kammer nicht zufrieden. Die Mächte hätten ihn geächtet, sie wollten mit ihm nicht unterhandeln; seine Kommission sei demnach unnütz, das Parlament selbst müsse als Unterhändler auftreten, er aber solle abdanken, sonst würde man ihn absetzen. Dann wählten die Deputierten aus ihrer Mitte fünf Kommissäre, die mit fünf Pairs und den Ministern gemeinsam die Mittel zur Rettung des Staates zu erwägen hatten.

So verging der 21. Juni. Am nächsten Tage verschärfte

sich die Lage derart, daß nun selbst die Brüder zur Abdankung rieten. Die Abgeordneten erwarteten dieselbe lange vergeblich, bis schließlich einer von ihnen den Antrag stellte, den Kaiser im Namen des Staatswohles um seinen Rücktritt zu ersuchen. Napoleon zögerte mit der Antwort. Mit verzerrten Mienen und bebender Stimme gegen die „Jakobiner“ sich ereifernd, ging er im Elysée vor seinen Ministern auf und nieder, und seine Einsicht rang mit seinem Ehrgeiz einen fürchterlichen Kampf. Er blieb hartnäckig, als wollte er der Zeit noch die letzten Augenblicke seiner Herrschaft abtrotzen, bis endlich der Präsident Lanjuinais den Kommandanten des Palais Bourbon, wo die Repräsentanten tagten, mit der Aufforderung zu ihm schickte: er möge abdicieren, da ihn sonst die Kammer, die nicht länger warten wolle, außerhalb des Gesetzes erklären würde.

„Hors la loi!“ Das war der Ruf, den er am 19. Brumaire zu hören bekam, als er im Begriffe stand, die Zügel zu ergreifen, die jetzt seiner Hand entglitten. Damals hatte er die Kammer gezwungen, jetzt zwang sie ihn. Unter dem Drucke dieser Drohung diktierte er, am Nachmittag des 22. Juni, seine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II. Ob die Repräsentanten von dieser Klausel Notiz nehmen werden? Vorläufig lassen sie nur dem Kaiser durch eine Deputation ihren Dank aussprechen für das großmütige Opfer, das er gebracht, und ernennen sofort Carnot, Fouché und Grenier, die Pairs Caulaincourt und Quinette zu Mitgliedern einer provisorischen Regierung. Es war, als ob sich der Ring völlig schließen wollte, wenn hier nun auch noch ein Abbild jenes fünfgliedrigen Direktoriums vor Napoleon wieder erstand, das er damals beseitigt hatte. Und auch das gleichgiltige Publikum fehlte nicht, das diesen Dingen jetzt wie jenerzeit von ferne zusah, ohne just tief erregt zu werden. Ein Augenzeuge meldet: „Die vollständigste Ruhe herrschte in der Stadt und wurde nicht einen Augenblick gestört. Von Regierung zu Regierung hin- und hergeworfen, hatte das Volk weder Neigung für den, den es verlor,

noch für den, den es bekommen sollte. Es schlief, in der Erwartung, daß man ihm bei seinem Erwachen sagen werde, ob es Napoleon II. oder Ludwig XVIII. zu gehorchen habe.“ Keinesfalls aber Napoleon I. Seine Herrschaft der „Hundert Tage“ war zu Ende.

Nur die untersten Schichten der Bevölkerung, insbesondere aus den Vorstädten, zeigten sich zuweilen in Trupps vor dem Palais, riefen nach der Diktatur des Kaisers und ließen ihn hoch leben. Waren es diese Äußerungen, oder war es im allgemeinen die Verlegenheit, welche der abgethane Imperator durch seine bloße Gegenwart in der Hauptstadt der provisorischen Regierung immerhin bereitete, nachdem bekannt geworden war, daß Grouchy seine Korps gerettet hatte, daß die Truppen, die in der Vendée gekämpft, siegreich von dorther zurückkehrten, und daß man also, mit den gesammelten Trümmern von Waterloo über ungefähr 60000 Mann verfügte, die alle nach ihrem Führer verlangten: man suchte ihn zu bestimmen, daß er sich aus Paris entfernte. Dies gelang schließlich Davoût, doch, wie es heißt, nur unter Drohungen. Denn auch Napoleon hatte von dem Vorhandensein der Armee erfahren, und wenn er am 25. Juli die Hauptstadt verließ, so war es nur, um sich nach dem nahen Lustschloß Malmaison zu begeben und hier irgend welche Wendung abzuwarten. Hoffte er, daß man ihn zurückrufen werde? Immerhin war noch ein Teil von Frankreich ihm ergeben, wenn auch der weitaus kleinere. Oder erwartete er, daß das Heer sich seinen Führer holte? Kurz, er verbrachte hier die nächsten Tage, scheinbar in Erinnerungen versunken an die Zeit, da er in denselben Räumen als Konsul die Pläne zu seiner Weltherrschaft entwarf, und das Projekt seiner Niederlassung in Nordamerika erwägend, wenn ihn Frankreich wirklich von sich stieß. Inzwischen war aber der Feind, Blüchers Preußen den Engländern voran, immer näher gekommen, und Malmaison wird bald bedroht sein. Da beschließt Napoleon im letzten Augenblicke, am 29. Juni — soeben waren ein paar französische Re-

gimenter mit „Vive l'Empereur!" vorübergezogen — sich der provisorischen Regierung als einfacher General zur Verfügung zu stellen, nur um die Hauptstadt zu retten und die getrennten Gegner zu schlagen, wie er sagen ließ. Fouché, das Haupt der Fünfmänner, der längst mit einem Vertrauten Ludwig XVIII. heimlich angeknüpft hatte, gab dem Überbringer der fast naiv klingenden Botschaft zur Antwort, Napoleon sei durchaus irriger Ansicht, wenn er die Mitglieder des Gouvernements für so verrückt halte, auf seinen Vorschlag einzugehen. Er könne ihm nur raten, endlich schleunigst abzureisen, da man für seine Sicherheit nicht mehr einstehe. Und das war nicht unwahr. Wissen wir doch heute, daß ein preußisches Detachement geradezu Befehl erhalten hatte, sich seiner Person zu versichern und ihn zu erschießen. Kaum war der Bote nach Malmaison zurückgekehrt, so befahl der Kaiser die Abreise. Er zog seinen Soldatenrock aus und fuhr in bürgerlicher Kleidung mit Bertrand, Savary und den Generalen Becker und Gourgaud von dannen.

Die Reise ging über Tours nach der Hafenstadt Rochefort, wo zwei französische Fregatten bereit standen, um ihn nach Amerika zu bringen, vorausgesetzt, daß es möglich war, den englischen Kreuzern zu entkommen. Man fuhr langsam, mit mehrfachen längeren Aufenthalten, viel gemächlicher als die Instruktion des Generals Becker zuließ, der von Regierungs wegen bestellt war, Napoleon außer Landes zu bringen. Aber dieser konnte immer noch den Gedanken nicht fassen, daß seine Rolle völlig ausgespielt sei. Von Niort aus, wo zwei Reiterregimenter ihm noch einmal ihre Begeisterung zuriefen, trat er sogar mit den Generalen Clauzel und Lamarque, die in Bordeaux und in der Vendée kommandierten, in Briefwechsel über den Gedanken, gegen die verräterische Regierung nach Paris zu marschieren — freilich nur, um die unmögliche Idee sogleich wieder aufzugeben. Am 3. Juli endlich gelangte man nach Rochefort. Hier neues Zögern. Bis zum 8. überlegt Napoleon täglich und umständlich im Verein mit seiner Umgebung, in der sich auch

der Staatsrat Graf Las Cases, der junge Montholon, General Lallemand u. a. befanden, die Mittel, wie die Engländer zu täuschen wären. Es werden ausführbare Vorschläge gemacht. Man will ihn auf kleinen Schiffen entführen. Aber er lehnt dies alles ab. Mit Mühe bringt ihn Becker soweit, daß er sich am 9. nach der nahen Isle d'Aix hinüberfahren läßt, wo ihn Bruder Joseph aufsucht, der sich in Bordeaux auf einem Amerikaner seine heimliche Fahrt gesichert hat. Der bietet ihm diese Gelegenheit an und will hier seine Rolle weiterspielen. Aber Napoleon geht auch darauf nicht ein. Schließlich macht eine Nachricht aus der Hauptstadt aller Säumnis ein jähes Ende. Am 8. Juli, einen Tag nach dem Einzuge der Preußen, war Ludwig XVIII. unter Englands Protektion nach Paris zurückgekehrt, und zwei Tage später sind die verbündeten Monarchen dort eingetroffen. Jetzt mußte jedes weitere Zaudern Napoleon verderblich werden. Er will sich nun geradezu mit dem Kapitän des englischen Schiffes „Bellerophon“ in Verkehr setzen, das den Hafen blockierte, und als dieser ihn versichert, daß man ihn nach seinem Wunsche nach England bringen werde, entschließt er sich, das Beispiel jenes Atheners nachzuahmen, der von seinen Landsleuten verbannt und verurteilt, bei den Persern, die er blutig bekämpft hatte, eine Zuflucht suchte und fand. Er habe seine politische Laufbahn vollendet, schrieb er an den Prinzregenten nach London, er komme gleich Themistokles, um am Herde des brittischen Volkes niederzusitzen, und stelle sich unter den Schutz seiner Gesetze. Und damit ging er am 15. Juli an Bord des feindlichen Fahrzeuges.

Hatte Napoleon vergessen, daß der Vertreter Großbritanniens nicht dahinter geblieben war, als man auf dem Wiener Kongreß die Acht über ihn aussprach? Der Admiral, zu dessen Kommando der „Bellerophon“ gehörte, hatte lange den strikten Befehl, sich seiner zu bemächtigen und ihn nach Plymouth zu bringen. Worauf rechnete er also? Denn daß er rechnete, ist wohl gewiß. Nun, seine Unterhändler hatten aus ihrer zweiten Unterredung mit

Kapitän Maitland dessen Äußerung mitgebracht, der Kaiser werde in England aufmerksam behandelt werden, denn dies sei ein Land, wo der Monarch und seine Minister keine willkürliche Gewalt üben und wo die Hochherzigkeit des Volkes und dessen freisinnige Meinung noch über der Souveränität stehen. Darauf rechnete er. Aber sein Kalkül war falsch. Als er den französischen Boden verließ, war er nicht der Gast sondern der Gefangene der Macht, die er stets aufs eifrigste bekriegt hatte.

Und wie ließ er das Land zurück, in das ihn seine unüberwindliche Herrschsucht noch einmal geführt! Im Felde besiegt, von Feinden überschwemmt, von Parteien, die sein Erscheinen vollends widereinander entfesselt hatte, zerrissen: das war Frankreich nach dem Tage von Waterloo. Kaum war die Kunde von der verlorenen Schlacht nach der Provence gelangt, so brach dort die royalistische Furie los und begann unter den Bonapartisten, Republikanern und Protestanten von Marseille, Nimes, Avignon, Toulouse und Toulon eine Schlächterei, die den Schandthaten des jakobinischen Schreckens nichts nachgab. Und wie der Pöbel unten, so wütete die Camarilla oben gegen alle, die der Verführung des Korsen erlegen waren. Eine Proskriptionsliste sammelte die Namen seiner Getreuen, und wer nicht zu fliehen vermochte, ward hingerichtet. So Labédoyère, der ihm vor Grenoble sein Regiment zugeführt, so Ney, den bei Waterloo der Tod verschmäht hatte, selbst als er ihn in Verzweiflung suchte. Und die Familie, deren Mitglieder die Throne Europas bevölkert hatten, solange das allgebietende Zepter desjenigen die Welt verschüchterte, der jetzt auf der Rhede von Plymouth zum Schauspiel für englische Gaffer diente, sie war bald in alle Winde zerstoben, heimatlos wie damals, als sie vor zweiundzwanzig Jahren aus Ajaccio flüchten mußte.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juli stach der „Bellerophon“ in See und gelangte am nächsten Morgen an die Küste Englands, wo das Schiff einige Tage unter strenger Bewachung

blieb, bis aus London die Entscheidung über das Schicksal des Gefangenen eintraf. Dort hätte man es am liebsten gesehen, dieser wäre Ludwig XVIII. in die Hände gefallen und als Rebell hingerichtet worden, wie der brittische Premier Liverpool noch am 20. Juli an Castlereagh schrieb. Dem aber war Napoleon entronnen, und man mußte sich wohl oder übel mit seinem künftigen Lose beschäftigen. Am 30. ward es ihm verkündet. Da es sich mit den Pflichten gegen England selbst und die Verbündeten seines Königs schlecht vertragen würde, hieß es, wenn „General Bonaparte“ Mittel und Gelegenheit behielte, nochmals den Frieden von Europa zu stören, so sei es notwendig, ihn in seiner persönlichen Freiheit zu beschränken. Man habe daher zu seinem künftigen Aufenthalte die Insel St. Helena bestimmt, deren Klima gesund sei und deren isolierte Lage es erlaube, ihn mit mehr Nachsicht zu behandeln als dies anderwärts die notwendigsten Vorkehrungen zulassen würden. Man gestatte ihm drei Offiziere, einen Arzt und zwölf Diener dahin mitzunehmen, die jedoch die Insel ohne Erlaubnis der brittischen Regierung nicht wieder verlassen dürften. So das Urteil. Allzu sehr mag es Napoleon nicht überrascht haben, denn der Name St. Helena war schon zur Zeit der Kongreßverhandlungen genannt worden, und er mußte auf die Entfernung von Europa umsomehr gefaßt sein, da sie ihm doch schon auf Elba angedroht worden war. Wenn er also jetzt protestierte gegen die Gewalt, die man ihm anthat, wenn er sich darauf berief, daß er ohne Zwang auf ein englisches Schiff gekommen und daher Englands Gastfreund, nicht Englands Gefangener sei, so konnte er damit nur Eins beabsichtigen, d. i. die öffentliche Meinung dieses Landes für sich zu stimmen und auf dieselbe eine Wirkung auszuüben, die, wenn auch nicht sogleich, so doch vielleicht in nicht zu ferner Zeit sich geltend machte und seine Fesseln löste. Wir werden ihn forthin durchaus im Banne dieser Idee leben und handeln sehen. Freilich vergebens. Denn so einfach lagen die Dinge nicht, und nicht von England allein ward sein

Geschick bestimmt. Zur selben Zeit, am 2. August 1815, wurde in Paris von Vertretern der Aliierten ein Vertrag unterzeichnet, welcher Napoleon als Gefangenen all der vier Mächte erklärte, die das Abkommen vom 25. März wider ihn getroffen hatten. Seine Bewachung nur und die Wahl des Ortes seiner Internierung ward England zugestanden; die übrigen Staaten behielten sich das Recht vor, Kommissäre an seinen Bestimmungsort zu senden, um sich von seiner Gegenwart zu überzeugen.

Am 7. August bestieg Napoleon das Linienschiff „Northumberland", welches ihn nach St. Helena bringen sollte. Er hatte sich Bertrand, Las Cases und Montholon als Begleiter erwählt, doch setzte es auch noch General Gourgaud durch, mitreisen zu dürfen. Sie nahmen ihre Familien mit. Außerdem begleitete der Schiffsarzt O'Meara vom „Bellerophon" den Kaiser. Der Abschied von Savary, dessen Begleitung die brittische Regierung ausdrücklich verweigert hatte, und den anderen Personen der Suite wird als ein tiefbewegter geschildert. „Sie sehen, Mylord," sagte Las Cases zu dem brittischen Admiral, „hier weinen die Zurückbleibenden". Drei Tage später, am 10. August, hatte der „Northumberland" mit den zwei Fregatten, welche die Bedeckung trugen, den Kanal La Manche verlassen, und die Küste Europas verschwand vor den Blicken des Verstoßenen.

Am 15. Oktober kam die düstere Felseninsel mit ihren nahezu senkrecht gegen das Meer abfallenden Wänden in Sicht. In dem einzigen Hafen derselben, Jamestown, legte sich der „Northumberland" vor Anker. Das für Napoleon bestimmte Landhaus zu Longwood, auf einer Hochebene mit etwas kühlerer Temperatur, war noch nicht in Stand gesetzt, und er bezog unterdes eine Wohnung in der nahen „Briars" benannten Villa des Kaufmanns Balcombe, wo er mit den Hausleuten aufs freundlichste verkehrte, mit den Kindern spielte und sich manchen Scherz gefallen ließ. Erst im Dezember übersiedelte er nach Longwood. Dort ward in einiger Entfernung ein Kordon gezogen, innerhalb dessen er völlig frei sich bewegen konnte; verließ er

denselben, so hatte ihn ein englischer Offizier zu begleiten. Doch war ihm dies nicht gestattet, wenn Schiffe in Sicht kamen; dann durfte auch weder er noch irgend jemand seines Gefolges mit den Einwohnern verkehren. Alle Briefe, die nach Longwood adressiert waren oder dort geschrieben wurden, unterlagen der Durchsicht durch den Gouverneur. Ein solcher war 1815 noch nicht ernannt, und der in diesen Gewässern stationierte Admiral Cockburn vertrat einstweilen dessen Stelle. Als Napoleon im November desselben einen Protest gegen die erwähnten Vorsichtsmaßregeln von dem „Oberststallmeister“ Bertrand überreichen ließ und ihn zurückerhielt, weil darin von einem „Kaiser“ Napoleon die Rede sei und der Admiral nur einen „General“ Bonaparte kenne, begann zwischen der Gefangenenkolonie und der Behörde ein kleiner Krieg, der nur noch erbitterter geführt wurde, nachdem der neue Gouverneur Hudson Lowe angekommen war und sein Amt mit mehr Pedanterie, als nötig war, zu versehen begann. Auch er ließ den Kaisertitel nicht gelten, was im Grunde nicht unrichtig war, da England Napoleons Imperatorwürde niemals während seiner Regierung und nur vorübergehend auf Elba anerkannt hatte, nach dem Bruche des betreffenden Vertrages aber keineswegs mehr dazu verpflichtet war.*) Lowe hatte einmal Capri gegen die Franzosen verteidigt und war in den Befreiungskriegen dem Hauptquartier Blüchers zugeteilt gewesen. Dort mag er allerdings wenig schmeichelhafte Urteile über den vernommen haben, der jetzt seiner Obhut anvertraut

*) Die Frage kam einmal, Ende 1816, zwischen Napoleon und Admiral Malcolm, der Cockburn ersetzte, zur Sprache. Als dieser ihm vorstellte, daß man ihn doch nicht mehr als Souverän behandeln könne, antwortete er „Und warum nicht? Man soll mir diese Ehren zu meinem Vergnügen in solcher Lage lassen. Was kann das auf dieser Klippe schaden?“ Auf die Frage aber: ob man ihn demnach als Kaiser bezeichnen solle? mußte er mit Nein antworten, da er abgedankt habe; doch General sei er schon seit Ägypten nicht mehr. Er schlug schlechtweg „Napoleon“ vor, und dazu verstand sich schließlich auch der Gouverneur.

war. Übrigens that er als Gouverneur seine Pflicht, wenn auch verdrossen und verschlossen, wortkarg und seltsam, immer um seine Autorität besorgt, aber ohne die Gehässigkeit, die man ihm in Longwood zuschrieb.

Hier hatte man sich in dem ebenerdigen Hause, einem ehemaligen Meierhofe, schlecht und recht untergebracht. Darin fand sich für Napoleon ein wenig freundliches Schlafzimmer mit einem Baderaum, ein Salon mit einem Billard, worauf er gerne spielte, ein Speisezimmer und ein Gemach, das man, wie in vergangenen Zeiten, das „topographische Kabinett“ nannte. Im selben Gebäude wohnten noch die beiden Las Cases, Vater und Sohn, das Ehepaar Montholon und General Gourgaud; Bertrand mit seiner Familie hatte ein zweites, etwas entferntes Haus bezogen. So weit die Kräfte reichten, wurde der Schein des Hoflebens aufrecht erhalten: die Damen erschienen in großer Toilette bei Tafel, der Kaiser trug das Großkreuz der Ehrenlegion. Seine Zeit teilte er zwischen Arbeiten an seinen Memoiren, die er meist Las Cases, Gourgaud oder Montholon, oft viele Stunden lang ohne zu ermüden, diktierte, Billard- oder Schachspiel, der Lektüre der englischen Zeitungen, die er jetzt erst selbst lesen lernte, und neuer Bücher, die ihm zugeschickt wurden. Des Abends las er wohl auch selbst aus Voltaire oder Corneille, aus der Odyssee oder der Bibel vor, und war dann nicht eben erbaut, wenn eine oder die andere der zuhörenden Frauen ganz respektswidrig einschlief. Nicht wenig Zeit nahm auch die Fehde mit Lowe in Anspruch. Diesem gegenüber geriet Napoleon mitunter in höchst ungerechten Zorn. Einmal drohte er ihm, dem Ersten, der ohne seine Zustimmung über seine Schwelle treten würde, eine Kugel vor den Kopf zu schießen; ein andermal nannte er ihn seinen Henker, sodaß der Gouverneur gar nicht mehr erschien, sondern sich nur täglich durch den diensthuenden englischen Offizier über die Anwesenheit Napoleons rapportieren ließ.

Napoleon verfolgte überhaupt ein ganz bestimmtes System,

welchem die Hoffnung auf seine Erlösung zu grunde lag. Er wollte nicht fliehen und auch nicht gewaltsam befreit werden. Die Gelegenheit hierzu ward ihm wiederholt in Aussicht gestellt; namentlich glaubten einige nach Amerika entkommene Getreue, die sich am Aufstande Brasiliens gegen Portugal beteiligten, von dorther einen Überfall auf St. Helena wagen zu können, wovon sie den Gefangenen durch chiffrierte Inserate im englischen Journal „Anti-Gallican“ unterrichteten. Das lag aber keineswegs im Sinne Napoleons. Dafür war er zu sehr um seine persönliche Sicherheit besorgt. „Nicht sechs Monate,“ sagte er zu Montholon, „könnte ich in Amerika sein, ohne von den Mördern überfallen zu werden, welche die im Gefolge des Grafen von Artois nach Frankreich zurückgekehrten royalistischen Komitees gegen mich gedungen haben. In Amerika sehe ich nichts als Mord und Vergessenheit, ich bleibe also lieber auf St. Helena.“ „Mord und Vergessenheit“; er fürchtete das Eine wie das Andre. Aber damit war keinerlei Resignation ausgesprochen, nein, er erwartete vielmehr zuversichtlich seine Befreiung von einem Siege der brittischen Opposition oder der Vertreibung der Bourbons aus Frankreich. Als Lowe bald nach seiner Ankunft sich anheischig machte, ein neues bequemeres Haus für ihn erbauen und binnen zwei Jahren herstellen zu lassen, erwiderte er: „Ach, in zwei Jahren giebt es einen Ministerwechsel in England oder eine neue Regierung in Frankreich, und ich bin nicht mehr hier.“*) Dieser Überzeugung entsprach völlig seine zwiefache Absicht: einerseits für sich Stimmung unter den Engländern zu machen, und andrerseits das verlorene Zutrauen der Franzosen wiederzugewinnen.

Das Erstere meinte er zu erreichen, wenn es ihm gelang, den Beamten des Toryministeriums zu diskreditieren und sich

---

*) Lowe gab dem französischen Kommissär Montchenu sein Ehrenwort, daß Napoleon, der später diese Worte ableugnete, sie gesprochen habe. Der Neubau wurde dann doch begonnen und 1820 fertiggestellt.

als das Opfer unerhörter Willkür hinzustellen. Darum wurde jede der behördlichen Verordnungen in ihrer Tendenz verdächtigt und in ihrer Wirkung übertrieben. Die Anordnung, daß dem Gefangenen weitere Spazierritte nur in Begleitung eines englischen Offiziers gestattet waren, ward mit dem Entschluß erwidert, völlig darauf zu verzichten und die für seine Gesundheit nachteiligen Folgen davon auf das Kerbholz des Gouverneurs zu setzen, der ihn der freien Bewegung beraube, und der Regierung, die ihn in einem so verderblichen Klima zugrunde gehen lasse. Als Lowe einmal die Verpflegungsfrage — vielleicht nicht allzu sanft — berührte, ließ Napoleon einen Teil seines Silbergeschirres zerschlagen, um durch dessen Verkauf in den Besitz von eigenen Geldmitteln zu gelangen, hauptsächlich aber um zu zeigen, zu welchen Opfern der Geiz dieses Regimes ihn treibe. All das mußte dann rasch und weithin bekannt werden. Das geschah in der Weise, daß er „Briefe vom Kap der guten Hoffnung" entweder selbst diktierte oder durch Las Cases abfassen ließ, welche all die Sünden Lowe's und die Leiden seiner Schutzbefohlenen in einem langen Register darstellten. Dieselben gelangten dann heimlich nach London und erschienen dort im Jahre 1817 in Übersetzung als das vorgebliche Produkt eines Engländers.*) Da wurde zunächst das Klima als verderblich, die Temperatur als heiß und kalt in jähem Wechsel geschildert, obgleich Napoleon selbst einmal zu seiner Umgebung im Ver-

*) Die „Letters from the Cap of Good Hope in reply to M. Warden, Lettres written from Saint-Helena" (London, Picadilly, 1817) sind in Rückübersetzung als „Lettres du Cap de Bonne Espérance" in die Sammlung der Werke Napoleon aufgenommen worden, welche den Abschluß seiner offiziell edierten Korrespondenz bildet (Band XXXI) Sie wenden sich an eine Lady C. und knüpfen an ein 1817 erschienenes Buch des Schiffsarztes Warden vom „Northumberland" an. Mit Lady C. ist offenbar jene Lady Clavering, eine Französin, gemeint, an welche Las Cases einen auf der Insel aufgelesenen Diener heimlich absenden wollte, der aber die Sache verriet und Las Cases' Arretierung und Trennung von Napoleon herbeiführte. (Schlitter, Stürmers Berichte, S. 49.)

trauen geäußert hatte, wenn man schon im Exil leben müsse, sei St. Helena am Ende noch der beste Ort, die Witterung zwar einförmig und nicht gesund, aber die Temperatur doch mild und angenehm.*) Und was das Klima — hieß es in den Kapbriefen — noch verderblicher in seinen Wirkungen mache, das sei die Beschränkung der freien Bewegung und des Verkehrs, die der neue Gouverneur dem Gefangenen auferlege, der doch gar kein Gefangener sei, da er sich freiwillig unter Englands Schutz begeben habe, wo es doch in seiner Macht gestanden hätte, sich an die Spitze der Armee zu stellen und den Krieg weiterzuführen. „Es waren irrige Vorstellungen, die Napoleon sich von dem Einfluß eines freien, großen und hochherzigen Volkes auf dessen eigene Regierung gemacht hatte, welche ihn dazu verleiteten, den Schutz der englischen Gesetze dem eines Schwiegervaters oder eines alten Freundes (Alexander I.) vorzuziehen." Das war an dieselbe Adresse gerichtet, an die sich auch die Schlußphrase wendete, in der man den Stil Bonapartes kaum verkennen wird: „Das Schauspiel der Verfolgung und der Ungerechtigkeit hat mich stets empört. Urteilen Sie, was ich empfand, als ich in so feiger Weise einen Mann quälen sah, der in sechzig Schlachten Sieger und einst der Gebieter so vieler Nationen und Könige gewesen war. Da sagte ich bei mir selbst: „Ich achte Dich noch höher mit Deiner Dornenkrone, welche fremde Gewalt auf Deine Stirn gedrückt, als mit den vielen Diademen, die sie ehedem geschmückt."

Aber dieser Appell wird vergeblich sein. Denn schon im März 1817, als Lord Holland von der Opposition die Klagen Napoleons, wie sie durch Montholon in einer Beschwerdeschrift zusammengefaßt worden waren, vor das Oberhaus brachte, ergriff dieses die Partei des Ministeriums, und selbst hervorragende Parteigenossen Hollands stimmten gegen dessen Antrag, dem Parlamente die Korrespondenz mit Lowe zur Beurteilung vor-

---

*) Las Cases, Memorial, 1. Februar 1816.

zulegen. Damit war die Sache Napoleons in England fürs erste abgethan, und die „Briefe vom Kap“ blieben wirkungslos. Denn wenn auch die Whigs für ihn geltend machten, daß nur er an der Spitze Frankreichs imstande wäre, Rußland, dem aufstrebenden Rivalen Brittanniens, auf dem Kontinente die Wage zu halten, so war man jetzt jeder Feindseligkeit so sehr überdrüssig, daß man diesen Grund für eine Befreiung des Gefangenen nicht gelten ließ.*) Vielmehr verband sich das Kabinett Liverpool-Castlereagh mit den Festlandstaaten auf dem Kongreß von Aachen zu einer Übereinkunft „inbetreff der in England entstandenen und in einigen andern Teilen Europas wiederholten Gerüchte von der Behandlung, die man jenem Manne angedeihen ließ, dessen düstere Berühmtheit noch nicht aufgehört hat, die Welt aufzuregen“, und die Vertreter Rußlands, Österreichs, Preußens und Englands erklärten in einem Protokoll vom 31. November 1818: „daß die (verschärften) Instruktionen der brittischen Regierung für Hudson Lowe die einmütige Zustimmung der Signatarmächte gefunden haben“, und „daß aller Briefwechsel mit dem Gefangenen, jede Geldsendung oder sonstige Mitteilung, die nicht der Aufsicht des Gouverneurs unterworfen werde, als ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit angesehen und bestraft werden müßte“.

So machte der Kontinent Hand in Hand mit England, Rußland an der Seite der Britten, Napoleons Hoffnung auf eine Wendung der Dinge zu seinen Gunsten zunichte. Er selbst

---

*) S. Schlitter, K. Franz I. und die Napoleoniden, S. 32. Es liegt eine auffallende Übereinstimmung darin, daß auch Napoleon in seinen Gesprächen mit Engländern, die ihn auf St. Helena mit Pässen des Gouverneurs besuchten und die er sämtlich in der gewinnendsten Weise empfing, dieses Moment zur Sprache brachte. „Rußland“, sagte er z. B. im Sommer 1817 zu Lord Amherst, „ist die Macht, die jetzt am meisten zu fürchten ist. Frankreich und England sind die einzigen Staaten, in deren Interesse es liegt, sich ihren Plänen zu widersetzen.“ (W. Scott, Napoleon, 9. Bd. Anhang IX.)

hatte bisher nur Nachteile gehabt. Denn durch den heimlichen Verkehr mit Europa und Amerika, der Lowe nicht verborgen blieb, ward dieser zur Verdoppelung seiner Vorsichtsmaßregeln veranlaßt, und wie er sich genötigt sah, schon im November 1816 Las Cases zu verhaften und von der Insel abzuschaffen, so war er anderthalb Jahre später O'Meara gegenüber zu dem gleichen Verfahren bemüßigt. Vielleicht hatten es beide auf ihre Entfernung angelegt, um als Apostel für die Sache des Verbannten zu wirken.*) In seinem kleinen Kriege mit dem Gouverneur hatte sich Napoleon selbst Beschränkungen auferlegt, die ihm geradezu schädlich wurden. So namentlich der Mangel an jeglicher Bewegung. Er wurde ernstlich krank. Die Symptome seines vom Vater ererbten Leidens, des Magenkrebses, äußerten sich in immer häufigeren stichartigen Schmerzen und Übelkeiten. Er selbst ist sich darüber nicht unklar, vollends wenn er später hört, daß auch seine älteste Schwester an derselben Krankheit verschieden sei. Da er nun die ihm von dem Gouverneur zugewiesenen Arzte verschmähte, ward durch Fesch ein Italiener namens Antommarchi, ein junger Chirurg von korsischer Herkunft, nach St. Helena gesandt, der dort im September 1819 anlangte. Von ihm ließ sich Napoleon zu einer Änderung seiner Lebensweise bewegen, baute einen Garten an, in welchem er täglich arbeitete, machte Ausflüge zu Pferde und schloß somit eine Art Waffenruhe mit dem Gouverneur, der auch seinerseits entgegenkam, indem er das seinem Gefangenen zugewiesene und ohne Wache zugängliche Gebiet auf den Umfang von dreizehn englischen Meilen erweiterte. Was hätte nun auch noch die Fehde genützt? Die öffentliche Meinung Englands ließ sich ja doch nicht gewinnen, Napoleons Zustand aber war inzwischen unheilbar geworden und verschlechterte sich trotz des veränderten Körperregimes von Tag zu Tage.

---

*) Auch Gourgaud verließ ihn, angeblich wegen eines Zwistes mit Montholon. (Schlitter, Stürmers Berichte, S. 122, 127.)

In der Sylvesternacht des Jahres 1820 erzählte er zum letzten Mal in vertraulicher Weise aus vergangenen Zeiten Dann nahm seine Krankheit einen raschen Verlauf. Der stets unruhige, stets arbeitsame Mann wurde matt und müde, lag auf seiner Bergère und fand keinen Geschmack mehr an irgend welcher Beschäftigung, zu der er sich gleichwohl noch zwang, indem er ab und zu diktierte und seine Papiere ordnete. Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, in's Freie zu gehen. Er magerte zusehends ab, da er keine Nahrung mehr vertragen konnte. Sein Puls, der gewöhnlich nie mehr als 60 bis 65 Schläge gezählt hatte, wurde nun fieberhaft. Antommarchi, der das Leiden unrichtig beurteilte, genügte ihm nicht, er erbat sich einen älteren und erfahrenen Arzt der Pariser Klinik. Bevor aber sein Wunsch den Kontinent erreichen konnte, sollte er zu leben aufgehört haben. Am 15. April, nachdem endlich ein englischer Feldscheer wenigstens die Gefährlichkeit des Zustandes erkannt hatte, diktierte er Montholon sein Testament, in welchem er die sechs Millionen Franken, die vor seiner Abreise von Malmaison bei dem Pariser Banquier Laffitte hinterlegt worden waren, und andere Reliquien unter seine getreuesten Anhänger verteilte. Kurz darauf wurden die Brechanfälle so häufig, daß man bei dem jähen Schwinden der Kräfte den Tod in drohendster Nähe vermuten mußte. Am dritten Mai verwirrte sich sein bis dahin klares Bewußtsein; in der zweitnächsten Nacht begann der Todeskampf; am Abend darauf, am 5. Mai 1821, zehn Minuten vor sechs Uhr, starb er. Nach der von ihm befohlenen Sektion ward der Leichnam einbalsamiert und mit der Uniform bekleidet, die der Kaiser ehedem zu tragen pflegte; in der Nähe von Longwood wurde er bestattet. Die Kanonen von St. Helena grüßten den toten Feind, und Brittanniens Offiziere standen in bewegter Ehrfurcht um sein frisches Grab.

Der Geschichtschreiber Napoleons I. darf hier, nachdem die geistdurchglühten Augen des außerordentlichen Mannes sich für immer geschlossen, die Feder noch nicht fortlegen. Er hat noch mit einem reichen Nachlaß abzurechnen, der sich seiner Beurteilung umsoweniger entzieht, als er geradezu eine Berufung an das Gedächtnis kommender Geschlechter bildet. Denn nur der Kampf mit dem Tode hat in dem Verstorbenen den um seine Geltung abgelöst, und vielleicht nirgends hat er diesen mit mehr Eifer und Unermüdlichkeit geführt, als auf dem Felseneiland im atlantischen Ozean. Wir wissen bereits, wie emsig er sorgte, einen Umschwung in England zu seinen Gunsten hervorrufen zu helfen; die „Briefe vom Kap“ sind in diesem Sinne abgefaßt, und jedes Gespräch mit englischen Besuchern war darauf angelegt. Aber wir wissen auch, daß er noch ein zweites Ziel verfolgte: in Frankreich, und hier vor allem, sollte man den Glauben an ihn wiedergefunden haben, wenn einmal das französische Volk das Joch der Bourbons abwarf. Und in dieser Absicht ist er rastlos thätig, seitdem er den Fuß auf den „Northumberland“ gesetzt hat. Die Schriften, die er schon auf dem Schiffe und später in Briars und Longwood, oft in eiligster Hast, als gäb' es etwas zu versäumen, diktierte, die Unterredungen mit den Getreuen, die seinen Worten möglichste Verbreitung zu verschaffen hatten, sie dienten nur diesem einen Zwecke. Vor allem mußte sein Ansehen als Kriegsmann untadelhaft wieder zu Ehren kommen. Deshalb wurde an dem Flecken von Waterloo geschabt und gescheuert, bis in der That nicht mehr Napoleon es war, der die Schlacht verlor, sondern Grouchy, der, obwohl auf die Straße gen Wavre (!) den Preußen nachgeschickt, durch schlechte Operationen den ganzen Erfolg von Ligny illusorisch machte. Und daß dieser Erfolg nicht noch entscheidender gewesen war, daß Blücher zwei Tage später wieder fechten konnte, das hatte auch keineswegs Napoleon, das hatte einzig Ney verschuldet, der am 16. trotz aller Weisung nicht eilig genug herankam. Was Wunder, wenn unter solchen Um-

ständen die genialen Entwürfe des Kaisers scheiterten?*) So diktierte Napoleon, und so schrieben es seine Offiziere nieder. Das war der Lohn der Tapfern: Grouchys, der sich in Amerika den Kopf zerbrach, wie er seinen Herrn aus der Gefangenschaft befreien könne, und Neys, der, kaum daß seinen Leichnam die Erde deckte, von demjenigen auch schon verleumdet ward, für den er den Tod erlitten. Das Manuskript des „Feldzugs von 1815" gelangte ebenso heimlich wie die „Briefe vom Kap" nach Europa und erschien dort im Jahre 1818 im Druck. Als Autor war Gourgaud genannt, doch verriet jede Zeile den wahren Verfasser. Nun, das Werk erfüllte seinen Zweck, und so vollständig, daß noch mehrere Jahrzehnte später Historiker von Ansehen den Vorspiegelungen des Gefangenen von St. Helena sich blindlings überließen. Aber auch seine andern Mißerfolge im Felde mußten vertuscht werden. In Rußland, gegen das der Krieg „aus einem Mißverständnis" entsprang, erzählte er O'Meara, sei die zu frühe Kälte schuld an dem Unglück der Armee gewesen. Er habe eine Berechnung des Wetters auf fünfzig Jahre nach rückwärts gemacht und gefunden, daß die strengste Kälte nie vor dem 20. Dezember, also zwanzig Tage später begonnen habe als 1812. Bei 18° Réaumur seien in einer Nacht 30000 Pferde umgekommen. Man habe die Artillerie, den Schießbedarf und die Lebensmittel nicht mehr befördern, den Feind nicht re-

*) Man vergleiche z. B. mit den heute erwiesenen Thatsachen, wie sie im vorigen Kapitel in Kürze dargelegt wurden, folgende Stelle in Napoleons „Campagne de 1815": „Der Marschall Grouchy ging mit der Kavallerie von Excelmans und Pajol, dem dritten und vierten Infanteriekorps und der Division Teste vom sechsten ab. Es war ihm empfohlen, der preußischen Armee auf den Fersen zu bleiben und sie am Sammeln zu verhindern, und er erhielt den bestimmten Auftrag, sich immer nur zwischen der Chaussee Charleroi-Brüssel und dem Marschall Blücher zu halten, um fortwährend in Fühlungmit der Armee und in der Lage zu sein, sich mit derselben zu vereinigen. Es war wahrscheinlich, daß sich der Marschall Blücher auf Wavre zurückziehen werde; er mußte zur selben Zeit dort sein." Kann man wohl dreister die Wahrheit verkehren?!

kognoszieren können, worauf die Truppen in Unordnung geraten seien. Die Schlacht an der Moskwa habe er mit 90 000 Mann gegen 250 000 Russen gewonnen, in der brennenden Metropole sich mitten in die Flammen gewagt, sich Haar und Brauen und die Kleider versengt u. s. w. All das ward gläubig angehört und aufgeschrieben, um bald nachher als historische Wahrheit in die Welt zu gehen.

Nebenher diktierte Napoleon noch unterschiedliches Andere: die Erzählung von den Anfängen seiner militärischen Karriere, seinen Anteil an der Belagerung Toulons, an den italienischen Kriegen, sein Unternehmen in Ägypten, den Feldzug von 1800, kurz all seine Leistungen im Dienste der Revolution. Aber auch nur diese. Warum? Warum nicht auch seine Großthaten bei Austerlitz und Jena, bei Friedland und in Bayern? Schnitt etwa der Tod den Faden der Erzählung durch? Nein, denn wir erfahren, daß er im letzten Jahre kriegsgeschichtliche Werke zur Beurteilung der Thaten Cäsars, Turenne's, Friedrichs des Großen verfaßt hat, die uns gleichfalls überliefert sind. Was konnte ihn wohl abgehalten haben, nicht noch mehr und Größeres von sich selbst zu berichten? Ein einfaches Raisonnement, welches ihn schon bei seinem Entweichen von Elba geleitet hat: die Bourbons mußten durch die Revolution gestürzt werden; nun, er war der Mann der Revolution gewesen, seht, wie er für sie gestritten hat, man kann keinen bessren finden. Darum aber auch kein Wort von der Zeit, in der er als Selbstherrscher Frankreich regierte, und auch nichts von den Eroberungskriegen, die seine Universalherrschaft begründen sollten und Europa gegen ihn aufbrachten: alles nur Freiheit und Weltfriede! das war die Tendenz. Allerdings konnte es passieren, daß sich in die Berichte Montholons ein Gespräch Napoleons mit einem englischen Offizier einschlich, wo er meinte, je weniger Freiheit die Monarchen zu geben wünschten, umsomehr müßten sie davon sprechen, denn die eiserne Rute, mit welcher man die Menschen regiere, müsse vergoldet sein. Aber derlei war selten. Im

Ganzen geht durch all diese Gespräche das eine Thema hindurch: die Bourbons wird man verjagen, denn sie repräsentieren nur ein Königtum des Adels und der Priester, nicht des Volks; dieses selbst dürfe die Herrschaft nicht an sich reißen, davor bewahrt Frankreich die Erinnerung an die Schreckenszeit des Konvents und an die Jämmerlichkeit des Direktoriums; den einzigen Ausweg biete also nur die volkstümliche Monarchie. „Bei einer monarchischen Verfassung", sagte Napoleon zu seiner Umgebung im Sommer 1816, „kann nur in der Herrschaft meiner Dynastie eine Bürgschaft für die wahren Interessen des Volkes liegen, weil sie die Schöpfung des Volkes ist". Als er so sprach, war er noch voll Hoffnung für sich selbst. Fünf Jahre später, zwei Wochen vor seinem Tode, äußerte er sich ähnlich, doch jetzt nur noch im Interesse seines Sohnes. „Die Bourbons", meinte er, „werden sich nicht halten. Wenn ich tot bin, wird überall, selbst in England, eine Reaktion zu meinen Gunsten stattfinden. Mein Sohn wird nach bürgerlichen Unruhen auf den Thron gelangen. Man verrichtet nur Großes in Frankreich, wenn man sich auf die Massen stützt. Mein Sohn muß ein Mann der neuen Ideen und der Sache sein, die ich überall habe obsiegen machen; er muß überall die neuen Ideen ausführen, welche die Spuren des Feudalwesens vertilgen, die Würde des Menschen sichern und die Keime der Glückseligkeit entwickeln, die seit Jahrhunderten schlummern; er muß der Allgemeinheit zu teil werden lassen, was bis jetzt das privilegierte Besitztum von Wenigen gewesen ist; er muß Europa in unauflösbare Föderativbande vereinigen und in allen bis jetzt noch unzivilisierten Teilen der Welt die Wohlthaten des Christentums und der Zivilisation verbreiten. Das muß das Ziel aller Gedanken meines Sohnes sein, das ist die Sache, für die ich als Märtyrer sterbe. An dem Hasse, mit dem mich die Oligarchen verfolgen, möge er die Heiligkeit meiner Sache ermessen."

Und wie seine Werke, Diktate und Aussprüche sein Bild

aus der rauhen Wirklichkeit der Thatsachen in eine ideale Sphäre erheben sollten, so suchte er dies auch mit seinem letzten Willen zu erreichen, immer im Hinblick auf die Zukunft seiner Dynastie in Frankreich und mit der gleichen Geringschätzung der Wahrheit. „Ich wünsche," heißt es da, „daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr geliebt." Dann: „Ich empfehle meinem Sohne, nie zu vergessen, daß er ein geborener französischer Prinz ist, und sich niemals zum Werkzeug in den Händen der drei Herrscher gebrauchen zu lassen, welche die Völker Europas bedrücken. Er darf Frankreich niemals bekämpfen, ihm auf keine Weise schaden, er muß meinen Wahlspruch annehmen: „Alles für das französische Volk." Ja, um in Frankreich gar keines der dem Volke heiligen Gefühle zu verletzen, hat er, der Ungläubige, Priester nach St. Helena kommen, an seinem Sarge beten lassen und in sein Testament geschrieben: „Ich sterbe in der apostolischen und römischen Religion, in deren Schoße ich vor länger als fünfzig Jahren geboren wurde."*) Sollte es aber Franzosen

*) Wenn von Napoleon erzählt wird, er habe in der Nacht des 21. April das h. Abendmahl empfangen, oder, wie gar Beauterne in seinem Buche „Sentiments réligieux de Napoléon" wissen will, vorher gebeichtet, so ist dafür kein authentisches Zeugnis vorhanden. Allerdings verlangte er am 21. um 1 Uhr morgens den Abbé Vignali, was die beiden einzigen Quellenschriften über die letzten Tage, Montholons und Antommarchis Tagebücher, übereinstimmend verzeichnen. Aber der Arzt blieb bei der Unterredung mit dem Priester zugegen, in welcher Napoleon nur sagte, er wolle die Pflichten erfüllen, welche die katholische Religion vorschreibe, und ihre Tröstungen empfangen, und dann Auftrag erteilte, täglich im Nebenzimmer die Messe zu lesen, was bisher nur an Sonntagen geschehen war, das Allerheiligste auszusetzen, nach seinem Tode die Messe zu Häupten seiner Leiche zu celebrieren und alle sonst üblichen Ceremonieen auszuführen. Am 3. Mai, da sich seine Sinne verwirrten, erteilte ihm Vignali, als er allein bei ihm blieb, die letzte Ölung, was er dann den im Nebenzimmer Weilenden mitteilte. Das ist alles, was sich mit etwas Bestimmtheit anführen läßt, wenn man nicht eine Äußerung Napoleons zu Antommarchi als Gewähr dafür citieren will, daß er von seinen früheren skeptischen Anschauungen

geben, die mit den Grundsätzen eines religiösen Gemütes die Hinrichtung des Herzogs von Enghien nicht vereinbar hielten, so sollten sie jetzt gleichfalls aus dem Testamente von St. Helena erfahren, „daß dieselbe notwendig war für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes zu einer Zeit, als der Graf von Artois nach seinem eigenen Geständnis sechzig Meuchelmörder in Paris besoldete", derselbe Graf von Artois, der nächstens als Karl X. König von Frankreich werden wird.

Dies war die geistige Hinterlassenschaft des Kaisers, dessen Ehrgeiz selbst am Rande des Grabes noch zu unerlaubten Mitteln griff, um sich zu genügen. Und mit reichem Erfolg. Als das Regiment Ludwig XVIII. zu Ende ging und das seines Bruders begann, dessen sich jeder tüchtige Franzose schämte, und als dann eine neue Revolution nur zu erreichen wußte, daß eine Politik selbstsüchtigen Krämergeistes die der Unvernunft ablöste: da sproßte die Saat von St. Helena auf dem von Haß und Unzufriedenheit durchpflügten Boden Frankreichs jäh empor. Die besten Dichter der Nation brachten die junge Legende in Verse, und so mächtig waren die Gemüter von der Erinnerung an die ruhmvolle Zeit eines größeren Herrschers erfüllt, daß auch der ernste Beruf des Historikers der Strömung unterlag. War es nicht, als ob man sich nach Napoleons eigener Vorschrift gehalten hätte, um seine Geschichte zu schreiben? „Ein französischer Historiker, der das Empire schildern will," hatte er im Jahre 1816 einmal gesagt, und seine Worte zogen durch die Welt, „wird, wenn er sonst Mut besitzt, mir mein gut Teil Geltung zugestehen müssen. Ich habe den Krater der Anarchie geschlossen und das Chaos entwirrt. Ich habe die Revolution von ihrem Schmutze gereinigt, die Völker veredelt, die Könige befestigt. Ich habe einen allgemeinen Wetteifer angeregt, jedes Verdienst belohnt, die

zurückgekommen war. „Nicht jeder", soll er, den Zweifler zurechtweisend, gesagt haben, „ist Atheist, der es sein will"; Worte, die übrigens nur Montholon und nicht der Angeredete überliefert hat.

Grenzen des Ruhmes weit hinaus erstreckt. Das ist wohl etwas. Und weswegen könnte man mich angreifen, wo ein Geschichtschreiber mich nicht zu verteidigen vermöchte? Etwa wegen meiner Absichten? Da weiß er genug, um mich loszusprechen. Oder wegen meines Despotismus? Da wird er zeigen, daß die Diktatur notwendig war. Wird man sagen, ich hätte die Freiheit verhindert, so wird er beweisen, daß Zügellosigkeit, Anarchie und Unordnung noch vor der Thüre standen. Wird man mich anklagen, ich hätte zu sehr den Krieg geliebt, so wird er darlegen, daß nur immer ich der Angegriffene war. Wird man mich beschuldigen, daß ich die Weltherrschaft für mich gewollt, so wird er sie als das Werk der Umstände darthun und wie es meine Feinde selbst waren, die mich Schritt für Schritt dahin gebracht. Oder endlich, soll mein Ehrgeiz der Schuldige sein? Nun, er wird davon ohne Zweifel viel in mir finden, aber vom höchsten und erhabensten der je gewesen, vom Ehrgeize zu begründen und zu heiligen, kurz die Herrschaft der Vernunft und die freie Ausübung aller menschlichen Fähigkeit. Und da wird der Historiker nur bedauern müssen, daß ein solcher Ehrgeiz unerfüllt geblieben ist.“*)

Das war die Parole für die Geschichtschreiber, und so bestimmt klang das Kommando des unsterblichen Generals, daß man ihm noch dezennienlange nach seinem Tode gehorchte. Es kam die Zeit — es war im Jahre 1840 — wo seine Leiche im Triumph nach Paris gebracht und im Dome der Invaliden beigesetzt wurde, und wo ein Minister Louis Philipp's in der Kammer mit den Worten an ihn erinnerte: „Er war Kaiser und König, der legitime Souverän unseres Landes; als solcher könnte er in Saint-Denis ruhen. Aber ihm gebührt mehr als die gewöhnliche Grabstätte der Könige.“ Ja, es kam der Augenblick, wo die Legende von St. Helena selbst den Thron von Frankreich bestieg, und erst als die Herrschaft Na-

*) Las Cases, Memorial, 1. Mai 1816.

poleon III. nicht zu halten vermochte, was die sorgsam gehegte bonapartistische Tradition so freigebig versprochen, da gelangte endlich auch die Wissenschaft zu ihrem Recht.

Unter den Vorschriften des Gefangenen von Longwood für denjenigen, dem er den Weg zu bereiten meinte und dessen baldiges Ende er nicht ahnte, findet sich auch die folgende: „Möge mein Sohn oft die Geschichte studieren und darüber nachdenken, denn sie ist die einzig wahre Philosophie."

Aber gewiß nur dann, wenn sie selbst wahr ist.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Über die Verhandlungen mit dem Papste: Haussonville, L'église romaine et le premier Empire, vol. III. und IV. (grundlegend); dazu Majol de Lupé, Un pape prisonnier, im „Correspondant" von 1887, H. Chotard, Le Pape Pie VII. à Savone, 1887 (nach der Correspondenz des Präfekten Chabrol und den Memoiren Lebzelterns); De Pradt, Les quatre concordats; Metternich, Nachgelassene Papiere II. Über die Beziehungen zu Spanien: Die Memoiren Josephs und Miots v. Melito, die Depeschen Wellingtons (ed. Gurwood), Baumgarten, Geschichte Spaniens I. Thier's, Consulat et Empire, XII; Maxwell, Wellington; Pertz, die politische Bedeutung des Jahres 1810 (Abhandlung der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1861, wo die Verhandlungen mit Azanza aus Stein'schen Papieren mitgeteilt werden). Über das Verhältnis zu Holland: Jorissen, Napoléon I. et le roi de Hollande, 1868; F. Rocquain, Napoléon et le roi Louis, 1875, (Louis Bonaparte), Documents historiques et réflexions sur le gouvernement de la Hollande 1820, vol. III (deren Authentizität Napoleon in seinem Testament leugnete, die aber gleichwohl durch die Forschung völlig sichergestellt wurde). Du Casse, Les rois frères de Napoléon I. (Appendice). Über die deutschen Nordseestaaten: Häußer, Deutsche Geschichte, III., die Correspondance de Napoléon I., XXII. Bd., Havemann, Das Kurfürstentum Hannover unter zehnjähriger Fremdherrschaft 1803—1813, Mönckeberg, Hamburg unter dem Drucke der Franzosen 1806—1814, Wohlwill, Die Verbindung zwischen Elbe und Rhein durch Kanäle und Landstraßen nach den Projekten Napoleon I. (Mitteilungen des Vereins für Hamburger Geschichte 1884. 4. Heft.) (Meyer) Erinnerungen an Hannover und Hamburg a. d. J. 1803—1813. Zum Kontinentalsystem: Kisselbach, Geschichte der Kontinentalsperre 1849. Über die Beziehungen Napoleons zu Dänemark und Schweden: Garden, Histoire générale des Traités, vol. IX. Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe V., Thiers XII., Swederus, Schwedens Politik und Kriege, 1808—1814 (deutsch von Frisch, 1866), A. W. Schlegel, Über das Kontinentalsystem u. d. Einfluß desselben auf Schweden. 1813. Schinkel, Minnen ur Sveriges nyare historia, Upsala 1880, (enth. Briefe des

schwedischen Gesandten aus Paris i. J. 1810, leider in schwed. Übersetzung). Suremain, Memoiren (handschriftlich; Auszüge daraus i. d. Revue contemporaine 1868). Ahnfelt, La diplomatie russe à Stockholm en 1810 (Revue historique, 1888, XXXVII.). Betreffs Neapels: Helfert, Königin Karoline v. Neapel u. Sicilien, 1878 (wo auch die frühere Litteratur angeführt ist); Derselbe, M. Karolina v. Österreich; Anklagen und Verteidigung. 1884; O. Browning, Caroline of Neapel in der English historical review 1887 Nr. 6 (auf Grund der Depeschen Bentincks). Über die Verwicklung mit Rußland: die Correspondance de Napoléon I., die Memoiren Ségurs IV., Villemains I., Czartoryski's. Ferner: Bernhardi, Geschichte Rußlands II., Lefebvre V., Thiers XIII., Ranke, Hardenberg und Preußen (SS. Werke, 48), Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814, Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, Bd. III und VII. Bogdanowitsch, Gesch. des Feldzugs i. J. 1812 (deutsch v. Baumgarten) I. Bd. Im Sbornik d. russ. histor. Gesellschaft Bd. XI sind die Berichte Kurakins und Tschernyschews mitgeteilt. Harnack, Z. Gesch. u. Vorgesch. d. Krieges von 1812 (Historische Zeitschrift 1889, LXII). Diplomatische Geschichte d. Krieges von 1812 (in Streffleurs öst. mil. Zeitschrift, 1888; ohne jeden wissenschaftlichen Wert). Über die innern Verhältnisse Frankreichs vor dem nordischen Kriege: Thiers, XIII, Lanfrey-Kalckstein, Gesch. Napoleons I., VI. Bd. Forneron, Les émigrés et la société française sous Napoléon I. (im „Correspondant" vom 10. Nov. 1887), Welschinger, La censure sous le premier Empire, Derselbe, La direction générale de l'imprimerie et de la librairie (in d. Zeitschrift „Le Livre" 1887 u. 1890), Véron, Mémoires d'un bourgeois de Paris, I., die Correspondance de Napoléon I., Fievée, Correspondance et relations avec Bonaparte, III. (1809 bis März 1813). Mollien, Souvenirs d'un ministre du trésor. Über das Verhältnis zu den Rheinbundstaaten: Perthes, Polit. Zustände u. Personen in Deutschland zur Zeit d. französ. Herrschaft, Bd. II, Winkopp, der Rheinische Bund, Jahrg. 1810—1812; Mémoires et correspondance du Roi Jérôme, Du Casse, Les rois frères de Napoléon, Goecke, Das Königreich Westfalen, Derselbe, Das Großherzogtum Berg, Beaulieu-Marconnay, K. v. Dalberg u. s. Z., Bernays, Schicksale des Großherzogtums Frankfurt, 1882, Schloßberger, Polit. und militär. Korrespondenz Friedr. v. Würtemberg mit K. Napoleon I. (1805—1813.) 1889, Derselbe, Briefwechsel der Königin Katharina von Westfalen, 1887, Montgelas, Denkwürdigkeiten, „La Baviere en 1812 et 1813" (Revue contemporaine, 1869). Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, 1875. Über die Allianzen mit Preußen und Österreich: Ranke, Hardenberg (SS. WW. 48), Duncker, Preußen während der französ. Okkupation

(a. d. Zeit Friedr. d. Großen u. Friedr. Wilh. III.); Lehmann, Scharnhorst II; Delbrück, Gneisenau I. A. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke z. Gesch. d. preuß. Reformzeit (1807—1813); Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VII, Bignon, Histoire de France X. Metternich, Nachgelassene Papiere II, (Binder von Kriegelstein), Précis des transactions du Cabinet de Vienne de 1809 à 1816 (Steiermärk. Geschichtsblätter, 1884), Martens, a. a. O. III, Ernouf, Maret, Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege II, Fournier, Stein u. Gruner. Zur Vorgeschichte der Befreiungskriege (Deutsche Rundschau, 1887).

Zum zweiten Kapitel. Die Litteratur über den russischen Feldzug ist unübersehbar. Hier nur das Wesentlichste. Außer dem 24. Bande der Correspondance de Napoléon kommen die Memoiren seiner Generale, die Aufzeichnungen der feindlichen Heerführer, Mitteilungen deutscher und französischer Offiziere, dann die amtlichen russischen Quellen in Betracht, welche neueren kriegsgeschichtlichen Werken zugrunde gelegen haben. Von dem französischen Material mag viel auf dem Rückzuge verloren gegangen sein. I. Denkwürdigkeiten und Dokumente: a) französischerseits: Du Casse, Mémoires du Prince Eugène, die Memoiren von Rapp, Gouvion S. Cyr, Ségur (im 4. und 5. Bande der Histoire et Mémoires), Bausset, Constant; Gourgaud, Napoléon et la Grande Armée en Russie ou examen critique de l'ouvrage de Ségur, Fain, Manuscrit de 1812, Villemain, Souvenirs contemporains I. (nach Erinnerungen des Grafen Narbonne), Davoût, Correspondance (ed. Mazade) III. Blocqueville, Le maréchal Davoût III. (Briefe desselben a. s. Frau). Peyrusse, Mémorial et Archives, Fézensac, Souvenirs militaires; Denniée, Itinéraire de l'Empereur Napoléon pendant la campagne de 1812, Coignet (der in diesem Feldzug schon Offizier ist), Cahiers, Léher, Lettre d'un capitaine de cuirassiers sur la campagne de Russie. Par. 1885. (Vaudoncourt), Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre entre la France et la Russie en 1812. Lond. 1815. Labaume, Relation circonstantiée de la campagne de Russie en 1812, Larrey, Mémoires de chirurgie militaire, Bourgeois, Tableau de la campagne de Moscou, Puibusque, Lettres sur la guerre de Russie. b) Von verbündeter Seite: v. Loßberg, Briefe in die Heimat geschrieben während des Feldzuges 1812 in Rußland. Cassel 1841. Wolzogen, Memoiren d. Generals von Wolzogen, Leipzig, 1851. (Pönitz) Militärische Briefe eines Verstorbenen, Roos, Ein Jahr aus meinem Leben, v. Meerheim, Erlebnisse eines Veteranen d. großen Armee während des Feldzugs in Rußland im Jahre 1812, Goethe, A. d. Leben e. sächsischen Husaren, Funck, Erinnerungen an den Feldzug des sächsischen Corps 1812, Legler, Denkwürdigkeiten a. d. russischen Feldzuge, Leisnig, Erinnerungen e. sächsischen Dragoneroffiziers, Röder v. Bomsdorf, Mitteilungen a. d.

russischen Feldzuge, Soltyk, Napoléon en Russie, Albrecht Adam, Aus dem Leben e. Schlachtenmalers (im Hauptquartier Eugens bis Moskau), Wessenberg, Denkschrift über den russischen Feldzug (in der „Deutschen Revue" von 1881); c) Aus dem russischen Lager: Herzog Eugen von Würtemberg, Memoiren, 1862. (Dazu Helldorf, Aus dem Leben des Prinzen Eugen von Würtemberg), Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Toll, 1. u. 2. Bd., Tschitschagoff, Mémoires inédits, Berlin 1855. (Dazu: Harnack, Z. Vorgeschichte und Geschichte des Krieges von 1812, i. d. Hist. Zeitschrift, LXI.). Die zahlreichen ungedruckten Journale russischer Generale sind von Bogdanowitsch (s. unten) benutzt worden. Wilson, Narrative of events during the invasion of Russia. Lond. 1860 (deutsch von Seybt 1861).

II. Geschichtliche Darstellungen des Feldzugs: Chambray, Histoire de l'expédition de Russie. 3 vols. (bes. in den späteren Auflagen grundlegend), dann die russischen Geschichtswerke von Buturlin, Michailowsky-Danilewski, Ker-Poter, Smitt, sämtlich überholt durch die umfassende Darstellung von Bogdanowitsch, Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812, 3 Bde. 1861—1863 (deutsch von Baumgarten) nach den authentischen Quellen im russischen Archiv für Militärtopographie, jedoch noch ohne Benutzung der Correspondenz Napoleons, durch welche die betreffende Partie bei York, Napoleon als Feldherr II, in einzelnen Punkten weitergeführt erscheint. Außerdem Thiers XIII u. XIV, Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814; Förster, Napoleon I. russischer Feldzug, Beitzke, Gesch. d. russischen Krieges, 2. Aufl.; Clausewitz' hinterlassene Werke VII, Lanfrey-Kalckstein, Gesch. Napoleon I., VI. Das Büchlein von Leo Tolstoi, Napoléon et la campagne de Russie (französisch von Delines, Paris 1888) ist ein ebenso geistvoller als mißlungener Versuch, dichterische Vorstellungen in die Geschichte einzuführen. Speziell a) über die Vorbereitungen und den Beginn des Feldzugs: De Pradt, Histoire de l'ambassade dans le Grand-Duchè de Varsovie en 1812, Bignon, Souvenirs d'un diplomate, Lensky, Notice historique sur les armements qui eurent lieu en Lithuanie pendant l'occupation française en 1812, Ernouf, Maret, duc de Bassano, Zusammenstellung der diplomatischen und militärischen Maßnahmen Napoleon I. zur Einleitung des Feldzuges von 1812 (Jahrbb. f. d. deutsche Armee und Marine, 1878), Liebert, Die Rüstungen Napoleons f. d. Feldzug 1812. (Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1888, 9. Heft.) b) über die Schlacht bei Borodino: Pelet, La Bataille de la Moskwa (Spectateur militaire 1831), Hofmann, Die Schlacht bei Borodino, Ditfurth, Die Schlacht bei Borodino, Marburg 1887. Roth von Schreckenstein, Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa; Über die Mitwirkung der sächsischen Kürassier-Brigade

in der Schlacht an der Moskwa (Österr. Militär-Zeitschrift, 1824). c) über den Brand von Moskau: Histoire de la Destruction de Moscou en 1812, Rostoptchine, La vérité sur l'incendie de Moscou. Paris 1823, Surrugue, Lettres sur l'incendie de Moscou, Paris 1823. d) über die Vorgänge an der Beresina vergl. die allgem. Geschichtswerke, insbes. Bogdanowitsch und die Erinnerungen der Teilnehmer; außerdem: Mosbach, Der Übergang über die Beresina aus ungedruckten Denkwürdigkeiten des polnischen Obersten Bialkowski (Streffleurs Österr. militär. Zeitschrift 1875), Clausewitz (der sich bei Wittgenstein befand), Über die Schlacht a. d. Beresina (Brief an Stein, mitgeteilt in der Hist. Zeitschrift, Jahrg. 1888), Pfuel, Der Rückzug der Franzosen a. Rußland (her. v. Förster, Berlin 1867). e) über den Anteil der Verbündeten: Welden, der Feldzug der Österreicher gegen Rußland im J. 1812, Wien, 1870, Angeli, Die Teilnahme des österr. Auxiliarkorps im Feldzug Napoleon I. gegen Rußland (Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs 1884). Droysen, Leben des Feldmarschalls York, Guretzky-Cornitz, Gesch. d. 1. Brandenburg. Ulanenregiments, (Cerrini), Die Feldzüge der Sachsen 1812 und 1813, Zezschwitz, Die Feldzüge der Sachsen 1812 und 1813. Burkersroda, Die Sachsen in Rußland, Holtzendorff, Geschichte der königl. sächs. leichten Infanterie, Liebenstein, Die Kriege Napoleons gegen Rußland 1812 und 1813, Minckwitz, Die Brigade Thielmann im Feldzuge von 1812, Krauß, Gesch. d. bayrischen Heeresabteilung im Feldzuge gegen Rußland; Heilmann, Feldmarschall Fürst Wrede, Derselbe, Die bayrische Kavalleriedivision Preysnig im J. 1812 (Jahrbb. f. d. deutsche Armee und Marine, 7. Bd.), Miller, Darstellung des Feldzuges der französischen verbündeten Armee gegen die Russen im J. 1812 mit bes. Rücksicht auf die Teilnahme der kgl. württembergischen Truppen. Bernays, Die Schicksale des Großherzogtums Frankfurt u. s. Truppen; Büdinger, Die Schweizer im Feldzug von 1812 (Histor. Zeitschrift XIX.).

III. Über das Malet'sche Unternehmen: Lafon, Histoire de la conjuration du général Malet, Paris 1814, Histoire des sociétés secrètes de l'armée et des conspirations militaires qui ont eu pour objet la destruction du gouvernement de Bonaparte. Paris 1815. Desmarest, Quinze ans de haute police, Savary, Mémoires VI, Fiévée, Correspondance et relations avec Bonaparte, III. Hamel, Histoire des deux conspirations du général Malet. Paris 1873. Passy, Frochot préfet de la Seine, Evreux 1867. A. Duruy, La conspiration du général Malet in dessen „Etudes d'histoire militaire". Paris, 1888. Über die Attentate: Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Toll, II. Bd. Senffts Memoiren, Bernays, Schicksale des Großherzogt. Frankfurt u. s. w. Förster, Napoleon I. russischer Feldzug. Bourgoing, Itinéraire de Napoléon de

Smorgoni à Paris; 1862. Ein Bericht von Wonsowicz über die Rückreise des Kaisers, den Ernouf in seinem Buche über Maret (S. 467) anführt, ist mir nicht bekannt geworden.

Zum dritten Kapitel. I. Vor dem Frühjahrsfeldzuge. a) Über die Rüstungen Napoleons und seine darauf zielende innere Politik: außer der Correspondenz des Kaisers die bereits erwähnte des Staatsrates Fiévée III., die Memoiren Savarys und Molliens, Fains Manuscrit de 1813, Thiers XV und Lanfrey-Kaldstein VI. Dann Rousset, La grande armée de 1813; Pelet, Tableau de la Grande Armée en 1813, am eingehendsten jedoch: Die französische Armee i. J. 1813, Berlin 1889. b) Über die Schwenkung Preußens: Droysen, York, I. Eckart, York und Paulucci; Ebeling, Yorcks Konvention von Tauroggen (Jahrb. f. d. d Armee und Marine, XXXVIII.) Natzmer, Aus dem Leben O. v. Natzmers; Henckel-Donnersmarck, Erinnerungen a. m. Leben. Dann: Ranke, Hardenberg (SS. WW. Bd. 48), Duncker, Preußen während der franz. Okkupation, (Aus d. Zeit Friedrich d. Großen u. Friedrich Wilhelm III.) Hiergegen Lehmann, Scharnhorst II. Außerdem: Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege 2 Bde.; gedrängte Darstellung in desselben, Das Zeitalter der Revolution, d. Kaiserreichs u. d. Befreiungskriege II.; Stern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Gesch. d. preuß. Reformzeit (die Berichte des franz. Gesandten in Berlin enthaltend); Aegidi, Knesebecks Sendung in d. russ. Hauptquartier (Historische Zeitschrift XVI), Lehmann, Knesebeck und Schön, Pertz, Das Leben Steins, III; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VII. und III, Ernouf, Maret. c) Über die deutschen Aufstände und Rüstungen: Gildemeister, Finks und Bergers Ermordung, Bremen 1814; Rists Lebenserinnerungen, Wohlwill, Die Befreiung Hamburgs am 18. März 1813; Derselbe, Z. Gesch. Hamburgs i. J. 1813. (Mitt. d. Vereins f. Hamb. Geschichte, 1888.) Varnhagens Denkwürdigkeiten III. Lefebvre, V. Über die preußischen Rüstungen insbes.: die betreffende Partie in Häußers deutscher Geschichte IV, Ompteda, Politischer Nachlaß; Steffens, Was ich erlebte VII, Lehmann, Borstell u. d. Ausbruch d. Krieges von 1813 (Hist. Zeitschr. XXXVII), außerdem die Biographien Gneisenaus von Pertz-Delbrück, Jahns von Euler, Scharnhorsts von Lehmann, Blüchers von Wigger, Niebuhrs von Eyßenhardt, Bülows von Varnhagen, Tettenborns von demselben, 2c. Ziehlberg, Ferdinande von Schmettau, Koberstein, Lützows wilde verwegene Jagd in „Preuß. Bilderb." 1887; K. v. L. Adolf Lützows Freikorps, 1884. d) Über die sächsische Frage und die Bildung der Koalition: Flathe, Gesch. Sachsens III, Senffts Memoiren, Castlereaghs Correspondenz, Bernhardi, Geschichte Rußlands II.; Aperçu des transactions politiques du Cabinet de Russie (im Sbornik der russ. hist. Gesellschaft.

XXXI.) Garden, Hist. gén. des traités XIV; Thorsoë, Danske Stats politiske historie 1800—1814, Nielsen, Bidrag til Sveriges politiske historie 1813. 1814, v. Schmidt, Schweden unter Karl XIV. Johann; Touchard-Lafosse, Hist. de Charles XIV u. d. erwähnte Werk von Swederus, endlich Lefebvre, V.

II. Der Frühjahrsfeldzug von 1813: Von Memoiren sind nur wenige zu verwerten: die Marmonts und S. Cyrs bieten nicht viel; Ségur und Fézensac befinden sich nicht auf dem deutschen Kriegsschauplatze, das Mémorial Peyrusse's ist hier unbedeutend, nur die Memoiren Eugens (v. du Casse), die Papiere Davoûts (ed. Mazade und Blocqueville) und namentlich die Erinnerungen des sächsischen Offiziers v. Odeleben „Napoleons Feldzug in Sachsen" sind französischerseits von größerer Bedeutung; außerdem das erwähnte Werk von Fain, Norvins, Portefeuille de 1813 und allem voran die Correspondance de Napoléon I. XXV. Von nichtfranzösischer Seite: Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals von Toll, Müffling, Aus meinem Leben, (2. Ausgabe 1855), Eugen v. Württembergs Memoiren III., Wolzogen, Memoiren, Helldorff, A. d. Leben d. Prinzen Eugen von Württemberg; (Prittwitz), Beiträge z. Gesch. d. Jahres 1813. Wilson, Private diary of 1812. 13. 14. Von historischen Darstellungen des Feldzugs: (Schulz) Gesch. d. Feldzugs von 1813, 2 Thle.; Müffling, Zur Kriegsgeschichte d. Jahre 1813 u. 1814; Friccius, Gesch. d. Krieges i. d. Jahre 1813 u. 1814; Michailowski-Danilewski, Denkwürdigkeiten a. d. Kriege von 1813 (deutsch 1837), Plotho, Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 und 1814; Beitzke, Geschichte der Freiheitskriege (2. Ausgabe von Goldschmidt), Charras, Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne; Bogdanowitsch, Gesch. d. Krieges von 1813 (deutsch v. A. S.), Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814; Yorck, Napoleon als Feldherr, II. Speziell über die Schlacht bei Bautzen: Meerheimb, Die Schlachten bei B. am 20. u. 21. Mai 1813. (1873.)

III. Die Zeit des Waffenstillstands und der Schwenkung Österreichs: Correspondance de Napoléon XXVI., Bignon, Histoire de France XI. XII., Thiers XVI. (nach Metternichschen Mitteilungen), dagegen Ernouf, Maret (mit Aufzeichnungen dieses Ministers), Metternich, Nachgelassene Papiere I. u. II. Der 1820 niedergeschriebene Bericht über die Dresdener Unterredung vom 26. Juni bei Helfert, Marie Louise (im Anhang); Broglie, Souvenirs I.; Radetzky, Denkschriften milit.-polit. Inhalts, 1858 (dazu Wehner, Über zwei Denkschriften Radetzkys a. d. Frühjahr 1813), Hormayr, Lebensbilder a. d. Befreiungskriege, Gentz, Dépêches inédites aux Hospodars de la Valachie (ed. Prokesch) I., De Clercq, Recueil des traités de la France II., Martens, Recueil des traités conclus par la

Russie III. Von historischen Darstellungen: Oncken, Österreich u. Preußen im Befreiungskriege (grundlegend, wenn auch noch nicht abschließend), Ranke, Hardenberg (SS. Werke, 48), Lefebvre V. Über das Leben am Hoflager Napoleons in Dresden: Odeleben, N.s Feldzug in Sachsen.

IV. Der Herbstfeldzug 1813. Zu den vorhin genannten Werken treten hier französischerseits die Memoiren Marmonts V., Fézensacs,Ségurs, Saint-Cyrs und Berthezène's wieder hinzu; daneben Du Casse, Vandamme. Von seiten der Verbündeten: Reiche's Memoiren (her. v. Weltzien), Colomb, A. d. Tagebuche d. Rittmeisters v. Colomb 1813 u. 1814 (1854), Blasendorff, Fünfzig Briefe Blüchers (Hist. Zeitschrift LIV.), Radetzky, Erinnerungen (in d. Mitteil. des k. k. Kriegsarchivs 1887), Prokesch-Osten, Denkwürdigkeiten a. d. Leben d. Fürsten v. Schwarzenberg. (Neue Ausg. 1861). Thielen, Erinnerungen a. d. Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen d. österr. Armee. 1863. Heilmann, Fürst Wrede, Bianchi, Duca di Casalanza. Richard Metternich, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, 1887 (mit Briefen von Gentz, Metternich und Schwarzenberg). Zu den historischen Darstellungen im Besonderen nachzutragen: Londonderry, Narrative of the war of 1813 and 1814 (deutsch 1836), Burghersh, die Operationen d. verbünd. Heere unter Schwarzenberg u. Blücher (deutsch 1844), Hofmann, Gesch. d. Feldzuges von 1813, Pelet, Tableau de la grande armée en septembre et octobre 1813 (nicht zuverlässig), Geschichte d. Nordarmee im J. 1813 (Berlin 1859), Aster, Schilderung d. Kriegsereignisse in und um Dresden, Wagner, Die Tage v. Dresden und Kulm, Aster, Schilderung d. Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königstein und Priesten u. d. Schlacht bei Kulm, Helfert, Die Schlacht bei Kulm, Kleist, Von Dresden nach Nollendorf (Beiheft z. Militärwochenblatt, 1889, 3). Helldorf, Z. Gesch. d. Schlacht bei Kulm. Mirus, D. Treffen b. Wartenberg, Schels, Die Operationen des Korps Bubna. (Österr. mil. Zeitschrift III. Jahrg.) Über d. Schlacht bei Leipzig: vor allem Aster, Die Schlachten bei L. 2 Bde. (2. Ausgabe 1856.); außerdem die Werke von Hofmann (1835), Naumann und Wuttke (1863). Dörr, Die Schlacht bei Hanau. Bockenheimer, Gesch. d. Stadt Mainz 1813 u. 1814.

Zum vierten Kapitel. I. Vor Erneuerung des Krieges. Über die ersten Unterhandlungen des Friedens wegen: Castlereaghs Korrespondenz, Metternichs Nachgelassene Papiere I. II. (dazu Bailleu, „Metternichs Memoiren" in der Histor. Zeitschrift XLIV.), Rich. Metternich, Österreichs Teilnahme &c., Fain, Manuscrit de 1814, Ernouf, Maret, Bignon, Hist. de France XIV. Angeberg, Le Congrès de Vienne I. Oncken, Aus den letzten Monaten d. Jahres 1813 (Histor. Taschenbuch 1833). Derselbe, D. Zeitalter d. Revolution, des Kaiserreichs u. d. Befreiungskriege

2. Bd. Über die inneren Verhältnisse Frankreichs: Correspondance de Napoléon XXVI. u. XXVII., Buchez et Roux, Histoire parlementaire de la révolution fr. XXXIX. Bulletin des lois, Die Memoiren von Mollien, Miot, Baussiet, Savary, Meneval, Napoléon et Marie Louise II., Béranger, Ma biographie, Rodriguez, Relation de ce qui s'est passé à Paris à l'époque de la déchéance de Buonaparte (1814), Journal d'un prisonnier anglais (in d. Revue brittanique V. VI.) Journal d'un officier anglais pendant les quatre premiers mois de 1814 (ebenda IV.), Véron, Mémoires d'un bourgeois de Paris I., Broglie, Souvenirs I., Thiers XVII., Vaulabelle, Hist. des deux restaurations, Lubis, Hist. de la restauration, Houssaye, „1814" (grundlegend f. d. innere Geschichte), worin auch die Litteratur f. d. Departementalgeschichte d. Jahres verzeichnet ist.

II. Der Krieg in Frankreich. Über den Feldzug vergl. man neben d. Correspondance XVII: Mémoires du roi Joseph, die Memoiren von Marmont, Belliard, Pajol, Lavalette, Koch; Fabviers Journal des opérations du 6ème corps. Außerdem: Girard, La campagne de Paris en 1814. Beauchamps, Histoire des campagnes de 1814 et 1815, Vaudoncourt, Histoire des campagnes de 1814 et 1815, Du Casse, Le général Arrighi. Von nichtfranzösischer Seite zu den im früheren Kapitel aufgeführten Quellenwerken: (Damitz) Gesch. d. Feldzugs v. 1814, 4 Bde. Schels, Die Operationen d. verbündeten Heere gegen Paris (Öst. mil. Zeitschrift 1845), Thielen, Der Feldzug d. verbündeten Heere, Schulz, Gesch. d. Feldzugs v. 1814, 2 Bde., Nostiz, Tagebuch (Kriegsgeschichtl. Einzelschriften Heft 5 u. 6), Delbrück, D. Leben Gneisenaus II., Colomb, Blücher in Briefen, Boie, Die Stunde d. Entscheidung vor Beginn d. unglücklichen Kämpfe im Februar 1814 (Jahrb. f. d. deutsche Armee und Marine, 1878), Danilewsky, Der Feldzug in Frankreich, Bogdanowitsch, Gesch. d. Feldzugs v. 1814 (deutsche Ausgabe 1866). Über die diplomatischen Unterhandlungen während d. Krieges neben den oben angeführten Quellen: Oncken, Lord Castlereagh und die Ministerkonferenz zu Langres (Hist. Taschenb. 1885). Derselbe, Die Krisis der letzten Friedensverhandlungen mit Napoleon I. (ebenda, 1886), Houssaye, „1814", (nach den Protokollen d. Kongresses von Châtillon), Pons de l'Hérault, Le congrès de Châtillon, Lapérouse, Le congrès de Chatillon. Über den Sturz Napoleons außer den genannten allgemeineren Werken: Die Memoiren v. Bourrienne, dazu A. B, Bourrienne et ses erreurs, II. Bd., Talleyrands Lettres inédites à la Princesse de Courlande (Revue d'histoire diplomatique I.); Vitrolles, Mémoires et relations politiques I.; De Pradt, Récit des évènements qui ont amené la restauration de la royauté; Rapetti, La défection d'Éssonnes; Chateaubri=

and, Mémoires d'Outretombe. Die Souvenirs du Duc de Vicence par Mme Sorr sind nicht authentisch. Von Zeitungen: Moniteur, Journal de l'Empire, Gazette de France, Journal des Débats. Die Pamphlete wider Napoleon sind überaus zahlreich. Eine Sammlung derselben verzeichnet mit Auszügen daraus: Germond de Lavigne, Les pamphlets de la fin de l'Empire, des 100 jours et de la Restauration. (1879.)

III. Napoleon auf Elba. Über die Fahrt dahin: Helfert, Napoleons Fahrt von Fontainebleau nach Elba. 1874. (Nach d. Berichten des österr. Bevollmächtigten General Koller.); Waldburg-Truchseß (Bevollmächtigter Preußens), N. Bonapartes Reise v. Fontainebleau nach Fréjus, Berlin 1815; Campbell (Englands Bevollmächtigter), Napoleon at Fontainebleau and Elba. 1869; J. Fabre, De Fontainebleau à l'île d'Elbe, 1887, (wertlos). Über den Aufenthalt auf d. Insel: Correspondance XXVII; Campbells Aufzeichnungen; Peyrusse's Mémorial, worauf gegründet: Pichot, Napoléon à l'île d'Elbe, 1873. Dann: Lancelotti, Napoleon auf Elba, Dresden 1815, Foresi, Napoleone I. all' isola dell' Elba, 1884, Livi, Napoleone all' isola d'Elba, 1888, Pellet, Napoléon à l'île d'Elbe, 1888 (die letzteren beiden mit zu viel Vertrauen auf geheime Polizeiberichte); Napoleon selbst diktierte die Geschichte seines Aufenthaltes unter dem Titel: L'île d'Elbe et les Cent jours (im 31. Bande seiner Correspondenz; wie fast alle seine Diktate tendenziös und unzuverlässig), Jung, Lucien Bonaparte et ses mémoires III., Fleury de Chaboulon, Mémoires de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815, London 1820 (schildert seine Sendung im Auftrage Marets), Hérisson, Le cabinet noir. Überdies: Thiers, XVIII. u. XIX., Lubis III, Vaulabelle II., Lanfrey-Kalckstein VII. Die Litteratur über den wiener Kongreß gehört nicht hierher. Doch für die Haltung Talleyrands in der Elba-Frage: Pallain, Correspondance de Talleyrand avec Louis XVIII. (deutsch von Bailleu, 1881) und M. Lehmann, D. Tagebuch d. Frh. v. Stein während des Wiener Kongresses (Hist. Zeitschrift 1888). Fournier, Talleyrand, (D. Rundschau 1888). Betreffs d. Mißgriffe d. Bourbons: die Erinnerungen Vitrolles' II., Vérons I., Broglies I. und Montgelas'.

Zum fünften Kapitel. I. Die Herrschaft der hundert Tage. Correspondance de Napoléon, XXVIII., Napoleon, „L'île d'Elbe et les Cent-Jours" (in Correspondance XXXI.). Speziell über N.s Zug von Cannes nach Paris: A. D. B. Mounier, Une année de la vie de l'Emp. Napoléon (1815). Ferner die Memoiren von Vitrolles I, Villemain II, Broglie I., Lucien Bonaparte III. (ed. Jung), Fleury de Chaboulon I. II., Peyrusse, Mollien, Miot v. Melito III, Véron I. Dann: Benjamin Constant, Mémoires sur les Cent-Jours (2. Aufl. 1829);

Sismondi, Notes sur l'Empire et les Cent-Jours (Revue historique IX.) Desselben Briefe an seine Mutter (Revue historique VI., unverläßlich); Hobhouse, Lettres écrites de Paris pendant le dernier règne de l'empereur Napoléon, (A. d. Englischen, Paris 1817, worüber Napoleons Bemerkungen in d. Correspondance XXXI) Davoût, Correspondance IV. (ed. Mazade); Blocqueville, Le maréchal Davoût IV; Béranger, Ma biographie; Lord Holland, Reminiscenzen, Picaud, Carnot (1885). F. v. Weech, Französische Zustände während d. hundert Tage und d. Okkupation (Hist. Zeitschr. XVI. 1866, nach Wellingtons Supplementary dispatches X.) Dazu die Geschichtswerke von Thiers XIX, Vaulabelle II., Lubis III., Thibaudeau, Hist. du Cons. et de l'Empire X., Bignon XIV., Baudouin, Anecdotes historiques du temps de la restauration, Hélie, Les Constitutions de la France, Pölitz, Europäische Verfassungen III., Archives parlementaires, 2ème série, Germond de Lavigne, Les pamphlets de la fin de l'Empire etc. Zu den im vorigen Kapitel genannten Zeitungen treten hinzu: „L'Aristarque“, „L'Indépendant“, „Le Patriote de 89“ und „Le Nain Jaune“ als Witzblatt.

II. Der Feldzug von 1815. Hiefür kommt die Correspondance de Nap. kaum in Betracht. Seine Darstellung des Krieges, wie er sie auf St. Helena Gourgaud in die Feder diktierte, unter dessen Namen dann „La campagne de 1815“ im Jahre 1818 erschien, ist die Grundlage für viele historische Darstellungen, u. A. Thiers', geworden, obgleich alsbald berichtigende Gegenschriften erschienen. Unter den Letzteren insbesondere: Grouchy, Observations sur la relation de la camp. de 1815 publiée par Gourgaud. Paris 1819; Heymès, Relation de la campagne de 1815 pour servir à l'histoire du maréchal Ney; d'Elchingen, Documents inédites sur la campagne de 1815; Gérard, Quelques documents sur la bataille de Waterloo. Vergl. dazu die Memoiren von Berthezène, Lamarque, Fleury de Chaboulon u. a. Unsere Kenntnis beruht heute hauptsächlich auf Charras, Histoire de la campagne de 1815 (deutsch 1858) u. Ollech, Gesch. d. Feldz. v. 1815 nach archivalischen Quellen. Diese beiden, in der Kritik nicht völlig unbefangenen Darstellungen, dann Quinet, Hist. de la camp. de 1815, Chesney, Waterloo lectures (deutsch 1869), Gardner, Quatrebras, Ligny and Waterloo (1882) und York, Napoleon als Feldherr, II. haben ältere Werke überholt. Gleichwohl verdienen einige derselben noch heute wegen des reichen Quellenmaterials, das sie enthalten, Beachtung: Siborne, History of the war in France and Belgium in 1815 (deutsch 1846; dazu Fransecky im Militärwochenblatt v. 1845), Clausewitz, D. Feldzug von 1815 (Hinterlassene Werke VIII.), Plotho, D. Krieg d. Verbündeten gegen Frankreich, 1815 (1818), Wagner, Pläne d. Schlachten und Treffen, Hofmann, Z. Gesch. d. Feldzugs v. 1815 (2. Auflage 1849), Schulz, Gesch.

d. Kriege XIV. XV., Löben-Sels (Holländer), Précis de la camp. de 1815 (1849), Pringle, Remarks of the camp. of 1815, Jomini, Précis politique et militaire de la camp. de 1815, Eerens, Dissertation sur la participation des troupes des Pays-Bas à la camp. de 1815 (1880), La Tour d'Auvergne, Waterloo, études de la camp. de 1815 (1870, steht unter bonapartist. Einfluß). Außerdem: Wellingtons Dispatches (ed. Gurwood) XII. und Supplementary disp. X., Reiche's Memoiren, her. v. Weltzien, Müffling, Aus meinem Leben, Pertz-Delbrück, Gneisenau IV., Delbrück, D. Leben d. F.-M. Gneisenau II., M. Lehmann, Zur Geschichte d. Feldz. v. 1815 (Histor. Zeitschrift 1877), Bernhardi, Geschichte Rußlands I, Treuenfeld, Die Tage von Ligny u. Belle Alliance (1880). Über den Beginn d. Franzosenflucht: Büdinger, Wellington (im Anhang). Über Cambronne und die Katastrophe d. Garde: Knesebeck, Leben d. Freih. Hugh v. Halkett, Poten, Artikel „Halkett" in d. Allg. d. Biographie, Fransecky im Militärwochenblatt von 1876, Nr. 47. Über Murat: Helfert, Joachim Murat, seine letzten Kämpfe u. s. Ende. 1878.

Zum sechsten Kapitel. Über die letzten Tage in Frankreich: Fleury de Chaboulon II., Sismondi, Savary VIII., Lucien III., Miot III., Vitrolles III., Montholon, Récits de la captivité de Ste Hélène I. 1846 (auch deutsch), Las Cases, Mémorial de Ste Hélène I. (1823), Villemain, Souvenirs II., Lafayette, Mémoires, Broglie, Souvenirs I., Villèle, Mémoires I., Quinet, Hist. de la camp. de 1815, Castlereaghs Korrespondenz, endlich die im früheren Kapitel erwähnten Journale und die von Germond de Lavigne verzeichneten Broschüren. Über den Aufenthalt auf St. Helena: Neben den angeführten Hauptwerken von Montholon und Las Cases vor allem das grundlegende Werk von Forsith, History of the captivity of Napoleon at S. Helena. 3 Bde. 1853 (nach den Akten der englischen Regierung). Die von Napoleon diktierten „Lettres du Cap de Bonne Espérance" (in seiner Correspondance XXXII.), welche 1818 erschienen, begründeten die Märtyrerlegende, welche Nahrung erhielt durch O'Meara, Napoleon in exile, or a voice from S. Helena (Lond. 1822, 2 Bde., auch deutsch) und Antommarchi, Derniers moments de Napoléon, 2 Bde., 1825. Ferner: Capt. Maitland, Narrative of the surrender of Bonaparte, Warden (Arzt d. „Northumberland"), Lettres written on board S. M. S. Northumberland and at S. Helena (französische Auszüge daraus bei Hérrisson, Le cabinet noir; als unverläßlich dargethan in Quarterly review Nr. XXXI u. XXXII). Mrs. Abell (die jüngere Tochter Balcombes), Recollections of the emperor Napoleon during the first three years of his captivity in the Island of S. Helena (Lond. 1844, auch deutsch), Henry (ein Offizier der Garnison v. St. Helena), Events of a military life II. Außerdem wertvolle Beiträge in Walter Scott, Life

of Napoleon, IX., Yonge, The life and administration of Robert Banks, second Earl of Liverpool, II. Bd., Schlitter, Die Berichte d. k. k. Kommissärs Frh. v. Stürmer aus St. Helena 1816—1818 (Wien 1886) u. Derselbe, Kaiser Franz I. u. die Napoleoniden v. Sturz Napoleons bis zu dessen Tod (Wien 1888). Die Diktate Napoleons zur Geschichte seiner Zeit erschienen zuerst als Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste Hélène par les généraux qui ont partagé sa captivité, et publiés sur les manuscrits corrigés de la main de Napoléon. Paris 1823. 8 Bde.

Nachträgliche Berichtigungen.*)

a) Zu Band I.

Seite	VIII	Zeile	1	von	oben	lies	1868 statt 1869;
„	17	„	5	„	„	„	kriecherisch statt kriegerisch;
„	35	„	4	„	„	„	chouannait statt choquat;
„	110	„	1	„	unten	„	der britischen Flotte im Jahre 1796 Korsika wiedererobern lassen;
„	111	„	3	„	oben	„	5. Juni statt 6. Juni;
„	140	„	8	„	„	„	Phélippeaux statt Phélipoteaux;
„	167	„	2	„	„	„	9. November statt 18. November;
„	195	„	16	„	„	ist	„durch Hannibals Winterzug berühmten“ zu streichen;
„	206	„	16	„	unten	lies	20 Millionen statt 25 Millionen;
„	240	„	15	„	oben	„	Marmonts statt Murats;

b) Zu Band II.

Seite	38	Zeile	4	von	oben	lies	französische statt kaiserliche;
„	148	„	12	„	„	„	Stimmung statt Stimmungen;
„	152	„	7	„	unten	„	93 statt 99;
„	156	„	7	„	oben	„	Rovigo statt Rovigno;
„	180	„	16	„	unten	„	Kirchenstaat so gut wie eine französische Provinz;
„	181	„	5	„	oben	„	Ferdinand IV. statt Ferdinand VI.;
„	187	„	4	„	„	„	zurückgeben statt zurückzugeben;
„	230	„	3	„	„	„	ein Parlamentär Karls;
„	232	„	4	„	„	„	an die portugiesische Grenze statt nach Portugal;
„	234	„	10	„	„	„	im September statt Ende August;
„	238	„	8	„	„	„	Georg statt Großherzog;
„	252	„	2	„	unten	„	Brunetière statt Brunetève;
„	253	„	5	„	oben	„	a) über das Verhältnis.

*) Dieselben beziehen sich nur auf den Druck, nicht auf den sachlichen Inhalt. Dieser kann erst in einer neuen Auflage die notwendige Korrektur erfahren. Doch möge hier bemerkt sein, daß der Verfasser an den Grundzügen des Buches und der Auffassung des Charakters seines Helden heute noch nichts zu ändern wüßte.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.


226
974





